The University of Chicago
Libraries

PRESENTED BY
HENRY L. FRANK

The University of Chicago
Libraries

PRESENTED BY
HENRY L. FRANK

Gen. Lib.

Rudolf Lindau

Türkische Geschichten

Given by Henry L. Frank

Berlin W
F. Fontane & Co.
1897

Türkische Geschichten

Von Rudolf Lindau erschienen im gleichen Verlage:

Gesammelte Romane und Novellen.

Inhalt:

Band I: Gordon Baldwin — Im Park von Villers — Das rote Tuch — Verkehrtes Leben.
Band II: Gute Gesellschaft — Souvenir — Tödliche Fehde.
Band III: Robert Ashton — Das Glückspendel.
Band IV: Die kleine Welt — Lebensmüde — Liquidirt — Der Geher — Treu bis in den Tod.
Band V: Reisegefährten.
Band VI: Der Gast — Zwei Seelen.

Separat Ausgaben.

Aus China und Japan. Reiseerinnerungen.
Auf der Fahrt. Kurze Erzählungen.
Der lange Holländer. Novellen.
Schweigen. Neue Novellen.
Die kleine Welt. Novellen.
Erzählungen eines Effendi.
Liebesheiraten. Roman.
Der Flirt. Novellen.

Türkiſche Geſchichten

Von

Rudolf Lindau

Given by Henry L. Frank

Berlin W
F. Fontane & Co.
1897

PT 2424
.L2 T8
1897

Alle Rechte
besonders das der Ueberſetzung
vorbehalten

656248

Inhalt.

	Seite
Vorrede	1
Der grüne Schleier	3
Der Klageschrei	41
Die weiße Hand	95
Die schöne Dschanfeda	121
Gülmes Wesir	169
Der Sebildschi	229
Der verlorene Freund	295
Tiffli Külchan Bey	343
Der Hüledschi	373
Die Prinzessin Djevherli Hanum	417
Der kluge Toros Agha	449
Der goldene Reif	461

184435

Vorrede.

Die nachstehenden Geschichten sind mir von meinem türkischen Lehrer erzählt worden. Mein geringes Verdienst bei deren Veröffentlichung ist, seine mündlichen Mitteilungen, etwas geordnet, ins Deutsche übertragen zu haben.

Mein Erzähler ist ein stiller Muselmann, dessen innige und ruhige Freude am Poetischen und Wunderbaren deutlich, wenn auch nie laut hervortritt. Er spricht leise und sehr langsam, ohne lebhaftes Mienenspiel; die Hände ruhen dabei auf seinen Knieen, es sei denn, daß sie die Tasse Kaffee, das Glas Wasser, oder die Cigarette bedächtig zum Munde führen. Will er etwas hervorheben, so wiederholt er zwei-, auch dreimal, in eigentümlich nachdenklicher, träumerischer Weise dasselbe Wort oder denselben Satz, ohne seine Augen, die gewöhnlich zu Boden geschlagen sind oder an mir vorbei in die Ferne schauen, auf mich zu richten. Ich bewundere an ihm die Kunst, mit der er, bei den geringen Sprachmitteln, die ihm im Verkehr mit mir zur Verfügung stehen, seine fremdartigen Mitteilungen anschaulich und verständlich macht.

Was die Entstehung jener Geschichten angeht, so darf sie sicherlich auf einige Thatsachen aus längst vergangenen Zeiten zurückgeführt werden. Diese Thatsachen werden von Anfang an bei deren mündlicher Wiedergabe mehr oder weniger ausgeschmückt worden sein und schließlich, während der Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht, ihre heutige, auch noch keineswegs feste Form angenommen haben. Sie dürfen demnach als Volkssagen bezeichnet werden.

So ist z. B. der Held der Geschichte „der grüne Schleier", Sinan, zweifelsohne kein anderer als Sinan Pascha, „der halsstarrige Albanese", der fünfmal Großwesir wurde und noch im achtzigsten Lebensjahr einen Schwager des Sultans, den Wesir Ibrahim, zum Zweikampf herausforderte: — „‚Ich sei alt und gebrechlich, sagt man. Wenn das Ibrahim sagt, so komme er heraus in den Hof, wir wollen ringen und Lanzen schwingen mitsammen' — und indem er das sagte, legte er Hand an Ibrahims Gürtel und zog ihn fort." (Tarichi Naïma, angeführt von Hammer in seiner Geschichte des osmanischen Reiches, zweite Auflage, II. Band, S. 609.) — Sinan Pascha starb jählings, nachdem er nie einen Tag krank gewesen war, am 3. April 1596. Er hinterließ unermeßliche Reichtümer und wurde in einem von ihm selbst errichteten Grabmale, in der Nähe des Thores Parmak-Kapu, beigesetzt.

An der über ihn verbreiteten Sage, sowie auch an den anderen türkischen Geschichten, die ich gesammelt habe, dürfte es, gegenüber den heute beliebten psychologischen Klügeleien, auffallen, daß sie nur durch schlichte Wiedergabe dessen, was „geschieht", Unterhaltung und Freude

gewähren wollen; — aber sie verfolgen und erreichen auch den Zweck, zu sorgloser Träumerei anzuregen.

Der Türke will in seiner Poesie von klaren logischen Begründungen nichts wissen: sie würden ihm die Freude an der Dichtung verleiden. Er verlangt nicht, daß jedes „i“ seinen Punkt habe, seine Schriftsprache ist ohne Vocale, er liebt es, zwischen den Zeilen zu lesen und jeden Satz bis zu einem gewissen Grade deuten zu müssen; der Schatten ist ihm angenehmer als das helle Licht: so will er auch die Beweggründe der Handlungen seiner Helden suchen, und je mehr Anregung zu solchem Suchen eine Erzählung ihm bietet, desto besser gefällt sie ihm. Ob er schließlich das Richtige findet, ist ihm gleichgültig. Suchen füllt ihm die Zeit, die er dem Nichtsthun giebt, angenehmer aus als Freude an einer Entdeckung.

Als ich meinen Lehrer fragte: „Weshalb heißt die Geschichte ‚Der grüne Schleier‘?“ schwieg er längere Zeit; dann antwortete er: „Man hat sie so genannt. — Warum? — Das weiß ich nicht. — Aber weil man darüber und über manches andere in jener Geschichte nachdenken kann, deshalb wird sie seit Jahrhunderten immer und immer wieder erzählt.“

Der grüne Schleier.

Vor vielen Jahren lebte in einem Teile von Stambul, der faſt ausſchließlich von Handwerkern und anderen kleinen Leuten bewohnt wird, ein Mann aus Albanien. Er war eines Tages, mit einem Knaben von etwa ſechs Jahren an der Hand, dort angekommen und hatte ſich in einer ärmlichen Hütte, die man ihm für geringen Mietzins überlaſſen, häuslich eingerichtet. Er war ein ſchweigſamer Mann, von finſterem Ausſehen und, wie man erkannt, nachdem er ſich zu ſchweren Handarbeiten verdungen hatte, von nahezu übermenſchlicher Leibeskraft. Seine Geſichtsfarbe war hell, ſein Haar blond, die grauen Augen blickten ſcharf und hart. Die Nachbarn fürchteten ihn, denn er ſah aus, als wäre er jeder Gewaltthat fähig, und ſie hüteten ſich, ihn zu necken oder zu reizen, obgleich er ein Fremdling war, ohne Anhang in ſeiner Umgebung, und der türkiſchen Sprache, wie ſie in Konſtantinopel geſprochen wird, nur unvollkommen mächtig. Da er im Kaffeehauſe, gedankenvoll vor ſich hinblickend, allein zu ſitzen pflegte, mit niemand freundſchaftlich verkehrte, auch niemals einen Beſuch empfing, ſo erfanden die Leute ſeines Viertels eine Geſchichte, die auf ſein Äußeres und ein zurückhaltendes Weſen

paßte. Danach ſtammte Emrulla Agha aus einer vornehmen albaneſiſchen Familie und wäre aus ſeiner Heimat entflohen, weil er dort einen Mord begangen hätte. Auf die hohe Abkunft des Fremden wollte man beſonders aus den ſchönen Waffen ſchließen, die er trug, und die mit ſeiner Armut und der beſchwerlichen Thätigkeit, der er ſich hingab um ſein Leben zu friſten, nicht in Einklang zu bringen waren.

Eines Abends, als Emrulla ſich von dem Platz, auf dem er arbeitete, nach Hauſe begeben wollte, wurde er von bewaffneten Männern überfallen, die ihn, noch ehe er ſich hätte zur Wehr ſetzen können, zu Boden ſtreckten und ſo übel zurichteten, daß er für tot auf dem Boden liegen blieb. Nach einigen Stunden kam er wieder zu ſich, und mit Hülfe eines barmherzigen Muſelmanns, der ihn auf einen Handwagen legte, wurde er nach ſeiner Wohnung geſchafft, wo ihm bald darauf der nötige ärztliche Beiſtand zu Teil wurde.

Emrulla Agha genas langſam; aber ſeine frühere Körperkraft kehrte nicht zurück, und er mußte es aufgeben, durch ſeiner ſtarken Hände Arbeit leben zu wollen. Er verließ die Straße, in der er acht Jahre lang gewohnt hatte, und, ohne irgend jemand anvertraut zu haben, wohin er ginge, zog er in einen andern entfernten, ebenfalls erbärmlichen Stadtteil, wo man aber noch weniger von ihm ſah und hörte als in ſeiner alten Umgebung. Den Tag über blieb er zu Hauſe, und erſt wenn es dunkel geworden war, trat er auf die Straße, mit einem flachen, leichten hölzernen Faß auf dem Rücken, das von ihm ſelbſt zubereiteten ſchmackhaften Boſa enthielt, ein Getränk

aus Hirse, das mancherlei Krankheiten heilt und auch dem Gesunden zuträglich ist, da es die Atmungsorgane geschmeidig erhält und gleichzeitig stärkt.

Auf diesen allabendlichen Wegen durch die Straßen war Emrulla häufig von seinem Sohne Sinan begleitet, der inzwischen zu einem schönen Jüngling herangereift war, auf dessen schlanker Gestalt und anmutigem, hellem Antlitz die Augen vieler mit Wohlgefallen ruhten. Der junge Sinan hatte die edlen Züge seines Vaters geerbt, aber sie waren nicht durch finsteren Ernst getrübt, vielmehr lagerte darüber ein Ausdruck herzgewinnender Freundlichkeit. Bald kannte jedermann im Viertel seine helle, reine Stimme, und wenn er seinen Ruf „Bosa!“ erschallen ließ, so zeigten sich die Kunden seines Vaters an Thür und Fenster, um sich von ihm bedienen zu lassen. Er geizte nicht mit dem Maß, das man von ihm verlangt hatte und feilschte nie wegen des Preises, den man dafür zahlte, wenn auch derselbe bei armen Leuten mit kranken Kindern oftmals sehr gering war; vielmehr gab er für die kleinste Münze mit herzlichem Tone zurück: „Ich danke. Möge der gute Trank euch wohl bekommen!“ — Der Vater stand während der Zeit finster und verdrossen da, und kein Wort kam über seine geschlossenen Lippen.

So vergingen wieder drei Jahre. Da erkrankte der Vater, wohl noch in Folge der schweren Verwundungen, die er bei dem nächtlichen Überfall erlitten hatte. Nun trat Sinan an seine Stelle als Zubereiter und Verkäufer des Bosa, denn ohne den Gewinn, der mit dem Verkauf des Getränks erzielt wurde, wäre es unmöglich gewesen,

die Unkosten des Hausstandes zu bestreiten, so geringfügig sie auch waren.

Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war stets das beste gewesen. Als kleines Kind war Sinan von seinem Vater mit mütterlicher Zärtlichkeit und Sorgfalt gehütet und gepflegt worden; als der Vater erkrankte, zeigte sich das dankbare, liebevolle, treue Gemüt des Sohnes. Mit Ausnahme der Abendstunden, die er wegen des Verkaufs des Bosa auf der Straße zubringen mußte, wich er nicht vom Lager seines Vaters, und als dessen Zustand so bedenklich wurde, daß der Sohn das Schlimmste fürchten mußte, da gelang es seinen Bitten, einen angesehenen Arzt, der sich für gewöhnlich nur um die Gesundheit reicher und vornehmer Leute kümmerte, an das Bett des armen Kranken zu führen, um diesen, wenn menschenmöglich, von seinen Leiden zu heilen. Aber Emrullas Stunden waren gezählt, und nur der Tod erschien als sein Befreier.

Als der Agha erkannte, daß sein Ende nahte, machte er eine letzte große Kraftanstrengung und vertraute dem ehrfurchtsvoll lauschenden Sohne die jammervolle Geschichte seines Lebens an. Er war von einem falschen Freunde durch Verrat gekränkt worden und hatte ihn dafür erschlagen. Dann war er geflohen, weil er in Erfahrung gebracht hatte, daß er nach dem Willen des Fürsten seine männliche Rache durch schmählichen Tod, gleich einem gemeinen Verbrecher, sühnen sollte. Die Anverwandten des Erschlagenen hatten aber seinen Aufenthalt entdeckt, und drei derselben ihn nach Ablauf der „Bessa", d. h. des mit ihnen geschlossenen Gottesfriedens, meuchlings

überfallen und für tot auf dem Platze gelassen. Der Agha hatte keinen seiner Angreifer erkannt, und verbot Sinan, seinerseits Blutrache an ihnen üben zu wollen. Die letzten Worte des Sterbenden an seinen Sohn waren: „Mögest du glücklicher sein, als ich es war. Sei fromm, mutig, treu!“ — Darauf segnete er Sinan, und in derselben Nacht verschied er.

Nach dem Tode des Vaters, von dem Sinan, außer den kostbaren Waffen, die ihm heilig waren, nichts geerbt hatte als erbärmliches Hausgerät, blieb dem Verwaisten nur übrig, das bescheidene Gewerbe weiter zu betreiben, das er von seinem Vater gelernt und von dessen Erwerb die beiden während der letzten drei Jahre gelebt hatten. Sinan that es ohne Verdruß, und die Arbeit erschien ihm seiner Abkunft nicht unwürdig, denn er hatte niemals Lehren des Hochmuts vernommen; aber die Einsamkeit seines Lebens drückte ihn, und er war sehnsüchtig darauf bedacht, eine Gefährtin zu finden. — So legte er jeden Para, den er verdiente, sorgfältig beiseite, bis er sich nach drei Jahren harter Entbehrungen reich genug wähnte, eine Frau nehmen zu können. — Er hatte sich inzwischen unter seinen zahlreichen Bekannten einige gute Freunde gemacht, und diese, da sie seinen heißen Wunsch, einen Hausstand zu gründen, kannten, thaten sich nach langen Unterredungen zusammen, um dem liebenswürdigen Jüngling eine seiner würdige Frau zu geben. Die Auserwählte hieß Naïmeh und war die Tochter eines armen, ehrbaren Handwerkers. Diejenigen, die sie als Kind, auf der Straße spielend, gekannt hatten, sagten, sie müsse zu einer sehr schönen Jungfrau herangewachsen sein, und ihr Vater bestätigte

dies. „Sie ist ein Trotzkopf," fügte er hinzu, „aber Sinan ist der Sohn eines starken Vaters und wird ein Weib zu bändigen wissen."

Bald darauf fand die Hochzeit statt. Sinans Gönner hatten für ihren Schützling ein freundliches Häuschen gemietet, das inmitten eines kleinen Gartens gelegen war, und dort verbrachte das junge Paar — er war zur Zeit der Vermählung zwanzig, sie sechzehn Jahre alt — vier Jahre, deren Glück durch nichts getrübt erschien, obwohl die Ehe kinderlos blieb.

Eines Tages, als Sinan in dem Kaffeehaus saß, in dem er sich gelegentlich mit seinen Freunden zu harmloser Unterhaltung zusammenzufinden pflegte, kam das Gespräch auf eine Frau des Viertels, die ihren Mann, der allen Anwesenden wohl bekannt war, betrogen hatte und von diesem erschlagen worden war. Der Mann war wegen seiner raschen That zu langer Strafe verurteilt worden und schmachtete jetzt im Kerker. Das fand man allgemein hart und ungerecht; nur ein alter fremder Derwisch, der sich träge und gleichgültig an der Unterhaltung beteiligte, meinte, ein Mord müsse immer bestraft werden, auch wenn der Mörder durch schwere Beleidigung zum Verbrechen gereizt worden sei: sonst würden Wildheit und Grausamkeit in der Welt wuchern wie Unkraut in einem Garten, aus dem es nie gejätet wird. — Dem widersprach Sinan; der Derwisch antwortete gelassen, mit der Überlegenheit in Wort und Gebärde, die ihm sein hohes Alter gab. Sinan ließ sich jedoch durch die Worte des ehrwürdigen Mannes nicht überzeugen, und dieser schloß die Unterhaltung, indem er sagte: „Deine Worte sind wahre Worte, denn sie

gehorchen deinem Herzen; aber dein Herz ist jung und unerfahren und vermag die Wahrheit noch nicht zu erkennen. Die Jungen mögen sprechen, wie du sprichst, und die Alten so, wie ich spreche. Beide sagen die Wahrheit nach ihrer Erkenntnis, und es trifft keinen ein Tadel. Doch urteilest du als alter Mann, wie du es heute thust, dann wärest du ein Ruchloser."

Darauf kam im Zusammenhang mit dem Verbrechen und der Strafe des ungetreuen Weibes, das Gespräch auf das Leben der Frauen. Ein Landmann, der sich erst vor einiger Zeit in Stambul niedergelassen hatte, erzählte, in seinem Dorfe zeigten sich Frauen und Mädchen unverschleiert, aber sie seien deshalb nicht schamlos zu nennen, und die Sitten seiner Heimat wären eher besser, denn schlechter als die in Konstantinopel. — „Wahre Reinheit kommt aus dem Herzen," sagte er; „der Schleier bürgt nicht für Keuschheit."

Sinan widersprach dem Landmann, wie er kurz vorher dem Derwisch widersprochen hatte, doch in artigem, freundlichem Tone, denn er war nicht leicht reizbarer Natur, und das Glück, eine schöne und tugendhafte Gattin zu besitzen, dessen er sich zu erfreuen glaubte, hatte seine gefälligen Anlagen noch mehr ausgebildet und ihn zu einem versöhnlichen Menschen gemacht, der jedem Streit abhold war. — „Ich verehre den Schleier," sagte er, „wie ihn uralter Gebrauch hier zu Lande geheiligt hat. Es ist mir ein süßes Gefühl, wenn ich in der Nähe meiner Frau bin, mir sagen zu können, daß kein fremder Mann je ihr weißes Gesicht geschaut hat, noch schauen wird, und es gewährt mir große Genugthuung, daß meine Frau in

dieſer Beziehung ſo wie ich denkt und fühlt. Niemals werdet Ihr ſie auf der Straße anders erblicken als dicht verſchleiert, und ſelbſt im Garten, in den außer ihrem Vater und mir nie ein Mann ſeinen Fuß geſetzt hat, ſelbſt dort ſind ihre Züge durch einen ſchweren grünen Schleier verborgen."

Da lachte der Derwiſch.

„Weshalb lacht Ihr, Derwiſch Effendi?" fragte Sinan.

„Ich mußte lachen," antwortete der, „weil ich unwillkürlich an eine alte Geſchichte dachte, die ihr alle kennt: von der keuſchen Frau, die ihre Reize ſo ängſtlich vor jedem männlichen Blick hüten wollte, daß ſie den Schleier herabließ, wenn ſie auf den Hühnerhof ging, damit die Hähne ſie nicht mit ihren dreiſten, runden Augen anſtarren könnten." — Er machte eine kurze Pauſe. — „Ihr kennt wohl auch das Ende der Geſchichte," fuhr er fort. „Die verſchleierte keuſche Frau entlarvte ſich als ein zuchtloſes Weib. Und da ſie vor hundert Jahren lebte, und ihr Gemahl ein mächtiger Paſcha war, ſo wurde ſie, nach derzeitiger Sitte, in einen Sack genäht und in den Bosporus geworfen. — Der Schleier bürgt nicht immer für Keuſchheit, wie unſer Freund, der Landmann, ſoeben ſagte; oftmals ſoll er Häßlichkeit und Schlechtigkeit verbergen."

Darauf entfernte ſich der Derwiſch. Niemand hatte daran gedacht, ſeine Worte auf Sinans Frau zu beziehen, aber die Rede hatte ein Samenkorn des Zweifels und der Eiferſucht in die Bruſt des Albaneſen geworfen, und nachdenklicher als er je zuvor geweſen war, trat er den Heimweg an.

Zweifel und Eifersucht wuchsen in Sinans Brust, und er brütete Tag und Nacht, wie er sich Gewißheit über die Schuld oder Unschuld Naïmehs verschaffen könnte. Nach langem Überlegen kam er auf den Gedanken, den wohl Tausende vor ihm gehabt haben. Er erfand einen Vorwand, unter dem er Konstantinopel angeblich auf zehn Tage verlassen konnte, und er kehrte bereits drei Tage nach seiner Abreise zur Nachtzeit dorthin zurück. — Als er sich seiner Wohnung näherte, krampfte sein Herz zusammen, denn ein schwacher Lichtschimmer, der durch die Fenstervorhänge des Frauengemachs drang, sagte ihm, daß sich Naïmeh, trotz der vorgerückten Stunde, noch nicht zur Ruhe begeben habe. Er schlich sich in das Haus und näherte sich geräuschlos einer Thür, hinter der er Stimmen vernahm. Er zauderte eine Sekunde, dann öffnete er die Thür und trat in das Zimmer. Auf dem Divan, dem Eingang gegenüber, saß Naïmeh und neben ihr ein fremder Mann. Dieser blieb, vor Schreck erstarrt, einen Augenblick unbeweglich sitzen — dann sprang er in die Höhe; aber noch ehe er einen Schritt gemacht hatte, saß ihm des Albanesen langes Messer bis zum Heft in der Kehle, und ohne einen Schrei ausgestoßen zu haben, brach er röchelnd zusammen und lag sterbend in seinem Blute. — Naïmeh hatte sich erhoben und war in die äußerste Ecke des Zimmers getreten. Todtenbläße bedeckte ihr Antlitz, aber sie zitterte nicht, und ihre Augen, die wie schwarze Beeren funkelten, waren furchtlos auf Sinan gerichtet. Sie erkannte ihr Schicksal, sie wußte, daß es keine Gnade für sie geben könnte, und sie verschmähte vergebliches Flehen. — Zögernd, den schmalen Nacken

gebeugt, näherte sie sich ihrem Herrn: ein grauer Schein zuckte durch die Luft, und das Haupt der Frau rollte auf der goldgelben Maismatte bis zu Sinans Füßen. Der kopflose Rumpf der Frau fiel mit dumpfem Schall zu Boden. Sinan wich zurück, um nicht davon berührt zu werden; aber er fühlte sich von einer heißen Blutwelle übergossen. Doch schauderte er nicht zusammen. Nichts Schreckliches konnte ihn in dem Augenblick bewegen. Er warf einen wirren Blick auf das grausige Bild, dann trat er in sein Zimmer, wechselte den mit Blut besudelten Anzug gegen seine besten Kleider, reinigte Antlitz und Hände, gürtete sich mit seinen kostbaren Waffen und verließ das Haus still und geheimnisvoll, wie er es betreten hatte. Niemand hatte ihn kommen sehen, niemand sah ihn gehen, kein Laut hatte die Stille der Sommernacht unterbrochen.

Sinan näherte sich eilenden Schrittes dem Bosporus. Dort fand er bald einen griechischen Fährmann, der bereit war, ihn nach Scutari überzusetzen. Unterwegs versuchte der Schiffer, eine Unterhaltung mit Sinan anzuknüpfen, aber der sagte: „Mein Herz ist voll Unruhe und Schmerz, so daß ich nicht zu sprechen vermag.“ — Darauf antwortete der Schiffer: „Möge Gott dich vor weiterem Unglück bewahren,“ und beugte sich stumm über seine biegsamen Ruder, die den leichten Kaïk schnell und geräuschlos nach Anatolien hinüber trieben. — Am tiefen Himmel funkelten in erhabener Schönheit die großen Sterne, und ihr Licht spiegelte sich in den dunkeln Wassern des Bosporus. Tiefe Stille herrschte rings umher, und finstere Ruhe zog in Sinans Brust. Er bereute nicht,

was er gethan hatte, sein Herz war dunkel, denn das helle Glück, das es erleuchtet hatte, war erloschen; — aber um die Erschlagene trauerte er nicht. Hätte sie vor ihm gestanden — mit dem, was er nun wußte, würde er sie noch jetzt getötet haben.

Nachdem Sinan in Anatolien ans Land getreten war, eilte er vorwärts, und bald lag das schlafende Scutari hinter ihm. Während der ganzen Nacht schritt er rüstig weiter; als es Tag geworden war, verließ er die Landstraße und setzte seinen Weg noch Stunden lang, am Saume eines Waldes dahin schreitend, fort, bis er auf eine einsame Hütte stieß, an deren Thür ein riesiger Mann saß, der sich von schwerer Arbeit auszuruhen schien. Neben ihm am Boden lag eine mächtige Axt. Sinan begrüßte ihn und bat um einen Trunk. Der Mann trat in die Hütte und erschien bald wieder mit einem Kruge voll köstlichen Wassers und mit einem mächtigen Stück Brot. Beides reichte er dem Fremden, der daran seinen Hunger und Durst stillte. Als er sich gelabt hatte, nahm Sinan eine Münze aus seinem Gürtel, denn er hatte sich vor seiner Flucht mit einigen Geldersparnissen versehen. Sein Wirt aber wies die Gabe zurück: „Wenn ein hungriger und durstiger Gast in eine arme Hütte tritt, so hat ihn Allah gesandt. Du warst mir willkommen! Zieh deiner Straße, und möge die Last, die dir auferlegt ist, nicht schwerer sein, als du ertragen kannst.“

Als Sinan noch einige Stunden weiter geschritten war, und die Sonne im Mittag stand, übermannte ihn Hitze und Mattigkeit. Er suchte sich einen kühlen Platz

im dunkeln Walde, und dort legte er sich nieder und schlief festen Schlafs bis gegen Abend. Dann erhob er sich erquickt, und die Sterne befragend, wie er es von seinem Vater gelernt hatte, setzte er seinen Weg ge'n Süden fort.

In ähnlicher Weise ging nun Sinan weiter, immer weiter, viele Tage und viele Nächte lang, aller Orten gastliche Aufnahme findend, ohne jede Furcht vor Verfolgung, doch rastlos bemüht, die Entfernung zwischen sich und dem Grabe seines Glücks zu vergrößern. Er hatte Kämpfe mit den wilden Tieren des Waldes zu bestehen, und einmal wurde er von Räubern angefallen. Sein Mut und die furchtbare Kraft seines Vaters, die auf ihn übergegangen war, retteten ihn aus allen Gefahren. Aber sein Aussehen war erschrecklich geworden: seine Haut, von Sonne und Staub verbrannt und zerrissen, klebte wie altes Pergament auf den hohlen Wangen, der scharfen Nase, der knochigen Stirn; Lippen und Zahnfleisch bluteten, die Augen glühten in ihren tiefen Höhlen wie die eines Wolfes, und die langen Gliedmaßen, nur noch Haut und Knochen, schlotterten in zerlumpten, befleckten Kleidern. Er glich einem Räuber oder einem Besessenen, und scheuen Blicks musterten ihn die Bauern, bei denen er um Labung oder Obdach vorsprach. Er fand nirgends Ruhe, er ging weiter, immer weiter. Er durchschritt ungeheure Wüsteneien und stand Todesqualen des Hungers und des Durstes aus. Eines Tages legte er sich nieder, um zu sterben, und er wäre gestorben, hätte ihm der Himmel nicht einen Retter gesandt, einen Beduinen der sich ihm lautlos und unbemerkt genähert hatte, ihm

Speise und Trank bot und ihn zu sich nahm, auf ein schnellfüßiges Kamel, das ihn bis in die Nähe eines großen Stromes führte. — Dort verließ ihn der Syrier, nachdem er ihn gewarnt hatte, sich wieder vom Flusse zu entfernen: wenige Stunden weit von dessen Ufern laure der Tod auf jeden, der die Wüste nicht kenne.

„Wohin wird mich dieser Strom geleiten?“ fragte Sinan.

„In vier Tagereisen kannst du in Bagdad sein,“ antwortete der Syrier, „und wenn du weiter ziehst, immer weiter, ge'n Süden, noch viele, viele Tage lang, so erreichst du den Schatel-Arab, der an Basra vorbei in das Meer fließt. — Aber warum willst du nicht ruhen, da du schon todmüde bist? — Bleibe in Bagdad; dort giebt es für starke Männer Arbeit.“

„Nein, ich muß weiter ziehen.“

„Warum?“

„Unruhe treibt mich.“

„So ebne Allah deinen Weg.“

Sinan schritt weiter, und am Abend des vierten Tages erblickte er die turmhohen Mauern der uralten Stadt der Kalifen. Aber als er sich ihr ganz genähert hatte, war es bereits späte Nacht geworden, und die Thore der Stadt waren geschlossen. Er blieb unschlüssig, sich an einen Baum anlehnend, stehen, nachdenkend, was er nun thun solle; denn er hatte bemerkt, daß die Umgegend der Stadt verwüstet war und unbewohnt erschien, und erkannte, daß er einen großen Umweg machen müßte, um die weiten Ringmauern von Bagdad zu umgehen und seinen Weg südlich davon an den Ufern des

Flusses, den er, der Worte des Syriers eingedenk, nicht wieder verlassen wollte, fortsetzen zu können. — Da näherte sich ihm ein großer Mann, ein Derwisch, nach seiner hohen Kopftracht zu schließen. Sinan bot ihm frommen Gruß und sagte sodann, er sei ermattet von weiter Reise und suche ein Obdach für die Nacht; wo könne er es finden?

„Da mußt du in die Stadt gehen," antwortete der Derwisch, „denn rings umher, viele Meilen weit, hat der Krieg alles vernichtet, und du würdest dort weder Nahrung noch Obdach finden."

„Wie soll ich in die Stadt gelangen? Die Thore sind geschlossen."

„Ich will dir einen Weg zeigen. Folge mir."

Als sie eine Weile schweigend vorwärts geschritten waren, stieß der müde Sinan einen tiefen Seufzer aus.

„Was seufzest du?" fragte der Derwisch.

„Die Kräfte versagen mir. Mich hungert und dürstet."

Er schwankte und wäre ohne den Beistand des Derwisch umgefallen. — Der stützte ihn mit starkem Arm und setzte ihn, als wäre er ein Kind, sanft zu Boden. Dann zog er aus dem großen Quersack, den er trug, verschiedene schmackhafte Speisen und einen sorgfältig verschlossenen Krug voll herrlichen Wassers, breitete alles auf einem Teppich vor Sinan aus und sagte freundlich: „Labe dich nach Leibes Lust und spare weder mit der Speise noch mit dem Trank, noch mit der Zeit, denn von den drei guten Dingen haben wir die Hülle und Fülle."

Sinan gehorchte gern. Nach geraumer Weile bog er sich, tief aufatmend, zurück und sagte: „Das war ein

gutes Mahl! Gelobt sei Allah! Auch dir, seinem Werkzeuge, danke ich von ganzem Herzen. Nur zweimal in meinem Leben habe ich ähnlichen köstlichen Trunk gethan wie heute." — Dabei dachte er an das Wasser, das ihm bei dem Waldmann hinter Scutari geboten worden war und an den Trunk, mit dem ihn der Syrier in der Wüste gelabt hatte.

Der Derwisch packte inzwischen die Überreste der Speisen, den Krug und den Teppich wieder in seinen Quersack, und die beiden schritten weiter.

Plötzlich blieb der Derwisch stehen. Sie befanden sich am Fuße des Ringwalles: zur Rechten und Linken erblickte Sinan zahlreiche große und kleine Felsblöcke, die von der Mauer herunter gefallen zu sein schienen.

„An dieser Stelle kannst du den Wall leicht erklimmen," sagte der Derwisch. „Dahinter findest du einen schmalen, verödeten Rundgang. Den überschreitest du. Dann erreichst du bald eine enge Gasse, und die führt dich grades Wegs auf einen Marktplatz. Von dort ab mußt du dir selbst helfen. Ich kann dich nicht weiter begleiten. Ziehe mit Gott!" — Bevor Sinan ihm noch einmal Dank sagen konnte, war er im Schatten der Nacht verschwunden.

Sinan erklomm ohne Schwierigkeit die verfallene hohe Mauer, denn der Trunk des Derwisch hatte ihn wunderbar gestärkt, durchschritt die enge Gasse, die ihm jener bezeichnet hatte und befand sich bald auf einem großen freien Platze. Dort herrschte unheimliche Öde, als wie in einer ausgestorbenen Stadt. Nirgends war ein lebendes Wesen, nirgends ein Licht zu erblicken, das

auf Lebendes gedeutet hätte, und die finsteren Häusermassen, die den weiten Platz einfaßten, hatten ein gespenstisches Aussehen, wie alte Ruinen, in denen böse Geister hausen mögen. — Aber Sinan kannte keine Furcht und suchte nur nach einer Stätte, wo er bis zum Anbruch des Tages Ruhe für seine müden Glieder finden würde. Bald entdeckte er einen nach allen vier Winden offenen niedrigen Schuppen, in dem wohl während der Marktzeit Händler ihre Waren zum Verkauf aufstellen und ausbieten mochten, und in dem Schuppen eine breite Bank und einige alte Matten. Damit bereitete er sich ein Lager, auf das er sich alsbald niederließ. Er schloß die Augen, aber noch ehe der nahe Schlaf auf ihn herabgestiegen war, vernahm er, daß sich in seiner Nähe etwas bewegte. Er stützte sich auf den Ellenbogen und schaute um sich. Da erblickte er am Eingang des Schuppens zwei grünliche Phosphorlichter, wie die Augen des Wolfs. Er erhob sich schnell und hatte den Dolch schon in der Hand, als sich zuerst ein leises Knurren und gleich darauf wütendes Bellen vernehmen ließ, und in wenigen Minuten ein ganzes Rudel kläffender und heulender Straßenhunde um ihn versammelt war. Der wilde Lärm legte sich beim Nahen zweier großer Männer, von denen ein jeder eine Laterne in der einen Hand und in der andern einen schweren, langen Knüttel trug, der an den Enden mit Eisen beschlagen war. Es waren die Wächter des Marktplatzes. Sie ließen das Licht ihrer Laternen auf Sinan fallen, und als sie ihn mit einem Dolch in der Hand sahen, und sein sonnenverbranntes elendes Antlitz, seine zerlumpten Kleider und

seine starken Waffen erblickten, da hielten sie ihn für einen Räuber.

„Was treibst du hier, woher kommst du?“ fragten sie ihn.

„Ich bin ein Fremdling, müde von langer Fahrt, und ich suchte hier Ruhe,“ antwortete Sinan.

„Geh' gutwillig mit uns,“ fuhren die Wächter fort, „oder wir schlagen dich nieder und binden dich.“

„Ich folge euch gutwillig,“ sagte Sinan.

Er steckte den Dolch wieder in den Gürtel und trat gefaßt zwischen die beiden Männer, die ihn ins Gefängnis führten. Sie glaubten, einen guten Fang gethan zu haben.

Seitdem ein kriegerischer Sultan den Persern Eriwan, Tebriz und Bagdad entrissen hatte, war in Bagdad die Ruhe noch nicht vollständig wieder hergestellt worden, und nach dem Tode des gewaltthätigen Herrschers, der die Wildheit und Wut der Geschlagenen einigermaßen eingedämmt, hatte das Raubwesen in erschrecklicher Weise zugenommen. Starke Banden von Verbrechern der schlimmsten Art machten nicht nur das ganze Land unsicher, sondern wagten sich bis an die Mauern der Stadt selbst, wo sie raubten, sengten, mordeten und Verderben und Verwirrung stifteten. Hie und da hatte die Obrigkeit wohl einzelne Übelthäter ergriffen, gefoltert und qualvollen Todes sterben lassen, aber von der großen Räuberbande, der man die Hauptschuld an allem Unheil zuschrieb, kannte man nur viele gräßliche Missethaten. Keine dieser Spuren hatte bis zu der Höhle geführt, in der die blutgierige, freche Bande hauste. — Der Gouverneur der

Provinz, der Wali von Bagdad, hatte deshalb eine große Geldsumme auf ihre Entdeckung ausgesetzt.

Die beiden Männer, die Sinan nach dem Gefängnis führten, sprachen unter sich in einer Sprache, die er nicht verstand:

„Vielleicht ist der Mann, den wir gefangen haben, ein Mitglied der großen Räuberbande," sagte der eine. „Das wäre unser Glück: wir würden reiche Leute werden."

„Wild genug sieht er aus, um ein großer Verbrecher zu sein," sagte der andere. „Wir müssen ihn gut verwahren, damit er uns nicht entwische."

Sie führten Sinan in eine dunkle Kammer und banden ihn dort mit Stricken an Armen und Beinen, bis er ausrief: „Ich kann nicht mehr atmen, so eng habt ihr mir die Arme über Brust und Rücken zusammengeschnürt. Ich werde heute Nacht sterben."

Das wollten die Wächter aber nicht, und sie lockerten die Bande bis zur Erträglichkeit. Dann ließen sie Sinan allein, und dieser schlief trotz der traurigen Lage, in der er sich befand, sogleich ein.

Da hatte er einen wunderbaren Traum. Er sah die vier Männer, die in den letzten Wochen einen so großen Einfluß auf sein Leben ausgeübt hatten; aber sie hatten nur eine Gestalt, doch erkannte Sinan jedesmal denjenigen unter ihnen, der mit ihm sprach.

„Ich warnte dich vor dem grünen Schleier, den deine Frau trug, und erweckte Argwohn in deiner Brust, damit Naïmehs Sünde nicht ungestraft bliebe."

„Ich labte dich in den anatolischen Wäldern mit

Speiſe und Trank und gab dir Kraft, deinen Verfolgern zu entgehen," ſagte der Zweite.

„Ich rettete dich vom Tode in der ſyriſchen Wüſte und zeigte dir den Weg nach Bagdad, wo ſich dein Schickſal erfüllen ſoll," ſo ſprach der Dritte.

Und der Vierte, der Derwiſch: „Ich habe dich in die Stadt Bagdad geführt, und daß du jetzt in Feſſeln liegſt, iſt mein Werk."

Dann war es Sinan, als ob alle vier aus einem Munde ſprächen: „Du ſtehſt in Gottes Hand!"

Sinan erwachte mit Beruhigung in der Bruſt. Zum erſten Male ſeit ſeiner Flucht aus Stambul wurde ſeine Erinnerung nicht durch das Bild des Gemachs gemartert, in dem Naïmehs Haupt zu ſeinen Füßen rollte und ihr kopfloſer Rumpf ihn mit heißem Blut übergoß.

Zu früher Stunde wurde Sinan vor den Wali geführt. Er trug die Kleider, in denen er während der Nacht verhaftet worden war, und ſeine koſtbaren Waffen. Der Wali richtete verſchiedene Fragen an Sinan; die Antworten, die er darauf gab, befriedigten den Paſcha nicht, denn Sinan wollte nicht bekennen, weshalb er aus Stambul entflohen ſei, und verwickelte ſich in Widerſprüche.

„Du biſt ſicherlich ein Räuber," ſagte der Wali. „Wer ſind deine Genoſſen?"

„Glaubt mir, Paſcha, ich habe keine Genoſſen."

„Ich glaube dir nicht," fuhr der Wali fort. „Ich werde dir jetzt die Baſtonnade geben laſſen; vielleicht fallen dir, ehe du totgeſchlagen biſt, die Namen deiner Genoſſen ein."

Sinan wurde zu Boden geworfen, und die Tortur sollte beginnen. Da rief er:

„Paſcha!“

„Nun?“ fragte der Wali.

„Die Namen der Räuber kann ich Euch nicht nennen; aber ich werde mehr thun, als Ihr von mir verlangt, wenn Ihr mir eine Friſt gewährt: ich werde ſie Euch zeigen, ſo daß Ihr ſie gefangen nehmen und beſtrafen könnt.“

Der Wali vermutete zunächſt eine Liſt in dem, was Sinan vorſchlug; aber dieſer ſprach ſo klug und überzeugend, daß der Wali nach langem Hin- und Herreden ſagte:

„Wohlan, ich gewähre dir Friſt bis zum Bairamtage, alſo einen halben Monat, ich werde anordnen, daß dir ordentliche Kleider gegeben werden, ſo daß du dich aller Orten zeigen kannſt, ohne Aufſehen zu erregen und für einen Räuber gehalten zu werden, auch magſt du in ein Bad gehen; aber überall werden vier aufmerkſame Leute in deiner Nähe ſein, und jeder Verſuch, zu entfliehen, würde deinen Tod zur Folge haben. — Sollteſt du nun bis zum Ende des Bairamfeſtes die Räuber nicht gezeigt haben, ſo biſt du ebenfalls dem Tode verfallen. Dies iſt ein Vertrag zwiſchen mir und dir. Verſuche nicht, mich zu täuſchen!“

Vierzehn Tage lang irrte Sinan, von ſeinen geheimen Begleitern auf Schritt und Tritt gefolgt, in Bagdad umher, ohne einen Schimmer von Hoffnung, ſein Verſprechen löſen und dem Wali die Räuber zeigen zu können. Er ſah den grauſamen Tod nahen, aber er zitterte nicht da-

vor. „Was geschrieben steht, wird geschehen," sagte er. „Gelobt sei Allah!"

Sinan hatte während der zwei Wochen sein früheres gutes Aussehen wieder gewonnen, und der Wali würde in ihm kaum den verwahrlosten, einem Räuber gleichen Menschen erkannt haben, der ihm vor vierzehn Tagen vorgeführt worden war. Stattlich, seine Umgebung um Hauptes Länge überragend, schritt er einher, seine hellen Haare glänzten im Sonnenschein wie Seide, und sein weißes Antlitz mit den kühnen Augen ließ ihn unter den dunkeln Eingeborenen wie einen Königssohn erscheinen.

Die Nacht vor dem Bairam verbrachte Sinan im Gefängnis, allein, in einer wohlbewachten Zelle. Ehe er dieselbe zu seinem letzten Lebenstage, so wähnte er, verließ, wusch er sich sorgfältig nach den heiligen Vorschriften und betete inbrünstig. Dann trat er seinen gewöhnlichen Umgang durch Bagdad an. — Dieser führte ihn nach der uralten Moschee, der Dschamih-el Suk-el Gazel. Der Platz davor war mit einer zahllosen Menschenmenge dicht gefüllt: Arabern mit scharfgezeichneten Zügen, den Kefiéh auf dem Haupte, den langen Abba über die hageren Schultern geworfen, und die kurze Keule in der Rechten, Türken in buntfarbigem Turban und Kaftan, verschleierten Frauen, deren dunkle Augen suchend umherschweiften, Persern, Derwischen, fahrendem Volk mit Lauten und Flöten, Händlern, die Backwerk und Süßigkeiten, Wasser und Limonade zum Verkauf ausschrieen, geputzten Kindern mit lieblichen, frischen, aufmerksamen und lachenden Gesichtern. — Über die bunte Masse goß die Mittagssonne strahlendes, heißes Licht.

Sinan drängte sich langsam durch das Gewühl. Er fühlte seine vier Begleiter an seinen Ellenbogen. Sie fürchteten, er möchte jetzt, dem Tode so nahe, einen letzten verzweifelten Fluchtversuch machen. — Da entstand eine große Bewegung in der friedfertigen Masse. Man drängte gewaltsam, hier vorwärts, dort rückwärts. Einige der Kinder begannen ängstlich zu schreien und zu weinen.

„Der Scheich Effendi! der Scheich Effendi!“ hörte Sinan von allen Seiten rufen.

Der dichte Menschenknäuel vor ihm teilte sich, als würde ein Keil hineingetrieben, und in der Öffnung, die sich plötzlich vor Sinan aufthat, erschien ein riesiger Derwisch von einer zahlreichen Gruppe von Mönchen gefolgt, bärtigen Männern mit stillen, finstern Gesichtern. Das Antlitz des Führers aber konnte man nicht erkennen, denn ein dichter grüner Schleier, der von der Stirn bis zur Brust reichte, verdeckte es vollständig.

Als Sinan diesen Schleier erblickte, da war ihm, als empfinge er einen Stich in die Brust, so daß er vor Schmerz aufschrie, und in demselben Augenblick sah er im Geiste das blutige Gemach in Stambul mit seiner enthaupteten Frau und vernahm die Stimme des alten Derwisch: „Hinter dem grünen Schleier verbirgt sich Häßlichkeit und Schlechtigkeit.“

„Weshalb schreist du, als wäre dir Leids geschehen?“ fragte einer seiner geheimen Begleiter.

„Das sind die Räuber, die ihr sucht!“ rief Sinan mit gellender Stimme.

Die vier zogen ihn gewaltsam fort. Sie zitterten

vor Furcht. „Unſeliger!“ ſagten ſie. „Welch' böſer Geiſt treibt dich? Der Scheich Effendi, den du zu beſchimpfen wagſt, iſt im ganzen Lande wegen ſeiner Frömmigkeit verehrt. Man wird dich ſteinigen, wenn du nicht ſchweigſt.“

„Er iſt ein Räuber,“ wiederholte Sinan trotzig.

Seine vier Begleiter wollten ihn aus der Menge haben, ſie fürchteten für ihr eigenes Leben; denn der Scheich mußte Sinans Worte vernommen haben, da ſie in ſeiner unmittelbaren Nähe ausgeſtoßen worden waren, und es hätte nur eines Winkes von ihm bedurft, um Sinan der Wut des Volkes preiszugeben. Dann aber hätten auch ſeine vier Begleiter ſterben müſſen, denn ſie bürgten mit ihrem Leben dafür, Sinan nach dem Bairam dem Wali wieder vorzuführen. — „Komm!“ ſagten ſie ihren Gefangenen mit ſich fortreißend. „Komm zum Wali und dort ſprich. Wenn du hier nicht ſchweigſt, ſo ſind wir alle des Todes.“

Sinan ließ ſich beſänftigen, er wandte den Kopf nach der heiligen Moſchee, um den Scheich hineintreten zu ſehen; aber der war ſtehen geblieben und ſagte leiſe, doch ſo, daß außer ſeinem Gefolge auch einige aus der Menge es vernahmen: „Ich fühle mich unwohl . . . die Sonne . . . Folgt mir in das Kloſter zurück!“

Als Sinan dem Wali vorgeführt wurde, war dieſer zunächſt höchlich verwundert über die große Veränderung, die mit ſeinem Gefangenen vorgegangen war, und ſeine Verwunderung wuchs noch, als dieſer ſagte: „Der mit dem grünen Schleier vor dem Geſicht, den Ihr den Scheich Effendi nennt — der iſt der Räuber, den Ihr ſucht.“

„Ich kenne den Scheich Effendi seit der Eroberung von Bagdad als einen heiligen Mann," sagte der Wali ungläubig und zugleich verächtlich.

„Und kennst du ihn von Angesicht, Pascha?"

„Ich kenne ihn von Angesicht."

„Wann, Pascha, sahst du es zum letzten Mal?"

Da wurde der Wali plötzlich nachdenklich. Er erinnerte sich, daß der Scheich vor fünf Jahren schwer erkrankt war. Viele Monate lang hatte kein Mensch ihn gesehen, und niemand hatte man Zutritt zum Kloster gestattet: der Scheich liege an den schwarzen Blattern darnieder, hatte es geheißen, jedermann habe sich vor Ansteckung zu hüten. — Auch die in Bagdad bekannten alten Derwische waren unsichtbar geblieben. „Sie pflegen den kranken Scheich," hatte der neue Pförtner denen gesagt, die nach den Mönchen fragten. „Niemand darf sie sehen. Viele von ihnen sind von derselben Krankheit befallen, wie der Scheich Effendi, mehrere sind daran gestorben."

Die Neugierigen hatten sich nicht lange vor der unheimlichen Klosterpforte aufgehalten, der Platz war verödet. — Eines Tages endlich zeigte sich der Scheich Effendi wieder in den Straßen von Bagdad, auf dem Wege zur Moschee. Man erkannte ihn an seiner hohen Gestalt, obschon er sehr abgemagert erschien. Sein Gesicht konnte man nicht sehen. Ein dichter grüner Schleier verhüllte es. Man erzählte, dies geschehe, weil es, von den Blattern furchtbar zerrissen, das Sonnenlicht nicht vertragen könnte, ohne unerträglich zu schmerzen. Seine Mönche waren jüngere Leute, in Bagdad selbst unbekannt,

aus entfernten Landesteilen herbeigeeilt, um die Lücken zu füllen, die der schwarze Tod in die Reihen der alten Derwische gerissen hatte. — Von diesen wurde keiner wieder gesehen. — Sie hatten keine Anverwandten und keinen Anhang in Bagdad, und niemand achtete darauf, daß sie verschwunden waren. — Die neuen Derwische verhielten sich ruhig und schienen sehr fromm. Mit der Bevölkerung von Bagdad verkehrten sie wenig. Der Scheich hatte, als er sich dem Tode nahe glaubte, vollständige Entsagung und strengste Frömmigkeit gelobt, wenn ihm das Leben erhalten bliebe, und er verlangte von seinen Mönchen Beobachtung der Regel, der er selbst mit peinlicher Gewissenhaftigkeit folgte. Niemals sah oder hörte man ihn sprechen. Als sei er taub und stumm, so schritt er, ohne sich aufzuhalten, von seinem Kloster zu den heiligen Moscheen, in denen er seine Gebete verrichtete.

Dies ging dem Wali durch den Kopf, als Sinan ihn fragte: „Wann, Pascha, sahst du das Antlitz des Scheich zum letzten Male?"

„Ich werde ihm schreiben," sagte der Wali endlich, „und ihn bitten, mich zu besuchen. Du selbst sollst der Bote sein und mir die Antwort des Scheich zurückbringen."

Bald darauf wanderten Sinan und seine vier Wächter dem Kloster zu, in dem der Mann mit dem grünen Schleier hauste. Es war in einem entfernten Teile des alten Bagdad gelegen und stand allein inmitten einer weiten Öde zerfallener Häuser und unbewohnter Ruinen großer Paläste. Mit seinen hohen steinernen Mauern, den schmalen vergitterten Fenstern und dem schweren,

mit Eisen beschlagenen Thore aus hartem Holze, glich es einer Festung oder einem Gefängnis. Das war durch die Unsicherheit der Zeit erklärt, die jedermann, ob Krieger, Kaufmann oder Mönch, nötigte, auf Schutz von Leben und Eigentum sorgfältig bedacht zu sein.

Die Klosterpforte war geschlossen. Nach langem, lautem Klopfen erschien an einem schmalen, mit dicken Eisenstäben eng vergitterten Fenster, das über Mannes-höhe neben der Seite der Pforte angebracht war, ein bärtiges finsteres Gesicht, und eine rauhe Stimme fragte nach Sinans Begehr.

„Ich will den Scheich Effendi sehen."

„Du kannst ihn nicht sehen. Er ist erkrankt."

„Ich habe einen Brief des Wali für ihn, den ich ihm übergeben soll."

Der Pförtner entfernte sich. Als er zurückkam, sagte er: „Der Scheich Effendi will den Brief aus meinen Händen empfangen. Übergieb ihn mir."

„Hier ist das Schreiben. Bringe mir die Antwort des Scheich Effendi sogleich zurück. Der Pascha wartet darauf."

Es dauerte diesmal geraume Zeit, ehe der Pförtner sich wieder zeigte. „Der Scheich Effendi ist zu krank, um den Pascha besuchen zu können, auch ist es ihm nicht möglich, dessen Brief in diesem Augenblick zu beantworten. Berichte dem Pascha, er würde morgen früh vom Scheich Effendi hören."

Sinan war auf diese oder eine ähnliche Antwort vor-bereitet. „Melde dem Scheich," sagte er, „daß der Wali in zwei Stunden hier sein wird, um den Scheich zu

besuchen. — Daß alles auf den Empfang meines Gebieters vorbereitet sei!“

Dann eilte Sinan, so schnell seine Füße ihn tragen konnten, zum Palast des Wali zurück. Drei seiner Begleiter folgten ihm außer Atem und mit Schweiß bedeckt. Der vierte hatte sich in einer Ruine verborgen, von der aus er das Klosterthor überwachen konnte.

Der Wali war unterdessen nicht müßig gewesen. Zahlreiche Truppenmassen waren bereits abgesandt worden und hatten sich in der Umgebung des Klosters, aber von dort aus unsichtbar, aufgestellt. Der Wali stieg sofort zu Pferde, und von drei Reitern, darunter Sinan, gefolgt, ritt er nach dem Kloster. Vor dem Thore desselben angelangt, begehrte er Einlaß, und als dieser ihm verweigert wurde, ritt er zurück, wo er seine Soldaten fand, und gab Befehl, das Kloster zu stürmen. — Zwei Feldkanonen, eine jede von sechzehn Mann gezogen, wurden aufgefahren und in gemessener Entfernung vor das Klosterthor gestellt, das, nachdem viele Schüsse darauf abgegeben waren, dem Angriff der tapferen Soldaten keinen Widerstand mehr entgegenzusetzen vermochte. — Die Räuber, über zweihundert an der Zahl, waren entschlossen, ihr Leben teuer zu verkaufen. Viele Soldaten lagen schon in ihrem Blute, aber sie wurden durch andere, die kampfesmutig eindrangen, ersetzt, während die Räuber, immer mehr in die Enge getrieben, bald nur noch ein Häuflein von etwa fünfzig Mann bildeten. Allen voran stand ihr Häuptling, der Mann mit dem grünen Schleier. Er blutete aus vielen Wunden, aber er bewahrte noch immer Kraft genug, um jedem verderblich zu werden, der es wagte, sich ihm

entgegenzustellen. — Da drang Sinan, den der Wali bisher in seiner Nähe bewahrt hatte, ungestüm bis in die vorderste Reihe der Streitenden. Ohne seinen Säbel gezogen zu haben, sprang er mit einem weiten Satze den falschen Scheich an, umfaßte ihn mit seinen starken Armen und hob ihn vom Boden, wobei er ihn mit solcher Gewalt an sich drückte, daß der Überraschte von seinen Waffen keinen Gebrauch mehr machen konnte und ihm der Säbel, der so viel Unheil angerichtet hatte, aus der plötzlich kraftlos gewordenen Hand fiel. — Als die anderen Räuber das sahen, warfen sie ihre Waffen nieder und ließen sich, ohne ferner Widerstand zu leisten, fesseln und zu Gefangenen machen. — Sie alle wurden am nächsten Tage auf einem freien Platz, in der Nähe des Klosters, in dem sie Jahre lang ihr Unwesen getrieben hatten, hingerichtet. Als man dem falschen Scheich den grünen Schleier abriß, der ihn verborgen und schließlich zu seiner Entdeckung, geführt hatte, da erblickte man ein furchtbares Antlitz, das eher einem Totenkopf, als dem Gesicht eines lebenden Menschen glich, und man erkannte den großen persischen Räuber Hussein Hamawand, den man seit Jahren tot gewähnt hatte, weil er in den Landstrichen, deren Schrecken er ehemals gewesen, seit langer Zeit nicht mehr gesehen worden war. — In den unterirdischen Räumen des Klosters wurden unermeßliche Reichtümer gefunden an gemünztem Gold und Silber, kostbaren Gefäßen, Teppichen und Stickereien, und auf der Begräbnisstätte entdeckte man eine tiefe Grube, in der viele Leichname, die längst in Verwesung übergegangen, auf einander gehäuft waren. An gewissen Zeichen konnte man jedoch mit Sicherheit

erkennen, daß dies die Überreste des alten Scheich des Klosters und seiner Genossen, der Derwische, seien.

Nachdem sämtliche Räuber von der verdienten Strafe ereilt worden waren, beschied der Wali seinen Gefangenen Sinan vor sich. „Ich schulde dir Dank," sagte er; „doch muß ich auch dich strafen. Du hast dem Lande einen Dienst erwiesen, indem du die Räuber in meine Hände geliefert hast, aber es waren deine Genossen, du bist, gleich ihnen, ein Verbrecher und hast dein Leben verwirkt. Bereite dich zum Tode vor."

Sinan antwortete: „Hört zunächst die wahrhaftige Geschichte meines Lebens. Ich bin ein unglücklicher Mensch, und meine Hände sind nicht rein von Blut; aber ich bin kein Genosse von Räubern und Mördern, sondern ein armer Mann, der sein Leben durch ehrliche Arbeit gefristet und niemals nach fremden Gut getrachtet hat."

Darauf erzählte er getreulich alles, was ihm seit dem Tode seines Vaters zugestoßen war und bat den Pascha, in Stambul Erkundigungen über ihn einziehen zu lassen: sie würden jedes seiner Worte bestätigen. „Wenn ich Strafe dafür verdient, daß ich an mir begangenen Verrat eigenmächtig gezüchtigt habe, so muß ich die Sühne ohne Klage hinnehmen, aber wenn Ihr mich als Räuber hinrichten laßt, so sterbe ich unschuldig."

„Allah verhüte, daß unschuldiges Blut über mich komme," sagte der Wali.

Die Erzählung Sinans hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und er erkannte, daß sie wahr sei. Der heldenmütige junge Mann hatte seine Gunst gewonnen. In dem Berichte an den Padischah über die endliche

Vernichtung der großen Räuberbande hob er die Verdienste Sinans, seinen Mut und seine Kraft rühmend hervor, und verwies das von ihm begangene Verbrechen, die Ermordung Naïmehs und ihres Geliebten, an die Gnade des Sultans.

In seiner Antwort auf diesen Bericht befahl der Großherr, Sinan solle sich unverzüglich nach Konstantinopel begeben, und zwar mit reichlichen Geldmitteln versehen, als freier Mann und mit dem Gefolge, wie es einem im Auftrage des Sultans reisenden Pascha gezieme. — So kehrte Sinan als hoher Würdenträger nach Stambul zurück, das er als armseliger Flüchtling verlassen hatte. Er wurde sogleich nach seiner Ankunft zum Sultan beschieden, der so großes Wohlgefallen an ihm fand, daß er ihm einen bedeutenden Teil der geraubten Schätze, die in dem Kloster von Bagdad gefunden worden waren, zum Geschenk machte und ihm gleichzeitig einen wichtigen Posten in seiner nächsten Umgebung anwies. Dort entwickelte Sinan hervorragende Eigenschaften und wußte das Vertrauen seines Herrn in solchem Maße zu verdienen und zu rechtfertigen, daß er, als einige Jahre später der Großwesir in Ungnade fiel, vom Sultan zum höchsten Amte des Reichs berufen wurde. Er zeichnete sich in dieser Stellung vor den meisten seiner Vorgänger aus, nicht nur durch Tüchtigkeit, Treue und Gerechtigkeitsliebe, sondern auch durch Menschenfreundlichkeit, fromme Sitten und namentlich durch unbeschränkte Wohlthätigkeit. — Nach dem Tode des Sultans, dem er alles verdankte und, den er wie einen zweiten Vater verehrt und geliebt hatte, fiel er den Ränken des neuen Hofes zum Opfer und verlor das

Großweſirat; aber es war unmöglich, die Ohren des neuen Padiſchah auf die Dauer gegen den Ruhm Sinans zu verſchließen, und nachdem zwei Großweſire wegen Untüchtigkeit und Unzuverläſſigkeit entlaſſen worden waren, wurde Sinan wiederum zur höchſten Leitung der Geſchäfte des Reichs berufen. Er bewährte ſich unter ſeinem neuen Gebieter, wie er es unter deſſen Vorgänger gethan hatte.

Sinan war nun ſechzig Jahre alt geworden. An das große Unglück ſeines Lebens dachte er nur noch ſelten. Niemand hatte je wieder mit ihm davon geſprochen, und er hatte vor vielen Jahren ſchon einen neuen Hausſtand gegründet, in dem er ſich, in Gemeinſchaft mit einer ſchönen, treuen Frau, von blühenden Kindern umgeben, glücklich fühlte. Naïmeh, wenn ihr Bild in langen Zwiſchenräumen vor ſeinem Geiſt auftauchte, erſchien ihm wie eine Verbrecherin, die nicht härter als gebührend beſtraft worden war.

Eines Tages kam ihm plötzlich der Wunſch, das kleine Haus wiederzuſehen, in dem er die erſten Jahre ſeiner Ehe verlebt hatte. Er legte unſcheinbare Kleider an und begab ſich zu Fuß von ſeinem Palaſt nach ſeiner alten Wohnung, die er ohne Mühe wiederfand. In dem armen Stadtviertel kannte kein Menſch den Großweſir genau genug, um in dem beſcheidenen Spaziergänger den Großwürdenträger vermuten oder erkennen zu können.

Sinan ſtand vor einer verfallenen Hütte, die von einem verwahrloſten Garten umgeben war. — Vor einem benachbarten Hauſe ſaß ein älterer Mann, der einen Tſchibuk rauchte. Zu dem trat Sinan, und nachdem er

ihn artig begrüßt hatte, fragte er ihn, wie es komme, daß jene Hütte in Verfall geraten und augenscheinlich seit vielen Jahren unbewohnt sei.

„Sie ist in der That seit vielen Jahren unbewohnt," antwortete der alte Mann. „Ich habe sie bewohnt gekannt. Darüber ist ein Menschenalter verstrichen. Ein Mord wurde dort begangen: an einer ungetreuen Frau und deren Geliebten. Seitdem wollte niemand das Haus wieder mieten, und da hat es der Besitzer verfallen lassen."

„Und was ist aus dem Mörder geworden?"

„Das war ein ehrbarer Bosadji. Seinen Namen habe ich vergessen. Er ist entflohen. Man hat nie wieder von ihm gehört."

Auf dem weiten, einsamen Heimwege erinnerte sich Sinan mit großer Genauigkeit seiner längst vergangenen That, und sie erschien ihm jetzt wie eine schwere, nie gesühnte Unthat. Die Worte des alten Derwisch, der im Kaffeehause gesprochen hatte, klangen wieder in seinen Ohren. „Ein Mord muß immer bestraft werden," hatte er gesagt; „sonst würden Wildheit und Grausamkeit in der Welt wüten. Heute glaubst du das nicht, und ich tadle dich deswegen nicht, doch dächtest du noch als alter Mann ebenso, dann wärst du ein Ruchloser."

„Was ich that, war ein Verbrechen," sagte Sinan vor sich hin.

In der darauf folgenden Nacht hatte Sinan, zum zweiten Male in seinem Leben, einen wunderbaren Traum. Es erschienen ihm, wie vor fünfunddreißig Jahren, vier

Personen in einer vereint, die er sogleich wiedererkannte: der alte Derwisch aus Stambul, der Köhler aus dem anatolischen Walde, der syrische Kamelreiter und der Mönch vor den Mauern von Bagdad. Die Erscheinung sprach: „Gelobt sei Allah, der gnädigst gestattet hat, daß dein Verbrechen noch in diesem Leben durch einen vorzeitigen, gewaltsamen Tod gesühnt werde. Halte dich zum Sterben bereit."

Das Traumbild zerfloß, und Sinan erwachte. Ruhig und ernst, doch todesmutig, bestellte er während der folgenden Tage sein Haus. Die Seinen fanden ihn noch liebevoller als gewöhnlich, sonst war keine Veränderung in seinem Wesen zu bemerken, das stets feierlich und würdevoll gewesen. Am siebenten Tage, nachdem ihm sein Tod angekündigt worden war, begab er sich zum Padischah, um diesem anzuzeigen, er wünsche eine Wallfahrt nach Mekka zu unternehmen. Als er, von drei Reitern in ehrerbietiger Entfernung gefolgt, auf herrlichem, stolzem Rosse langsam durch die Straßen Stambuls ritt, bog das Tier plötzlich, ohne daß sein Herr es gelenkt hätte, in eine enge Gasse ein und führte Sinan gerades Wegs vor das zerfallene Haus, das der Großwesir in seiner Jugend als flüchtiger Mörder heimlich verlassen hatte. Da wußte Sinan, daß seine Stunde gekommen war, und seine letzten Gedanken richteten sich in frommem Gebet auf den allmächtigen, allgütigen Gott. — Das Pferd blieb vor der zerfallenen Hütte wie angewurzelt stehen, und als die drei Begleiter in wildem Galopp heransprengten, in der Meinung, ihr Herr wolle ihnen einen Befehl erteilen, da bäumte es sich plötzlich hoch auf, schlug mit den Vorder-

füßen die leere Luft und fiel hinten über, ſeinen Reiter unter ſich begrabend. Als man ihn hervorzog, war er tot: der Hinterkopf zerſchmettert, die Bruſt eingedrückt; aber auf ſeinem hellen Antlitz, das unverſehrt geblieben war, lagerte ein Ausdruck himmliſcher Ruhe.

Der Klageschrei.

Ali Bey war eine beliebte und gleichzeitig gefürchtete Persönlichkeit am Hofe des Sultans, wo er den Titel eines Geheimschreibers führte und die Aufgabe hatte, den Großherrn zu zerstreuen und zu erheitern. Er war klein und häßlich, mit hoher Brust, mächtigen Schultern, krummen Beinen, und er besaß die Kräfte eines Riesen. Wer sein großes flaches Gesicht, in dem alles breit war: Stirn, Nase, Mund, Kinn — einmal gesehen hatte, konnte es nicht wieder vergessen, aber nicht allein wegen seiner Häßlichkeit, sondern weil aus Ali Beys schönen dunkeln Augen Herzensgüte so unverkennbar leuchtete, daß man sich seiner gern erinnerte; selbst die Kinder kamen vertraulich zu dem unförmlichen Zwerge und ließen es sich gefallen, daß er ihnen mit seinen kurzen dicken Händen über das weiche Haar strich.

Ali Bey sah den Sultan zu jeder Stunde des Tages, häufiger als alle anderen Beamten, und erfreute sich in vollem Maße der Vorrechte eines Hofnarren. Die Kunst, die er hauptsächlich übte und in der er es zu großer Meisterschaft gebracht hatte, war die, andere Personen darzustellen, in Gang und Bewegungen, Haltung des

Hauptes, Blick, Sprache und Stimme. Zwar waren es immer nur Zerrbilder, die er zeigen konnte, aber stets von sprechender Ähnlichkeit, so daß derjenige, der unfreiwillig dazu gesessen hatte, sogleich von allen erkannt wurde. — Eines Tages beging der kluge Ali Bey eine große Thorheit. Er wagte es, die Stimme und Gebärde seines Sultans nachahmend, einem Diener einen Befehl zu erteilen. Dies wurde dem Padischah von einem geheimen Feinde Ali Beys hinterbracht, und da der Sultan an demselben Tage unerfreuliche Nachrichten vom Kriegsschauplatze empfangen hatte, infolgedessen übler Laune war und sich nicht die Mühe geben wollte, dies zu verbergen, so ließ er an Ali Bey seinen Unwillen aus. Mit harten Worten verbannte er ihn aus seiner Nähe und vom Hofe: „Geh zum Scharfrichter und laß dir von ihm den Strick geben, an dem du gehängt zu werden verdientest. Meinetwegen magst du damit die toten Hunde von den Straßen in das Meer schleifen. Es ist ein ehrlicheres Handwerk als das eines elenden Spaßmachers."

Ali Bey begab sich geradeswegs zum Henker des Palastes. „Hast du einen Befehl erhalten, der mich betrifft?" fragte er.

„Ich sollte Euch hängen, Bey. Alles war bereits zu Eurer Hinrichtung vorbereitet. Dann, vor einer Stunde etwa, kam ein Gegenbefehl: Effendimis hätten Euch begnadigt. — Allah schenke Euch ein langes Leben, Bey!"

„Der Sultan hat befohlen, du solltest mir den Strick geben, der zu meiner Hinrichtung bestimmt war."

„Hier ist er, Bey!“ sagte der Scharfrichter und überreichte dem Zwerg einen langen starken Strick aus Hanf.

Ali Bey prüfte ihn aufmerksam. „Würde das Seil nicht zerrissen sein?“ fragte er. „Ich bin ein schwerer Mann.“

„An dem Seile könnten zehn von Eurem Gewicht hängen, es würde nicht zerreißen. — Ich bin sorgfältig in der Wahl meines Handwerkszeuges.“

„Das ist gut,“ sagte der Bey. Darauf machte er dem Henker ein Geldgeschenk und entfernte sich. Er ging aber nicht nach Hause, sondern suchte seinen jüngeren Bruder Namens Nassuch Hagha auf, der, obgleich er nur den Rang eines Hauptmanns bekleidete, die Seele der geheimen Polizei von Stambul war. Nassuch Hagha hatte dieselben treuen Augen wie Ali; im übrigen glich er diesem aber gar nicht, denn er war ein großer, stattlicher Mann, edel von Angesicht. Nassuch Hagha liebte seinen Bruder und war tief betrübt, als dieser ihm erzählt hatte, er sei in Ungnade gefallen. „Was beabsichtigt Ihr fortan zu thun?“ fragte er. „Mein Haus ist das Eure, das wißt Ihr.“

„Ich werde in meinem Konak bleiben,“ antwortete Ali Bey, „ich bin mit Geldmitteln reichlich versehen . . . Was ich thun werde? — Vorläufig mich gedulden, bis Anzeichen vorliegen, daß der Unmut des Großherrn sich gelegt hat. — Aber ich habe dir noch etwas Besonderes zu sagen.“

„Sprecht, Bey!“

„Sollte dir von deinen Leuten hinterbracht werden,

daß ich mich am Seraï-burnu*) aufhalte und mich gelegentlich damit beschäftige, ein Boot um die Spitze zu ziehen, so wundere dich nicht darüber."

„Weshalb wollt Ihr Euch mit so harter Arbeit quälen, um wenige Para zu verdienen?"

„Der Sultan hat mir ein Seil geschenkt. Damit sollte ich fortan meinen Lebensunterhalt verdienen. Er meinte, es würde mir gute Dienste leisten, um tote Hunde von der Straße in das Meer zu schleifen. Er hat mir aber in dieser Beziehung keinen bestimmten Befehl gegeben, und ich will es lieber benutzen, um Schiffe und Boote durch den Strom zu ziehen."

Ali Bey sagte dies mit der ernsten Miene, die er niemals ablegte, auch wenn er scherzte. Nassuch Hagha glaubte, dies sei jetzt wieder der Fall. Die Achtung

---

*) Seraï-burnu, d. h. die Seraïspitze, auch Ak Agalar Kapussi genannt, ist die äußerste Nordostspitze der zwischen dem Goldenen Horn, dem Bosporus und dem Marmarameer gelegenen Halbinsel, auf der Konstantinopel erbaut ist. In der Nähe derselben befanden sich die alten byzantinischen Paläste. Später errichtete Sultan Mehmed der Eroberer dort ein Schloß, das von seinen Nachfolgern vollendet wurde und den Namen Top-Kapuseraï erhielt. In unmittelbarer Nähe des Wassers, durch einen schmalen Strand und eine starke Mauer, einen Ueberrest der alten Stadtmauer, von demselben getrennt, lag der im Jahre 1865 abgebrannte, von Blumengärten umgebene, für den Harem des Sultans bestimmte sogenannte Sommerpalast, von dem jetzt keine Spur mehr vorhanden ist. Am Seraï-burnu, wo die Wasser des Goldenen Horns mit denen des Bosporus und des Marmarameeres zusammentreffen, herrschen starke Strömungen, die, namentlich bei südlichen Winden, von den kleinen „Kaïks" mit nur einem Ruderer, nicht ohne Hilfe überwunden werden können. Diese Fahrzeuge werden deshalb an eine Leine genommen und von einem oder mehreren Schiffern am Ufer um die Seraïspitze und die nordöstliche Seite der Halbinsel gezogen.

vor dem ältern Bruder, die er nie beiseite setzte, nötigte ihn jedoch, sich den Anschein zu geben, als ob er Alis Worten Glauben beimesse. „Ich danke Euch für die Mitteilung, Bey," sagte er. „Meine Leute werden Euch bei Eurer Beschäftigung nicht stören, ja, wenn Ihr es wünscht, zu Euren Diensten sein."

Auf dem Wege nach seiner Wohnung kaufte Ali den groben Anzug eines gemeinen Hafenarbeiters, und als solcher fand er sich am nächsten Morgen am Seraïburnu ein.

Wer diesen Punkt einmal gesehen hat, kann ihn nicht wieder vergessen, denn er ist von großer Schönheit, lieblich und erhaben zugleich. Ali Bey ließ sich auf dem grünen Rasen des Ufers nieder, und lange Zeit ruhten seine Augen nachdenklich und teilnahmlos auf den sanft bewegten Wassern des schwarzblauen Meeres; dann schweiften sie hinüber nach Skutari, Kadikeuy und Moda, wo bunte Häuser, weiße Moscheen und Minarets und dunkle schlanke Cypressen sich gegen den klaren Morgenhimmel abzeichneten. In der Ferne erkannte er die schönen Umrisse der dicht bewaldeten Prinzeninseln, und seine Augen folgten den zahllosen großen und kleinen Fahrzeugen, die sich in lautloser Stille kreuzten, die hohe See suchten oder, vom Schwarzen Meere kommend, den Bosporus herunter, dem „Horn" zusteuerten. In den Lüften wiegten sich silbergraue Möven und mächtige dunkle Weihen. Es war ein Bild erhabener Ruhe, und es leuchtete Frieden in die Brust des armen Zwerges, der den Sultan uneigennützig geliebt und die strenge Behandlung, die ihm zu teil geworden war, schmerzlich empfunden hatte.

In der Nähe des Ufers schaukelte sich ein kleines Fischerboot, das Ali Bey bisher noch nicht beachtet, das aber, als er es erblickt hatte, seine Aufmerksamkeit fesselte. Der Insasse desselben war ein Jüngling von etwa achtzehn Jahren, dessen Aussehen und Wesen dafür sprachen, daß er das schwere Gewerbe der Fischerei, obgleich er dabei sachverständig zu Werke zu gehen schien, nur zu seinem Vergnügen betreiben könne. Sein Gesicht, von großer Anmut, war heller als das der gewöhnlichen Fischer, und weiß glänzten in der Sonne seine wohlgeformten nackten starken Arme. Alle Bewegungen des jugendlichen Körpers waren edel und frei.

Diesem Jüngling war vor einer Woche ein sonderbares Begebnis zugestoßen. Als er sich, gegen Sonnenuntergang, über den Bord seines kleinen Fahrzeuges beugte und mit großer Kraftanstrengung das schwere Netz heraufzog, flog ein von sechs Ruderern getriebener schmaler Kaïk an ihm vorüber, in dem vier dicht verschleierte Damen und zwei schwarze Haremswächter saßen. Der junge Fischer hob den Kopf einen Augenblick, beugte sich dann aber sogleich wieder zu seiner Arbeit, denn es war ihm zur zweiten Natur geworden, dem Gesetze zu gehorchen, das dem Gläubigen verbietet, eine fremde Frau dreisten Blickes anzuschauen. — Er hatte einen guten Fang gethan. In dem Netze, das er in das Boot gezogen, wimmelte es von silberschuppigen und roten großen und kleinen Fischen. Er packte sie sorgfältig in einen Korb, der neben ihm stand, legte das Netz kunstgerecht zusammen und ruderte sodann ans Ufer, wo er oberhalb des Sommerpalastes an einem kleinen Landungsplatze

für Fischerboote anlegte und ausstieg. Er hatte soeben sein Fahrzeug an einer kurzen Kette befestigt, den schweren, mit Fischen gefüllten Korb auf die Schulter geschwungen und schickte sich an, das Ufer zu verlassen, als ein schwarzer Haremsdiener auf ihn zutrat.

„Folge mir!“ sagte der Neger. „Ich habe einen Käufer für deine Fische.“

„Ich verkaufe meine Fische nicht,“ antwortete der junge Mann und wollte seinen Weg fortsetzen.

„So folge mir dennoch!“ sagte darauf der Schwarze. „Einer vonehmen Dame verlangt's danach, von deinen soeben gefangenen Fischen zu genießen. Du wirst nicht ungefällig sein wollen.“

Darauf mochte der Jüngling keinen abschlägigen Bescheid geben. Er wandte sich um und bedeutete den Neger, daß er ihn begleiten werde. Dieser schritt voran und machte bald vor einer schmalen Thüre Halt, die in der Mauer angebracht war und Eingang zu dem Blumengarten des Harems gewährte. Dort verschwand der Diener, die Pforte hinter sich schließend; aber nach wenigen Minuten wurde diese ein wenig geöffnet, und der Fischer erblickte eine junge weiße, verschleierte Sklavin, deren dunkle Augen sich freundlich auf ihn richteten.

„Wir bemerkten dich soeben, als du dein Netz aufzogst,“ sagte die Sklavin; „es schien viele Fische zu enthalten. Würdest du uns einige davon überlassen?“ Und damit reichte sie dem Jüngling einen kleinen Korb aus feinem Geflecht.

„Gern thue ich das,“ antwortete der Fischer. — Er wählte aus seinem Vorrat die besten und schönsten Fische,

füllte das Körbchen damit und reichte es der Dienerin zurück.

„Hab' Dank!“ sagte diese. „Und hier . . . nimm deinen wohlverdienten Lohn!“ Sie streckte die Hand aus und wollte dem jungen Fischer ein Goldstück geben. Der aber machte eine artig abwehrende Bewegung und sagte: „Es freut mich, Euch gefällig sein zu können; aber ich treibe keinen Handel und kann deshalb die Gabe, die Ihr mir anbietet, nicht nehmen.“

„So bist du kein Fischer?“

„Ich bin ein Freund vom Fischfang und habe mich fleißig darin geübt, aber ich betreibe ihn nicht als Gewerbe.“

Die Sklavin dachte einige Secunden nach, dann wandte sie sich wieder zu dem Jüngling. „Es wäre unschicklich, dir einen Lohn aufdringen zu wollen; aber du mußt uns ermöglichen, unsere Erkenntlichkeit auszudrücken für das Geschenk, das du uns so artig machst und das wir annehmen. Darum bitte ich dich, sei morgen nachmittag, eine Stunde vor Sonnenuntergang, an dieser selben Stelle. Dann werden wir uns wiedersehen. Und wenn du uns einige von deinen schönen Fischen mitbringen willst, so sollen sie mit Dank angenommen werden . . . Willst du mir deinen Namen nennen?“

„Ich heiße Murad.“

Am nächsten Tage war der junge Fischer zur bestimmten Stunde an der Thür des kleinen Blumengartens. Nachdem er sich dem Schwarzen, der dort Wache hielt, gezeigt hatte, ging dieser davon, um bald darauf in Begleitung der Sklavin zurückzukehren. Sie begrüßte Murad

wie einen guten Bekannten und nahm mit freundlichem Dank einen kleinen Korb entgegen, der zwischen frischem Gras und grünen Blättern eine Auswahl schöner Fische enthielt. Dann übergab sie Murad eine kleine Schachtel aus Silber. „Dies zum Dank für deine Gefälligkeit," sagte sie dabei. — „Hoffentlich ist es dir nicht unbequem," fügte sie hinzu, „uns auch in Zukunft mit deinen Fischen zu versorgen. Uns würdest du damit eine Freude machen. Ich werde dich morgen und während der folgenden Tage zu dieser Stunde hier erwarten."

Die silberne Schachtel enthielt einen kostbaren Ring, dessen Wert Murad jedoch nicht zu schätzen wußte. Da er zu klein für seine Hand war, so steckte er ihn in seinen Gürtel.

Die täglichen Zusammenkünfte zwischen dem Fischer und der Sklavin dauerten bereits eine Woche. Während dieser Zeit hatte Murad noch zwei andere Geschenke erhalten: eine Pfeifenspitze aus Bernstein mit Edelsteinen verziert und eine seidene Schärpe. Murad, der weder habgierig noch eitel war, beachtete diese Sachen nur wenig. — „Ihr seid zu gütig," sagte er der Sklavin beim Empfang des dritten Geschenkes. „Eure Freigebigkeit macht mich verlegen. Ich bitte, setzt derselben Schranken! Sie vermindert allzusehr den schon so geringen Wert der Gefälligkeit, die ich Euch erweise; diese gleicht nun beinahe einem vorteilhaften Geschäft, das ich mache; doch möchte ich, daß mein einziges Verdienst wäre, Euch Freude zu bereiten."

Die Sklavin war erstaunt, den jungen Fischer so gewandt sprechen zu hören. „Ich wünschte," sagte sie,

„daß meine Freundin dich hörte. Vielleicht wird sie mich nächstens begleiten.“

Es war am Morgen nach dieser Unterhaltung, als Ali Bey die Schönheit und Gewandtheit des jungen Fischers zuerst bemerkte. Als dieser ans Land stieg, begrüßte ihn der Zwerg mit freundlichen Worten.

Wenn man Ali Bey in die Augen gesehen hatte, so vergaß man seine Häßlichkeit und erkannte, daß man es mit einem guten und traurigen Menschen zu thun hatte. Murad antwortete auf den Gruß des Zwerges mit großer Höflichkeit und ließ sich bereitwillig in eine Unterhaltung mit ihm ein. Im Verlauf derselben sagte er, es wäre seine Absicht, im Laufe des Nachmittags wiederzukommen und bis gegen Sonnenuntergang zu fischen.

„So werden wir uns wohl in einigen Stunden wieder treffen,“ antwortete Ali Bey, und damit trennten sich die beiden. Ein jeder nahm eine freundliche Erinnerung an den andern mit auf den Weg.

Ali Bey begab sich vom Seraï-burnu zu seinem Bruder Nassuch Hagha, dessen Mahl er teilte. Nach dem Essen sagte Ali: „Ich habe auf der Seraïspitze einen jungen Fischer kennen gelernt, über den du mir Auskunft verschaffen sollst.“ Er beschrieb darauf Murad, dessen Aussehen und Wesen sich seinem Gedächtnis eingeprägt hatten.

Nassuch Hagha lauschte ehrerbietig, bis der ältere Bruder zu Ende gesprochen hatte, dann sagte er: „Es trifft sich so, daß ich Euch die Auskunft, die Ihr verlangt, sogleich geben kann. Hättet Ihr von einem Fischer gesprochen, der seine Netze bei Topané oder Sirkédschi

auswirft, so hätte ich Euch bitten müssen, mir einige Tage Zeit zu geben, um Erkundigungen über ihn einzuziehen; aber da es meine Pflicht ist, jedermann zu kennen der sich in der Nähe des kaiserlichen Palastes zu schaffen macht, so kann ich Euch sogleich die Lebensgeschichte des jungen Fischers erzählen, nach dem Ihr fragt. — Er ist in Stambul geboren und führt den türkischen Namen Murad, aber er ist fremder Abkunft, der Sohn Timbooks, des vor zwanzig Jahren vom Throne gestoßenen und aus seiner Heimat verbannten Chans von Georgien. Timbook besitzt einiges Vermögen und hat einen Konak in der Nähe der Hagia Sofia gekauft, den er, seitdem er in Stambul weilt, bewohnt. Da nach langer und sorgfältiger Beobachtung seiner Person festgestellt worden ist, daß er keinerlei politische Verbindungen unterhält oder sucht, vielmehr ein ruhiges, zurückgezogenes Leben führt, so wird er allseitig mit der Ehrerbietung behandelt, die ein fremder Fürst, der die türkische Gastfreundschaft nicht mißbraucht, beanspruchen darf. Dies ist auch der Grund, weshalb ich Murad, den einzigen Sohn Timbooks, nicht in seinem Vergnügen störe, an der Seraïspitze zu fischen. Eigentlich soll sich, außer den Fahrzeugen des Palastes kein Boot dort aufhalten; aber der Pascha, mein hoher Vorgesetzter, hat sich auf meinen Vortrag damit einverstanden erklärt, daß zu Gunsten des jungen Fürsten eine Ausnahme gemacht werde. — Dieser scheint übrigens nicht einmal zu wissen, daß er hoher Abkunft ist — sein Vater wird es ihm verheimlicht haben, um ihn nicht in gefährliche Unternehmen zu verwickeln — und führt ein so ehrenhaftes, harmloses Leben, daß ich schon seit Monaten

aufgegeben habe, ihn überwachen zu lassen. Doch kann ich dies sogleich wieder anordnen, falls Ihr, Bey, Wert darauf legen solltet, näheres über ihn in Erfahrung zu bringen."

„Es ist mein Wunsch, daß Murad in keiner Weise behelligt werde," antwortete Ali; „ich finde Gefallen an dem jungen Mann."

Es wird geschehen, wie Ihr befehlt, Bey."

Im Laufe des Nachmittags begab sich Ali wieder nach der Seraïspitze, wo er Murad bereits bei der Arbeit fand. Er selbst setzte sich am Strande nieder und schaute trübselig auf die See. Er grämte sich nicht darüber, eine einflußreiche Stellung verloren zu haben; was an seinem Herzen nagte, war die Gleichgültigkeit des Sultans, der ihn wegen einer verzeihlichen Leichtfertigkeit zum Tode verurteilt und, nachdem er ihn begnadigt, ohne einen Schatten von Bedauern aus seiner Nähe verbannt hatte. Und doch war Ali dem Großherrn jahrelang ein treuer Diener gewesen, und er liebte ihn! Aber das hatte er niemals zeigen können, und der Sultan wußte es nicht.

Ali Bey und Murad hatten sich durch eine Handbewegung begrüßt. Seitdem hatte der junge Fischer den Zwerg von Zeit zu Zeit beobachtet und dessen Trübsinn bemerkt. Nun trieb er sein leichtes Boot dem Ufer zu, und als er wenige Schritte vor Ali angelangt war, sagte er: „Auf dem Wasser weht eine erfrischende Brise. Wenn Ihr mit meiner Gesellschaft fürlieb nehmen wollt, so bitte ich Euch, in meinen Kaïk zu steigen."

Ali Bey folgte der Einladung, und auf dem Meere, während der langen Pausen zwischen dem Auswerfen und

dem Einziehen des Netzes, ließ er sich in eine Unterredung mit Murad ein, die alsbald eine vertrauliche wurde. Doch erkundigte sich Ali Bey nicht nach Murads Verhältnissen, noch ließ er durchblicken, daß er bereits vieles davon kenne; er erzählte vielmehr, ohne auf Einzelheiten einzugehen, von seiner eigenen Vergangenheit: daß er den Hof kenne und während einer Reihe von Jahren in der Gunst des Sultans eine gewisse Stellung eingenommen, die er durch einen von ihm selbst begangenen Fehler eingebüßt habe.

„Wenn der Wechsel in Eurem Schicksal Euch betrübt, so muß auch ich ihn bedauern," sagte Murad; „an Eurer Stelle würde ich aber, so glaube ich, froh sein, meine Freiheit wiedergewonnen zu haben, denn ich möchte, außer von meinem Herrn Vater, von niemand abhängig sein."

„Dein Leben kann sich so gestalten, daß dir Abhängigkeit auch von einer andern Person als von deinem Herrn Vater teuer wird."

„Ich verstehe Euch nicht."

„Wenn du dich vermähltest und deine Gemahlin lieb gewönnest, so würdest du in einer gewissen Abhängigkeit von ihr leben müssen."

„Ich würde ihr Herr sein, und wenn ich das nicht bleiben könnte, so würde ich mich lieber von ihr trennen."

„Auch wenn sie dir sehr teuer wäre?"

„Auch wenn sie mir sehr teuer wäre!"

„Dann würdest du in meine Lage kommen, frei zu sein, ohne deiner Freiheit froh zu werden."

„Die Traurigkeit des Freien steht mir höher als die Zufriedenheit des Sklaven."

„Er ist fürwahr ein Fürstensohn," sagte sich Ali, aber er lenkte die Unterhaltung auf einen anderen Gegenstand.

Die Sonne neigte dem Abend zu. Wie eine feine Decke aus durchsichtigem dunkeln Purpur lagerte sich das Licht über die schwarzblauen Wasser. Murad hatte sein Netz in das Boot gezogen und zusammengelegt. Der Zwerg saß am Steuerruder und beobachtete das stille gute Arbeiten des schönen, ernsten jungen Mannes. Jetzt zog dieser einen flachen Korb aus feinem Weidengeflecht hervor, den er zunächst mit frischen Blättern und grünem Gras bedeckte, und auf den er sodann in gefälliger Anordnung etwa ein Dutzend der schönsten Fische ausbreitete, die er im Laufe des Nachmittags gefangen hatte. Als er mit der zierlichen Arbeit fertig war, hob er den Kopf, und Ali Bey freundlich anblickend, sagte er: „Ihr fragt mich nicht, für wen diese Fische bestimmt sind?"

„Die Fische sind dein Eigentum, und dasselbe gilt von dem, was du mit ihnen vorhast," antwortete Ali Bey.

„Von den Fischen werde ich später, mit Eurer Erlaubnis, einige nach Eurer Wohnung tragen; von meinem Vorhaben aber spreche ich gern mit Euch, schon weil Ihr mir vielleicht einige Aufklärung geben könnt, die ich allein, bei meinem Mangel an Erfahrung, nicht finden kann." — Darauf erzählte Murad alles, was auf sein Zusammentreffen mit der Sklavin Bezug hatte.

Als Murad geendet hatte, sagte Ali Bey: „Ich möchte dir raten, den Verkehr mit jener Sklavin abzubrechen."

„Dazu sehe ich keinen Grund."

„Glaube mir, dem Älteren und Erfahreneren: der Verkehr mit dem Harem ist für jedermann, der nicht zum Harem gehört, gefährlich.“

„Ich thue nichts Unrechtes. Wenn ich alle Gefahren des Lebens fürchten wollte, so würde ich nie zur Ruhe kommen.“

„Möge Allah dich behüten!“ sprach Ali Bey.

Als Murad bald darauf mit der Sklavin zusammentraf, sagte diese, nachdem sie den Korb mit den Fischen in Empfang genommen hatte: „Meine Freundin ist gekommen, um mit dir zu sprechen. Sie steht hinter der Thür.“

„Ich wüßte nicht, was ich Eurer Freundin sagen könnte,“ antwortete Murad, den Ali Beys Ermahnungen nachdenklich gemacht hatten. „Es ist wohl besser, daß ich mich entferne.“

Da vernahm er eine sanfte Frauenstimme, dicht in seiner Nähe, ohne daß er jedoch die Sprecherin sehen konnte: „Ich bitte Euch, zu bleiben . . . Ich möchte einige Fragen an Euch richten . . . Wie alt seid Ihr?“

„Mein Vater sagte mir vor einigen Monaten, ich sei achtzehn Jahre alt geworden.“

„Dies sagte er ohne Zweifel, weil er daran dachte, Euch zu vermählen.“

„Das weiß ich nicht.“

„Möchtet Ihr Euch verheiraten?“

„Es ist Sache meines Vaters, das zu bestimmen. Ich habe noch nicht daran gedacht. Ich thue, was er befiehlt.“

„Wenn Ihr nun aber erführet, daß eine vornehme

Dame, eine Prinzessin vielleicht, Euch zum Gemahl auserkoren hätte, würdet Ihr derselben nicht bereitwillig folgen?"

„Es ist undenkbar, daß einer Prinzessin Wahl auf mich fallen sollte."

„Aber wenn dem so wäre?"

„Dann würde ich meinen Vater zu bewegen suchen, auf die Ehre zu verzichten, Schwiegervater einer Prinzessin zu werden."

„Warum?"

„Weil ich Herr in meinem Harem sein will."

„Das würdet Ihr sein."

„Das weiß ich nicht. Ich habe gehört, daß der Gemahl einer Prinzessin nicht selten von der, die ihn verehren und ihm gehorsam sein sollte, hochmütig und herablassend behandelt wird. Sie würde mich vielleicht daran erinnern, daß ich vor meiner Verheiratung ein armer Mann war, daß ich ihrer nicht würdig wäre. Das könnte ich nicht ertragen."

Die Stimme schwieg einige Zeit. Dann sagte sie: „Wenn eine Prinzessin Euch zum Gemahl auserwählte, so würde sie dies thun, weil sie Euch liebte. Wenn sie Euch aber liebte, so würde sie wohl achthaben, Euch nie zu kränken."

Darauf gab Murad leise lachend zurück: „Ich glaube nicht, daß ich in die Lage kommen werde, die Hand einer Prinzessin auszuschlagen oder anzunehmen, und ich brauche darüber nicht nachzudenken. . . . Ist es Euer Wunsch, daß ich morgen wieder einige Fische hierher bringe?"

„Darum bitte ich Euch," sagte die Stimme, die ent-

mutigt und traurig klang, und dann entfernte sich Murad. Die Unterhaltung mit der Unsichtbaren erschien ihm als der Zeitvertreib einer müßigen Haremsdame. Er legte derselben keine Bedeutung bei und sprach darüber am nächsten Tage unbefangen mit Ali.

Murads Besuche an der Haremspforte dauerten ununterbrochen fort. Er traf fortan nur noch mit der ihm bekannten Sklavin zusammen; aber einmal glaubte er in der schmalen Spalte zwischen den Thürangeln und der Mauer etwas Weißes zu erblicken, den Schleier einer Frau, die ihn beobachtete. Er gab jedoch nicht zu erkennen, daß er dies bemerkt hatte, und wechselte wie gewöhnlich einige unbefangene Worte mit der Sklavin, die ihm die Fische abnahm.

Eines Tages, als Murad wie gewöhnlich auf dem Wasser lag und fischte, während Ali Bey am Ufer geblieben war, um ungestört seinen trübseligen Gedanken nachhängen zu können, bemerkte der Zwerg einen Kaïk, dessen Führer sich vergeblich abmühte, gegen die starke Strömung an der Seraïspitze aufzukommen. Das Boot näherte sich dem Ufer, augenscheinlich um dort Hilfe zu suchen, und als der Schiffer den müßigen Ali Bey im Anzuge eines Hafenarbeiters erblickte, rief er ihn an: „He, Bruder! Wirf mir dein Seil herüber!“

Der Zwerg erhob sich lässig und legte das Seil, das er in einen weiten Ring geschlungen über Schulter und Brust getragen hatte, kunstgerecht zusammen. Wie er nun, um es dem Bootsmann zuzuwerfen, sorgfältig zielend aufblickte, erkannte er in dem Fahrgast des Kaïk den Sultan, der, als Kaufmann verkleidet, von einem der Ausflüge

zurückkam, die er in seiner Hauptstadt zu machen liebte, um auf den Straßen und in Kaffeehäusern Menschen und Sitten aus unmittelbarer Nähe beobachten zu können. — Ali Bey kannte diese Liebhaberei des Sultans, auch daß er sich, um von einem entfernten Stadtteile nach dem Palast zurückzukommen, häufig eines gewöhnlichen Kaïk bediente. Gerade weil Ali das wußte, hatte er die Seraïspitze zum Aufenthaltsort gewählt. — Die plötzliche Erscheinung des Sultans brachte ihm keine Überraschung, auf die er nicht vorbereitet gewesen wäre, und er verstand es, seine Ruhe vollständig zu bewahren.

Nachdem die von Ali Bey geworfene Leine vom Schiffer aufgefangen und am Vorderteil des Kaïk befestigt worden war, legte Ali sie sich über Schulter und Brust, und mit weit vorgebeugtem Oberkörper, wie es die Art der Arbeiter ist, die ein Fahrzeug gegen den Strom schleppen, schritt er langsam vorwärts. Es war ein heißer Tag. Der laue Südwind machte die Luft drückend schwer. Dem keuchenden Zwerg, der wohl sehr stark, doch nicht an harte Arbeit gewöhnt war, lief der Schweiß von Stirn und Wangen. Aber er schritt ohne zu rasten weiter. Endlich wurde die Last, die er zog, leichter. Das Boot war in ruhiges Fahrwasser gelangt, und bald hörte er den Ruf des Schiffers: „Halt, Bruder! Hier wollen wir aussteigen.“ — Der Kaïk befand sich gerade gegenüber der kleinen Pforte, an der Murad seine Fische abzuliefern pflegte.

Die Leine wurde vom Kaïk freigemacht, und während Ali sich anscheinend aufmerksam damit beschäftigte, sie wieder zusammenzulegen, schwang das kleine Fahrzeug

heran und kam mit dem Hinterteil so zu liegen, daß der Fahrgast bequem landen konnte. Darauf stellte sich Ali, wie es Gebrauch ist, neben den Kaïk und hob den gebogenen Arm in die Höhe, um dem Fahrgast beim Aussteigen eine Stütze zu bieten. — Der Sultan hatte Ali Bey sofort erkannt, aber es beliebte ihm, dies nicht zu zeigen. Er legte sich mit seinem ganzen Gewicht auf den ihm dargebotenen Arm, und als dieser sich trotzdem nicht senkte, sagte der Sultan:

„Dein Gewerbe scheint die Menschen stark zu machen. Treibst du es schon seit langer Zeit?"

„Ich treibe es erst seit kurzem . . . auf Befehl meines zweiten Vaters."

„Deines zweiten Vaters?"

„Ich nenne ihn so, weil er mir das Leben schenkte, als ich mein jetziges Alter erreicht hatte."

„Und er befahl dir, Boote um die Seraïspitze zu ziehen?"

„Er entließ mich aus seinen Diensten und schenkte mir bei der Gelegenheit eine neue, schöne starke Leine aus Hanf . . . um tote Hunde aus den Straßen in den Bosporus zu schleppen. — Nun konnte ich aber während des ganzen Tages noch keinen toten Hund entdecken, und da bin ich hierher gekommen, in der Hoffnung, irgend etwas anderes zu finden, dem ich Schleppdienste leisten könnte."

„Einem lebendigen Sultan zum Beispiel."

Da hob Ali Bey die Augen, die er bis dahin zu Boden geschlagen hatte, und blickte den Sultan gerade und fest an, wie er es nie zuvor gethan hatte. — Die

Güte und Traurigkeit, die aus den Augen des armen Zwerges sprachen, rührten den Sultan.

„Du hast mir sehr gefehlt," sagte er leise. „Tritt deine Dienste wieder an und melde dich in einer Stunde bei mir."

Damit wandte sich der Sultan ab und schritt langsam der Pforte zu, die nach dem Blumengarten des Sommerpalastes führte; aber gleich darauf blieb er stehen. „Was bedeutet das?" sagte er erstaunt und deutete auf Murad, der vor der geöffneten Pforte stand und sich augenscheinlich mit jemand im Garten unterhielt.

„Ein Fischer, Effendimis, der seinen frischen Fang an eine Sklavin abliefert. Ich kenne ihn. Wenn Ihr einen Augenblick verziehen wollt, so werdet Ihr ihn zurückkommen sehen."

So war es in der That. Der Sultan bemerkte, wie der junge Fischer einen leeren Korb in Empfang nahm und sogleich dem Ufer wieder zuschritt. — Als er dabei an Ali Bey vorüberkam, grüßte er diesen freundlich.

„Wer ist der junge Mann?" fragte der Sultan, von Murads Anmut überrascht.

„Ein armer Jüngling, Effendimis; aber so schön und stark und gut, daß, wenn ich eine Tochter hätte, ich keinen andern als ihn zum Schwiegersohn haben möchte."

Der Sultan lächelte dazu und sagte: „Man sieht wohl, daß du keine Tochter zu verheiraten hast." Darauf entließ er Ali Bey und trat durch die Pforte, die auf sein Klopfen von einem Schwarzen geöffnet worden war, in den Blumengarten. Dort erblickte er in einer der schattigen Alleen die Prinzessin Scheriffeh, die in Ge-

ſellſchaft zweier Sklavinnen luſtwandelte. Scheriffeh war die Lieblingstochter des Sultans und verdiente dieſe Auszeichnung, denn ſie war von unübertrefflicher Schönheit und gleichzeitig ſo milde und gut, daß eine jede ihrer Dienerinnen ihr Leben für ſie hingegeben haben würde. — Als ſie ihren Vater erkannte, näherte ſie ſich ihm, während die beiden Sklavinnen in ehrfurchtsvoller Entfernung zurückblieben.

„Biſt du krank, meine Tochter?“ fragte der Sultan, nachdem er Scheriffeh begrüßt hatte. — Das junge Mädchen war nämlich bleich und ſah ſehr traurig aus, als ob es geweint hätte.

„Ich habe einen großen Kummer, Herr Vater.“

„Du darfſt mir davon ſprechen.“

Darauf erzählte Scheriffeh errötend und unter Thränen, wie der Zufall ſie auf dem Bosporus mit Murad zuſammengeführt habe und daß ſie ſeit dieſer erſten flüchtigen Begegnung nur noch an ihn denken könne.

Das Antlitz des Sultans verfinſterte ſich. „So haſt du angeordnet, daß der Fiſcher täglich an der Pforte des Blumengartens erſcheint?“ fragte er.

„Ich habe es angeordnet,“ antwortete Scheriffeh kaum hörbar.

„Es war unrecht von dir,“ fuhr der Großherr unfreundlich fort; „du verdienſt ſtrenge Strafe; auch die Sklavinnen, die dir bei Ausführung deines Vorhabens behilflich geweſen ſind, haben ſich eines ſchweren Vergehens ſchuldig gemacht.“

„Verzeiht ihnen, Herr Vater, ich bitte Euch darum. Sie waren meinen Wünſchen gefügig, weil ſie mich lieb

haben. Die einzige Schuldige bin ich; laßt Euren Zorn nur mich treffen."

Der Sultan blickte finster vor sich hin. Endlich sagte er: „Ich will verzeihen . . . Wenn der Fischer morgen erscheint, so sollen ihm seine Fische nicht abgenommen und es soll ihm gesagt werden, daß er sich nie wieder in der Nähe der Gartenpforte blicken lassen darf. Wäre er diesem Befehle ungehorsam, so würde er dafür mit seinem Leben büßen."

Nachdem der Großherr diese Worte in strengem Ton gesprochen hatte, wandte er sich ab und schritt dem Palaste zu, während Scheriffeh ihr Antlitz mit den Händen bedeckte und leise weinte.

Am nächsten Tage zeigte sich Murad zur gewöhnlichen Stunde an der Gartenpforte, die ihm auch sogleich geöffnet wurde, nachdem er dort angeklopft hatte. Aber die Sklavin begrüßte ihn diesmal nicht mit freundlichem Lächeln, sondern sagte traurig: „Der Padischah hat von Eurer Artigkeit erfahren und ist erzürnt darüber. Ich darf Euch die Fische nicht abnehmen, und wir werden uns nicht wiedersehen. Nähert Euch dieser Pforte nie mehr; thätet Ihr es, so würde es Euer Tod sein . . . Der Himmel schenke Euch langes Leben, Glück und Segen!"

Murad antwortete ruhig: „Auf Euren Wunsch bin ich hier erschienen, auf Euern Wunsch meide ich fortan diese Stelle. Habet Dank für alle Freundlichkeit, die Ihr mir erwiesen."

Er entfernte sich sorglos, wie er gekommen war, und begab sich nach dem Konak seines Vaters. Er sah sich am Strande nach seinem Freunde Ali um; aber der war

nicht zur Stelle; auch während der nächsten zehn Tage zeigte sich der Zwerg nicht. Dies betrübte Murad, denn er hatte den Mann wegen seiner verständigen Reden und guten Augen liebgewonnen.

Ali Bey hatte inzwischen seine alte Stellung am Hofe wieder eingenommen und erfreute sich in einem Maße wie nie zuvor der Gunst und des Vertrauens seines Herrn. Auf diesem schien seit einiger Zeit ein schwerer Kummer zu lasten. Ali Bey erkühnte sich nicht, nach der Ursache desselben zu forschen; aber als der Sultan eines Tages den sorgenden Blick überraschte, mit dem der Zwerg ihn beobachtete, begann er selbst, von seinem Leid zu sprechen.

„Du bemerkst, daß ich traurig bin?" fragte er.

„Ich habe es bemerkt, und es bekümmert mich. Ich möchte, es läge in meiner Macht, Euch zu helfen, Effendimis."

„Es liegt in keines Menschen Macht. — Meine geliebte Tochter, die Prinzessin Scheriffeh, ist bedenklich erkrankt. — Ihr Leben ist in Allahs Hand."

„Möge er ihr Gesundheit verleihen!"

Der Sultan blickte längere Zeit nachdenklich vor sich hin. Dann fuhr er fort: „Du erinnerst dich des jungen Mannes, der an der Pforte des Haremsgartens Fische abzuliefern pflegte?"

„Ich erinnere mich seiner wohl, denn ich habe ihn lieb gewonnen."

„Erzähle mir alles, was du von ihm weißt."

Der kluge Zwerg hatte sogleich verstanden, was vorgefallen war: der Sultan hatte befohlen, daß die Be-

ziehungen Murads zum Harem abgebrochen würden, und die Prinzessin Scheriffeh war an Liebesleid erkrankt. Vielleicht war es in Alis Hand gegeben, diesen Kummer zu heilen. Es wollte es versuchen.

„Der junge Fischer Murad ist ein Fürstensohn," begann er. „Außerhalb der kaiserlichen Familie giebt es im Reiche keinen Jüngling vornehmerer Abkunft als ihn." — Und darauf erzählte er alles, was er von seinem Bruder Nassuch Hagha über den vertriebenen Chan von Georgien, Timbook, und dessen Sohn erfahren hatte. Dabei legte er besonderes Gewicht auf das tadellose Benehmen des alten Fürsten, auf den bescheidenen Gebrauch, den er von seinen Rechten als Gastfreund des Sultans machte, sowie auf das tugendhafte Leben Murads.

Der Großherr hörte aufmerksam zu. Als Ali Bey seine Erzählung beendet hatte, sagte er: „Bitte meinen Gastfreund Timbook, mich heute abend eine Stunde vor Sonnenuntergang aufzusuchen."

Timbook war durch diesen Befehl überrascht, aber er gehorchte ihm unverzagt, denn er war sich keiner Schuld bewußt. Sein Äußeres gefiel dem Sultan. Timbook war von hoher Gestalt und edlem Antlitz, und sein ehrfurchtsvoller Gruß, wie er sich dem Großherrn näherte, war frei von Unterwürfigkeit und zeigte die ruhige Würde eines Fürsten. Als einem solchen gab ihm der Sultan den Gruß zurück. — Dann, nach einigen freundlichen Worten, sagte er: „Habt Ihr Kinder?"

„Allah hat mir einen Sohn geschenkt," antwortete Timbook.

„Weiß er, daß er von fürstlichem Geblüt ist?"

„Er weiß es nicht. Ich habe es ihm verschwiegen, um nicht unerfüllbare Wünsche in ihm zu erregen."

„Sprecht mir von Eurem Sohne, ich bitte Euch."

„Ich gehorche Euch gern, Effendimis, denn mein Herz ist voll von ihm; aber Ihr werdet wohl in meinen Worten nur den Ausdruck blinder Vaterliebe erkennen. — Mein Sohn ist fromm, stark, gut, mutig. Er ist seinem Vater gegenüber ehrfurchtsvoll, seiner Mutter bescheiden und zu Diensten; Fremde preisen seine guten Sitten, Arme seine Wohlthätigkeit."

„Ich möchte Euren Sohn kennen lernen," sagte der Sultan. „Bescheidet ihn morgen zu dieser Stunde zu mir."

Die Zusammenkunft, die darauf zwischen dem Sultan und Murad stattfand, war nur von kurzer Dauer, aber der Fürstensohn hatte während derselben einen so günstigen Eindruck auf den Großherrn gemacht, daß dieser schon am folgenden Tage seinen Vertrauten Ali Bey mit der Mitteilung an Timbook entsandte, der Sultan habe beschlossen, Murad seiner Tochter, der Prinzessin Scheriffeh, zum Gemahl zu geben. — Ali Bey war hocherfreut, Überbringer dieser Botschaft zu sein, und Timbook fühlte sich dadurch ebenso überrascht wie geehrt. Sehr erstaunt aber waren beide, wie Murad die Nachricht aufnahm. Er zeigte keine Befriedigung, blickte nachdenklich vor sich hin und sagte endlich: „Was Ihr mir befehlt, Herr Vater, das werde ich thun, doch sei es mir gestattet, den Wunsch auszusprechen, nicht der Gemahl einer Sultana zu werden."

„Warum willst du diese hohe Ehre zurückweisen?"

„Weil ich oftmals von den Launen und dem Hochmut der Sultanstöchter habe sprechen hören.“

„Die Prinzessin Scheriffeh ist milde und schön. Du wirst sie lieb gewinnen.“

„Aber wenn sie mich durch Hochmut kränkte?“

„Sie wird dich nicht kränken; thäte sie es, so würdest du deine Würde zu wahren wissen.“

„Dazu habe ich also Eure Erlaubnis, Herr Vater. Ich danke Euch und gehorche Euch.“

„Ungehorsam gegen den Wunsch des Großherrn wäre unmöglich,“ sagte der Chan kleinlaut, denn die Haltung seines Sohnes hatte ihn besorgt gemacht.

Die Vermählung zwischen Scheriffeh Sultana und Murad fand bald darauf statt. — Die Genesung der Prinzessin hatte in demselben Augenblick begonnen, da der Großherr ihr mitgeteilt, er habe den jungen Murad zu ihrem Gemahl auserkoren, und in kurzer Zeit war die Krankheit vollständig gewichen. Während der nächsten Tage hatte die Prinzessin jedoch noch mit mancherlei kleinen Kümmernissen zu kämpfen gehabt, nämlich mit den gutgemeinten Ratschlägen der älteren Haremsdamen ihrer Umgebung. Diese waren, längere Zeit ohne Erfolg, bemüht gewesen, der jungen Sultana verständlich zu machen, wie sie sich als Neuvermählte zu benehmen haben werde. Sitte und Gebrauch erheischten, so hatte man ihr erklärt, daß sie ihren Gemahl zunächst mit Kälte und anscheinender Geringschätzung behandele und ihm nicht die geringste Vertraulichkeit, nicht einmal, daß er ihr die Hand küsse, gestatte. — Scheriffeh hatte sich aber erst geneigt gezeigt, den strengen Regeln der Etikette zu ge-

horchen, als es den Haremsdamen gelungen war, sie davon zu überzeugen, daß jeder Verstoß dagegen den jungen Gemahl peinlich berühren würde. — Doch war es mit Zittern und Zagen, daß sie, nach Beendigung der Hochzeitsfeier, den Ehrenplatz auf dem Divan in ihrem Harem eingenommen hatte, um dort die Ankunft des geliebten und gefürchteten Gemahls zu erwarten. Bald darauf erschien Murad. Er verrichtete zunächst, ohne seine Gemahlin angeblickt zu haben, das vorgeschriebene Gebet, dann verbeugte er sich tief und näherte sich der Prinzessin. Als er vor ihr stand, wiederholte er seinen Gruß, wobei er den Saum ihres Gewandes an seine Lippen führte und einige artige Worte murmelte. — Scheriffeh, das Antlitz von einem mit Diamanten durchwirkten Schleier bedeckt, die Augen zu Boden geschlagen, rührte sich nicht, sagte kein Wort und that, als ob sie die Anwesenheit ihres Gemahls überhaupt nicht bemerkte.

Murad war auf diesen Empfang vorbereitet und fühlte sich dadurch nicht verletzt; aber sein Stolz gestattete es ihm nicht, irgend eine Vergünstigung von der Sultana erbitten zu wollen. Er ließ sich gelassen in der Nähe der Prinzessin nieder, ohne den ersten schwachen Versuch, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, zu erneuern. — Nach einer kleinen Weile klatschte Scheriffeh in die Hände, und sogleich erschienen zwei Sklavinnen, die einen mit einem einfachen Nachtmahl bedeckten Tisch herbeitrugen. Als sie sich wieder entfernt hatten, erhob sich Murad, um die Prinzessin zur Tafel zu führen; aber er war langsam in seinen Bewegungen, und die Prinzessin kam ihm zuvor. Sie schritt an ihm vorüber, nahm den für sie bestimmten

Platz am Tiſche ein, und es blieb Murad nichts weiter übrig, als ſich ihr gegenüber niederzulaſſen. Er that das ohne Verlegenheit und ohne Verdruß, vielmehr fand er einige höfliche Worte, um zu entſchuldigen, daß er mit ſeinen beabſichtigten Dienſtleiſtungen zu ſpät gekommen ſei. — Scheriffeh, der ihr gegebenen Ratſchläge eingedenk und von Sorge erfüllt, daß ſie etwas thun oder ſagen könnte, wodurch ſie das Zartgefühl Murads verletzen würde, verharrte in tiefem Schweigen.

Murad erhob die Augen und ſah vor ſich eine zarte weiße, tief verſchleierte Geſtalt und die zierlichſten Hände, die er je erblickt hatte. Das war alles. Scheriffeh hielt die Augen zu Boden geſchlagen, und Murad konnte nicht einmal deren Farbe erkennen.

„Wollt Ihr nicht den Schleier lüften und etwas genießen?“ fragte er.

Keine Antwort und keine Bewegung.

Murad fing an, ſich etwas unbehaglich zu fühlen, aber er bemühte ſich, das zu verbergen, und anſcheinend unbefangen nahm er eine Kleinigkeit von den aufgetragenen Speiſen zu ſich.

Endlich ſprach die Prinzeſſin. Mit ſilberreiner, leiſer etwas zitternder Stimme ſagte ſie: „Ich werde mich jetzt zu meinem Herrn Vater, dem Padiſcha, begeben. Es iſt Euch geſtattet, mir zur folgen.“

Murad wollte nicht ein zweites Mal unbeholfen und nachläſſig erſcheinen. Er erhob ſich ſchnell, um der Prinzeſſin beim Aufſtehen behilflich zu ſein, und in dieſer Abſicht ergriff er, wie es gute Sitte erheiſcht, ihren rechten Arm oberhalb des Ellbogens. Als die Prinzeſſin

sich darauf erheben wollte, glitt ihr Fuß auf dem Teppich aus, woran ihre große Schüchternheit schuld war, und sie fiel auf den Sitz, den sie soeben eingenommen hatte, zurück. Unwillkürlich schloß sich die starke Hand Murads um den zarten Arm, den sie stützen sollte. — Scheriffeh war in ihrem Leben nicht hart angefaßt worden, und die unsanfte Berührung hatte für sie etwas Überraschendes und Schmerzliches. Sie stieß einen kurzen ängstlichen Klageschrei aus, dem des Vogels ähnlich, der von seinem Neste aufgescheucht worden ist.

Murad ließ den Arm sinken, als hätte er einen Schlag auf die Hand erhalten, und erbleichte. Scheriffeh aber, die sich sogleich von ihrem Schreck wieder erholt hatte, erhob sich und schritt in würdevoller Haltung der Thür zu. Eine günstigere Gelegenheit, die weisen Ratschläge der Haremsdamen zu befolgen, Murad mit Geringschätzung zu behandeln, konnte sich nicht bieten, und so wandte sie im Hinausschreiten noch einmal das Haupt und sagte strafend, wobei ihr jedoch das Herz zum Zerspringen pochte:

„An den Arm einer Sultana darf man nicht so rauhe Hand legen wie an ein Netz, das man aus dem Wasser zieht.“ — Dann schritt sie, ohne sich umzublicken, weiter, und bald darauf trat sie in das Gemach, in dem der Sultan die ersten Begrüßungen der Neuvermählten entgegennehmen wollte.

„Wo ist dein Gemahl?“ fragte er, nachdem Scheriffeh ihm die Hand geküßt hatte.

„Er wird sogleich erscheinen,“ antwortete die Sultana; aber ihre Augen waren ängstlich auf die Eingangsthür

gerichtet, und nach einer kurzen Pauſe ſetzte ſie hinzu: „Ich hatte ihm geſagt, er dürfte mir folgen; er wird mich mißverſtanden haben; geſtattet, daß ich ihn rufen laſſe.“

Darauf gab der Sultan ſelbſt einem Diener Befehl, Murad zu benachrichtigen, daß der Großherr ihn ſogleich empfangen würde. Nach einigen Minuten kam der Diener zurück und meldete, Murad habe den Harem verlaſſen. — Scheriffeh war einer Ohnmacht nahe, aber ſie wußte ihre Aufregung zu verbergen, bis ſich der Diener wieder entfernt hatte.

„Was bedeutet dies Verſchwinden deines Gemahls?“ fragte der Sultan mit finſter zuſammengezogenen Brauen.

Scheriffeh warf ſich vor ihrem Vater auf die Kniee und ſagte unter heißen Thränen: „Ich habe ihn gekränkt und nun hat er mich verlaſſen.“ Darauf erzählte ſie, wie ſie ſich, den Lehren der Haremsdamen folgend, Murad gegenüber benommen hatte; auch die unfreundlichen Worte, die ſie ihm zugerufen, verſchwieg ſie nicht.

„Du haſt gehandelt, wie es einer Sultanstochter geziemt,“ ſagte der Großherr. „Murad iſt deiner unwürdig und wird der verdienten Züchtigung nicht entgehen.“

Aber Scheriffeh flehte ſo eindringlich, es möchte Murad kein Leid zugefügt werden, ſie werde ihm alles erklären, und er werde ſodann ſein Unrecht einſehen und um Verzeihung bitten, daß der Sultan endlich den Thränen der geliebten Tochter nachgab und anordnete, Murad ſolle aufgeſucht und in den Harem zurückgeführt werden.

Scheriffeh durchweinte eine ſchlafloſe Nacht, der nächſte Tag brachte ihr keinen Troſt; Murad, den man zunächſt

bei seinem Vater, dann aller Orten, wo man ihn aufzufinden hoffen durfte, gesucht hatte, blieb verschwunden. Tage, Wochen vergingen. Nirgends war eine Spur des Entflohenen zu entdecken. Die Prinzessin wurde krank, Gram verzehrte sie. Der Sultan versank darüber in tiefe Traurigkeit. Am ganzen Hofe herrschte eine gedrückte, düstere Stimmung.

Ali Bey hatte sich, sobald er von dem Verschwinden Murads gehört, zu seinem Bruder begeben und ihm dringend empfohlen, keine Mühe und keine Ausgaben zu scheuen, um des Entflohenen wieder habhaft zu werden. Nassuch Hagha ließ in allen Teilen des großen Reichs sorgfältige Nachforschungen anstellen; aber lange Zeit blieben seine Bemühungen gänzlich erfolglos.

„Murad wird sich das Leben genommen haben," sagte Nassuch Hagha.

„Dazu ist er zu fromm und zu stark," antwortete Ali. „Er lebt. Ermüde nicht in deinen Nachforschungen, und wir werden ihn wiederfinden."

Eines Tages endlich konnte Nassuch Hagha seinem Bruder Mitteilungen machen, die möglicherweise auf die Spur des Flüchtigen hindeuteten. Im Süden von Anatolien, am Hofe des mächtigen Bey von Karaman, war ein Jüngling entdeckt worden, der in allem der genauen Beschreibung, die von Murad gegeben worden war, entsprach. Auch der Zeitpunkt, zu dem der junge Mann in die Dienste des Bey getreten, war mit Murads Flucht aus Stambul in Übereinstimmung zu bringen. Zu ernsten Bedenken jedoch gab die Mitteilung Veranlassung, der neue Diener des Bey, den dieser sehr lieb gewonnen zu

haben scheine, so daß er ihn bereits zu seinem Geheimschreiber ernannt habe, verstehe zwar jedes Wort, das ihm gesagt werde, aber er sei stumm und nicht ein Laut wäre bisher über seine Lippen gekommen. Er mache sich ausschließlich durch Zeichen oder durch Schrift verständlich. Übrigens verkehre er nicht mit dem Hofgesinde und habe nur Augen und Ohren für seinen Herrn, den Bey.

Ali Bey machte dem Sultan getreuliche Meldung von dem Vorstehenden und bat schließlich um einen Urlaub, den er zu einer Reise nach Karaman benutzen würde, um Murad, falls er sich dort aufhalten sollte, nach Stambul zurückzuführen. Der Sultan, der nichts unversucht lassen wollte, um seiner geliebten Tochter die Gesundheit wiederzugeben, billigte Alis Vorhaben und versah ihn nicht nur mit reichlichen Geldmitteln, sondern auch mit einem Schreiben an den Bey, das dem Abgesandten des Sultans ehrerbietige Aufnahme am Hofe seines Vasallen sicherte. — Von dem Zweck der Reise Alis war in dem Schreiben nicht die Rede.

Sobald Ali Bey in Karaman angelangt war und sich als ein Abgesandter des Sultans zu erkennen gegeben hatte, wurde er vom Bey in feierlicher Audienz empfangen. Unter den Hofbeamten des Fürsten, die dabei zugegen waren, befand sich Murad. Ali Bey erkannte seinen jungen Freund und blickte ihn lange und bedeutsam an. Aber Murads Augen gaben darauf keine Antwort; sein Blick schweifte gleichgültig im Saale umher, als hätte er Ali Bey niemals zuvor gesehen.

Nachdem der Fürst und Ali sich förmlich begrüßt und

einige Worte über gleichgültige Dinge gewechselt hatten, sagte der Abgesandte des Sultans: „In dem Hofstaate Eurer Hoheit fällt mir besonders jener Jüngling mit dem weißen Antlitz und den hellen Haaren auf. Er ist von großer Anmut des Leibes und ist wohl hier eingewandert, denn die Eingeborenen von Süd-Anatolien sind gewöhnlich von dunklerer Hautfarbe."

„Ihr habt das Richtige getroffen," antwortete der Fürst. „Mein Diener Ibrahim ist erst vor kurzem nach Karaman gekommen. Er hat mir sogleich gefallen und Vertrauen eingeflößt, und ich habe deshalb seiner Bitte entsprochen, nicht nach seiner Abkunft zu forschen. Ein flüchtiger Verbrecher kann er unmöglich sein. Ich vermute, er stammt aus einer vornehmen Familie, und der Schleier, der augenblicklich seine Vergangenheit verhüllt, wird wohl später einmal gelüftet werden."

„Habt Ihr an seiner Sprache nicht erkennen können, aus welchem Teile des Reichs er kommt?"

„Der Arme ist stumm," antwortete der Fürst, und dann wiederholte er alles, was Ali Bey schon durch seinen Bruder über den geheimnisvollen Diener am Hofe des Bey in Erfahrung gebracht hatte.

Ali Bey hörte aufmerksam zu. „Der Jüngling flößt mir große Teilnahme ein," sagte er, als der Fürst gesprochen hatte. „Der Fall, daß ein Mensch hören, aber nicht sprechen kann, ist selten. Ich habe mich mit Heilkunde beschäftigt und möchte meine Kunst an Ibrahim versuchen. Ich verspreche Eurer Hoheit, daß Euerm Diener kein Leid zugefügt werden soll, — und vielleicht könnte ich ihm die Sprache wiedergeben, wenn er sie früher

beſeſſen hat. Wollt Ihr mir geſtatten, ihn in Behandlung zu nehmen?“

„Das erlaube ich gern,“ antwortete der Bey, „und ſollte es Euch gelingen, Ibrahim die Gabe der Rede zu verleihen, ſo würde ich Euch dankbar ſein, denn ich habe ihn in mein Herz geſchloſſen.“

„So bitte ich Euch anzuordnen, daß Ibrahim ſich heute abend, eine Stunde nach Sonnenuntergang, in mein Zimmer begebe.“

Zur anberaumten Zeit fand ſich Murad in den Gemächern ein, die der Bey dem Abgeſandten des Sultans während ſeines Aufenthaltes in Karaman als Wohnung angewieſen hatte. Ali Bey ging dem Eintretenden mit freundlicher Vertraulichkeit entgegen; aber der verharrte, nachdem er ſeinen früheren Genoſſen mit vollkommener Höflichkeit begrüßt hatte, in der ſtrengen Zurückhaltung, die er einem gänzlich Fremden gegenüber angenommen haben würde, und alle Bemühungen des klugen und gutmütigen Zwerges, die frühere Vertraulichkeit wiederherzuſtellen, blieben erfolglos. Murad ließ Alis wiederholte Fragen, weshalb er Stambul verlaſſen habe, unbeantwortet; er ſchien die Aufklärungen, die ſein ehemaliger Vertrauter ihm geben wollte, kaum zu vernehmen, ſeinen Rat, ſich nicht dem Ingrimm des erzürnten Sultans auszuſetzen, gänzlich zu überhören, und nur als Ali ihn aufforderte und zuletzt eindringlich bat, mit ihm nach Stambul zurückzukehren, wo die Prinzeſſin, die verlaſſene Gemahlin, ſeiner harre, gab er ein Lebenszeichen von ſich, indem er langſam, mit kaltem finſterm Ernſt das Haupt in den Nacken zurückbeugte. Die ruhige, jeder Übereilung und

Aufregung bare Gebärde sprach bestimmter, als Worte es vermocht hätten, von dem festen Entschlusse Murads, den Bitten und Mahnungen Alis nicht nachzugeben.

Der Abgesandte des Sultans setzte seine Bemühungen, Murad zur Nachgiebigkeit zu bewegen, noch zwei Tage fort — erfolglos! Dann entschloß er sich schweren Herzens, unverrichteter Sache nach Stambul zurückzukehren, und verabschiedete sich vom Bey, der ihn, in seinem Innern beunruhigt über den geheimnisvollen Besuch, reichlich beschenkt entließ.

Ali Bey eilte, von zwei Dienern gefolgt, auf schnellen Pferden nach Stambul zurück und wurde sogleich nach seiner Ankunft vom Sultan empfangen. Dieser nahm den Bericht des Zwerges mit verhaltenem Ingrimm entgegen.

„Der hartnäckige Rebell soll mit seinem Leben für seinen Ungehorsam büßen," sagte er. „Du kehrst nach Karaman zurück und bringst ihn als Gefangenen nach Stambul. Der Bey wird Befehl von mir erhalten, dir dabei behilflich zu sein."

Mit großer Klugheit und Vorsicht gelang es Ali, den Sultan auf andere Gedanken zu bringen. Er sprach mit anscheinender Entrüstung von Murad, für den keine Strafe zu hart wäre. Ali hatte, so mußte man nach seinen Reden annehmen, nur das Wohl der erlauchten Prinzessin Scheriffeh im Auge, und der Sultan sagte darauf nach einigem Bedenken, er werde später noch einmal auf die Angelegenheit zurückkommen. Damit war der Zwerg entlassen.

Scheriffeh Sultana war von dem Zweck der Reise

Alis nach Karaman unterrichtet worden und hatte während seiner Abwesenheit in Hoffen und Bangen gelebt. Als sie nun vom Sultan erfuhr, Ali Bey sei unverrichteter Sache nach Stambul zurückgekehrt, brach sie in Thränen aus; aber sobald sie die Einzelheiten der Zusammenkünfte mit Murad vernommen hatte, warf sie sich vor ihrem Vater auf die Kniee und flehte ihn an, er möchte ihr gestatten, nach Karaman zu gehen.

Der Sultan wies dies Vorhaben zunächst zurück; schließlich konnte er aber dem rührenden Flehen der geliebten Tochter nicht mehr widerstehen und gab seine Zustimmung zu dem Unternehmen. Da Scheriffeh jedoch nicht als Sultana reisen konnte, so willigte der Großherr auch darein, daß die Prinzessin, als Knabe verkleidet und von einer schwarzen Sklavin begleitet, die ebenfalls Mannskleider anzulegen haben würde, unter dem Schutze des getreuen Ali und zweier zuverlässiger Haremswächter die Reise antreten sollte. Scheriffeh war dem Sultan so dankbar für die ihr erteilte Erlaubnis und zeigte solch' fieberhafte Hast, sich auf den Weg zu machen, daß der Sultan die nötigen Vorbereitungen sofort anordnete, und Scheriffeh mit ihrem Gefolge bereits am nächsten Tage Stambul verlassen konnte.

Nach schneller Reise, deren Beschwerlichkeiten die verwöhnte Prinzessin mit bewunderungswürdiger Stärke ertragen hatte, langte die kleine Karawane wohlbehalten vor Karaman an, wo sie in einem außerhalb der Stadt gelegenen, wenig besuchten Han (Herberge) Halt machte. — Während der Reise hatte die Prinzessin mit Ali Bey verabredet, wie sie in unauffälliger Weise Zulaß zum Hofe

des Bey verschaffen wollte. Die Prinzessin sollte unter dem Namen Sadyk Effendi dem Bey ein Schreiben Alis überbringen, das sie als einen jungen Mann aus guter Familie vorstellte, der sein Glück an einem auswärtigen Hofe zu versuchen beabsichtigte und deshalb eine Anstellung im Dienste des Bey von Karaman erwünschte. Ali bat den Fürsten, dies in Gnade gewähren zu wollen. — Es war kaum zu bezweifeln, daß der Bey diesem Gesuche Folge geben würde. — Während Scheriffehs Anwesenheit am Hofe sollte keiner aus ihrem Gefolge nach Karaman kommen, Ali vielmehr, auch wenn Wochen darüber vergehen würden, warten, bis ihm neue Befehle der Sultana zugingen. Zunächst wollte sie ihre eigenen Kräfte allein versuchen, um zu dem von ihr angestrebten Ziele zu gelangen.

Der Bey empfing den falschen Sadyk leutselig, denn er vermutete, daß die Ankunft des bleichen schönen Knaben wohl mit der noch immer unaufgeklärten Reise Alis am Hofe von Karaman zusammenhinge. Er wies dem Angekommenen deshalb die freundliche Wohnung eines hohen Hofbeamten an und beauftragte ihn mit leichten Beschäftigungen, die ihn nötigten, sich häufig und lange in der Nähe des Fürsten aufzuhalten. Auf diese Weise traf die Prinzessin täglich stundenlang mit dem Lieblingsdiener des Bey, Murad, zusammen. Dieser konnte Scheriffeh unter ihrer Verkleidung nicht erkennen, denn er hatte sie niemals unverschleiert erblickt; aber er faßte eine große Zuneigung zu dem stillen Knaben und suchte dessen Gesellschaft auf, während er sich von allen andern Mitgliedern des Hofstaates zurückgezogen hielt. Scheriffeh erkannte die Gefühle Murads, und ihre Freude darüber

war unbeschreiblich, aber das Unglück hatte sie weise und geduldig über ihre Jahre gemacht, und sie zeigte sich zunächst nur bemüht, Murads Wohlwollen für sie zu vergrößern und zu befestigen. Wenn sie mit ihm allein war, so wurde sie gesprächig: sie erzählte von Stambul, dessen schönste Punkte sie kannte, namentlich auch von der Seraïspitze, von dem blauen Bosporus, dem freundlichen Himmel, und wie schön das Leben darunter sei; dann begann sie vorsichtig vom Sultan und dessen Hof und Harem zu sprechen, und daß die Rede in Konstantinopel ging, es herrsche im Palast große Traurigkeit, weil die Lieblingstochter des Großherrn, die Prinzessin Scheriffeh, sich zu Tode gräme, von ihrem Gemahl verlassen worden zu sein.

Murad hörte aufmerksam zu, aber er gab in keiner Weise zu erkennnen, daß er tieferen Anteil an den Mitteilungen seines jungen Freundes nehme.

Eines Tages, als die beiden im Schloßpark lustwandelten, sagte Scheriffeh: „Verzeiht mir, Effendim, wenn ich eine Frage an Euch richte. Das Wohlwollen, das Ihr mir bezeugt, und die Dankbarkeit und Verehrung, die Ihr mir einflößt, mögen mir zur Entschuldigung dienen . . . Seid Ihr stumm geboren, oder habt ihr durch einen beklagenswerten Unglücksfall die Sprache verloren?“

Murad zog ein kleines Heft, das er stets bei sich führte, aus dem Gürtel und schrieb darauf: „Durch einen Unglücksfall.“

Und als Scheriffeh weitere Fragen darüber an ihn richtete, antwortete er in seiner Weise: „Verlaßt diesen

Gegenstand, falls Ihr unser Zusammensein, dessen ich mich erfreue, nicht trüben wollt."

Scheriffeh seufzte tief und sagte leise: „Ich wollte Euch nicht kränken, noch beunruhigen; verzeiht die Weise, in der ich meine Teilnahme an Eurem Schicksal zu erkennen gegeben habe. Ich werde Euch gehorchen."

Fortan vermied die Prinzessin, auf die verpönte Frage zurückzukommen; sie bemühte sich dagegen, in jeder Art, die sie nur erdenken konnte, Murad ihre Verehrung und Anhänglichkeit zu zeigen, und dies, gepaart mit Scheriffehs unwiderstehlicher Lieblichkeit, gewann ihr in kurzer Zeit die innige Zuneigung des Stummen, so daß die beiden bald unzertrennlich erschienen, da man sie von früh bis spät vertraulich beisammen sah.

Dem Bey konnte dies nicht entgehen, und er schien seine Freude an dem guten Einvernehmen zwischen seinen Lieblingen zu haben; als aber Scheriffeh ihn eines Tages um die Erlaubnis bat, einen Ausflug mit Murad unternehmen zu dürfen, der die beiden drei Tage lang von Karaman fernhalten würde, verweigerte er, dazu seine Zustimmung zu geben. Die ungerechtfertigte Besorgnis stieg nämlich in ihm auf, Murad und Sadyk beabsichtigten, ihn heimlich zu verlassen. Einen Grund, weshalb sie dies thun sollten, konnte er nicht erfinden, aber der Gedanke war nun einmal in seinem Herzen und ließ sich nicht daraus verscheuchen. Scheriffehs Bitten, die immer dringender wurden, bestärkten ihn noch darin.

„Was führst du im Schilde?" herrschte er sie mißtrauisch an. „Der Wunsch eines Zusammenseins mit deinem Freunde Ibrahim kann es nicht sein, da euch das auch

hier im ergiebigsten Maße gewährt ist, und das Vergnügen, das du dir von einem Ausflug in die unwirtlichen Gegenden des Taurus versprechen magst, ist zu gering, als daß es dein Flehen erklärte. Ich vermute, du hast Arges im Sinn."

„O, Herr, ich habe nichts Arges vor; glaubt mir!"

„Ich glaube dir nicht, und ich erteile dir die erbetene Erlaubnis nicht, es sei denn, daß du mir den wahren Grund deines Gesuches offenbarst."

Da sagte Scheriffeh nach längerem Zaudern: „Darf ich Euch bitten, das, was ich Euch nun anvertrauen will, vor allen, namentlich aber vor Ibrahim geheim zu halten?"

„Die Bitte sei dir gewährt."

„Wohlan, mich schmerzt das Gebrechen meines Freundes; ich will versuchen, ihm die Sprache wiederzugeben, und ich hoffe zuversichtlich, es wird mir gelingen."

Der Bey erinnerte sich sogleich, daß auch Ali, der Abgesandte des Sultans, den Versuch gemacht hatte, seinen Diener zum Sprechen zu bringen, und der Gedanke kam ihm, daß dieser Ibrahim, über dessen Vergangenheit ein undurchdringlicher Schleier lag, aus geheimnisvollen Gründen der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit des Sultans sei. Der Umstand, daß Sadyk, der Empfohlene Alis, mit demselben Ansinnen an ihn herantrat wie der Abgesandte des Großherrn, machte den Bey nachdenklich und geneigt, dem Ansinnen Scheriffehs Folge zu geben, „Vielleicht," so dachte er, „ist auch der junge schöne Knabe, gerade so wie der häßliche alte Zwerg, ein Abgesandter des Großherrn." — Da der Bey aber den Grund seiner Sinnesänderung nicht zu erkennen geben

und das geheime Spiel, das an seinem Hofe getrieben wurde, unbeargwohnt beobachten wollte, so sagte er nur: „So sei deine Bitte gewährt, und möge dir dein Vorhaben gelingen! Aber wisse, daß du dich eines Verbrechens schuldig machen würdest, solltest du versuchen, den Bey von Karaman, in dessen Diensten du stehst, zu hintergehen. Dafür würde ich dich streng bestrafen.“ — Er blickte Scheriffeh, obgleich er im Herzen keinen Groll gegen sie hegte, fest und finster an, so daß sie die ängstlichen Augen zu Boden schlug, und sagte: „Kehrst du in drei Tagen nach Karaman zurück, ohne meinen Diener Ibrahim von seinem Gebrechen geheilt zu haben, so sollst du für deine Verwegenheit durch zwanzig Schläge auf jede Fußsohle gezüchtigt werden. — Beharrst du bei deiner Bitte?“

„Mit Eurer gnädigen Erlaubnis, ich beharre dabei,“ gab Scheriffeh leise zur Antwort.

„So zieh' mit Allah, der deinem Vorhaben günstig sei!“

Murad war sichtlich angenehm überrascht, als Scheriffeh ihm mitteilte, sie habe vom Bey die Erlaubnis erbeten und erhalten, einen dreitägigen Ausflug mit ihm machen zu dürfen. „Es ist jetzt, zur Frühlingszeit, in den Bergen und Wäldern so schön,“ sagte sie, „da wollen wir lustwandeln.“

Der Stumme gab durch ein freundliches Zeichen seine Zustimmung zu erkennen. — Nun wurden die Diener, die der Fürst den Freunden zur Verfügung gestellt hatte, beauftragt, zwei Maultiere mit Zelten und Mundvorräten zu beladen und zwei Reitpferde in Bereitschaft zu halten. Auf diesen ritten Murad und Scheriffeh am nächsten

Morgen zu früher Stunde aus Karaman hinaus und wandten sich dem nahen Gebirge zu. Die Herzen gingen ihnen auf, als sie unter blauem Himmel und milde leuchtender Sonne durch das blühende grüne Land zogen, das ihnen Lebensfreude entgegenduftete. — Scheriffehs bleiche Wangen hatten sich gerötet, und ihre dunkeln Augen strahlten; es war die lieblichste Erscheinung, die man sehen konnte. Murads Augen streiften sie mit bewundernder Freude.

Gegen Mittag erreichte die kleine Karawane ein dunkles Gehölz. Murad und Scheriffeh ließen sich im Schatten eines mächtigen Baumes nieder und nahmen dort ein schmackhaftes Mahl ein. Die Unterhaltung zwischen den beiden Freunden war keine lebhafte, denn Scheriffehs Herz war beunruhigt, und sie konnte nicht viel reden, während Murad gar nicht sprach; doch traten niemals schwere Pausen ein. Murad wies auf einen Baum, einen Vogel, den Himmel, und seine Augen sagten: ‚Wie schön ist es hier!‘ — Und Scheriffeh antwortete darauf: „Ja, es ist schön — wunderschön!“ Oftmals begegneten sich die Blicke der beiden, und es waren die Blicke von Menschen, die sich sehr lieb haben. — Einmal lehnte sich Scheriffeh gegen den Baumstamm an dem sie saßen, zurück, und die dunkeln Augen in die Ferne gerichtet, sang sie mit silberreiner, sehnsüchtiger Stimme eine alte Volksweise, eines von den Keremliedern:

„Getrennt von seinem Lieb zu sein,
Ist unerträglich bittere Pein.
Weh dem, der sie erduldet!
Schön Asli, kehre wieder!“

„Der größte ist der Liebe Schmerz.
Zerrissen ist mein junges Herz.
O kehr' zurück, mein Leben!
Schön Asli, kehre wieder!"

Murad blickte Scheriffeh aufmerksam an, während sie sang. Als sie geendet hatte, schlug er die Augen zu Boden und verblieb lange Zeit in Nachsinnen versunken.

Scheriffeh klopfte das Herz. Sie wollte sich zu erkennen geben, sprechen, den geliebten Gemahl um Verzeihung bitten; — aber sie fand nicht den Mut dazu. „Heute abend vor den Zelten, wenn er mich nicht sehen kann und ich mich weniger vor ihm fürchte — dann werde ich sprechen," sagte sie sich. Aber als die Nacht gekommen, war ihr Mut nicht größer geworden, und mit stummem Abschied von Murad zog sie sich traurig in ihr Zelt zurück.

Der zweite Tag verging wie der erste. Murad und Scheriffeh wanderten Hand in Hand wie zwei Freunde durch dunkle Wälder und über grüne Hügel — aber Scheriffeh war beinahe ebenso stumm geworden wie ihr Begleiter. Von Zeit zu Zeit seufzte sie tief. Dann sah Murad sie fragend an; sie fand keine Worte, die stille Frage zu beantworten. Die Brust war ihr wie zugeschnürt. — ‚Wie klein und fein Sadyks Hand ist,' dachte Murad, und er hätte sie küssen mögen, so lieblich erschien sie ihm — aber er lächelte nur still vor sich hin, ob des sonderbaren Gedankens, die Hand des Knaben zu liebkosen. Er fühlte sich unbeschreiblich wohl in dessen Nähe. Er wußte nicht warum.

Die Nacht verbrachte Scheriffeh, ohne Ruhe finden zu

können. Morgen mußte die Rückreise nach Karaman angetreten werden, morgen mußte sie sprechen, wenn sie nicht die schwer erlangte Gelegenheit, sich mit Murad zu versöhnen, ungenutzt vorüber gehen lassen wollte. — „Was soll ich thun? Wie soll ich sprechen?“ fragte sie sich immer und immer wieder; aber sie fand keine Antwort.

Am Morgen stiegen die beiden zu Pferde, um den Rückweg nach Karaman schneller zurücklegen zu können. Gegen Mittag rasteten sie zur Mahlzeit. Als sie diese eingenommen, und die Diener sich zurückgezogen hatten, erhob sich Scheriffeh plötzlich, kniete vor Murad nieder und sagte leise: „Ich bin Euer unglückliches Gemahl. O, Murad, verzeiht mir!“

Sie konnte nicht weiter sprechen. Murad war schnell aufgestanden und einen Schritt zurückgewichen. Nun wandte er sich ab und näherte sich langsam der Stelle, wo die Diener neben den Tieren lagerten. Er war bleich geworden, und an seinem Herzen nagte brennender Schmerz, aber sein trotziger Stolz war stärker als alles. Noch konnte er die Kränkung nicht verzeihen, die ihn so tief verletzt hatte. Nie hätte er sich Ähnlichem wieder aussetzen wollen, und darum hatte er Vater und Mutter und seine Gemahlin verlassen, ‚für immer!‘ — das war seine Absicht gewesen und blieb es noch. Es war ihm leicht geworden, Stambul zu fliehen, jetzt wurde es ihm unendlich schwer, Scheriffeh den Rücken zu kehren. — ‚Es muß sein!‘ sagte er vor sich hin. Er preßte die Zähne zusammen, und sein schönes Antlitz, das kurz vorher noch in Freude geleuchtet hatte, nahm einen finsteren Ausdruck an, so daß die Diener, als er an sie herantrat,

erschrocken aufsprangen und sich beeilten, alles zur Weiterreise vorzubereiten.

Murad und Scheriffeh ritten stumm nebeneinander her. Der Mut des armen Mädchens war gebrochen. Sie wagte es nicht, noch ein Wort an ihren Begleiter zu richten. All ihre Hoffnungen waren vernichtet. Sie wünschte sich den Tod. — Die beiden langten zu später Stunde in Karaman an und trennten sich voneinander, ohne daß Murad Scheriffeh eines Blickes gewürdigt hätte. Aber er verbrachte eine schlaflose Nacht.

Am nächsten Morgen begab sich Scheriffeh zum Bey und berichtete in kurzen, verzweifelten Worten von dem gänzlichen Mißerfolg ihrer Aufgabe.

„So sei der verdienten Strafe gewärtig," sagte der Bey mit finsterer Miene. In seinem Herzen hatte er nie die Absicht gehegt, Sadyk züchtigen zu lassen; aber der Knabe sollte geängstigt werden, zur Strafe, gegen den Wunsch seines Herrn gehandelt zu haben, und sodann, weil der Bey annahm, die Furcht vor der Züchtigung könnte Sadyk zur Offenbarung seines Geheimnisses treiben. — Er ließ deshalb, nachdem dieser ihn verlassen hatte, den am meisten gefürchteten Beamten seines Hofes, Chosref, den Nachrichter, zu sich bescheiden und sagte ihm, Sadyk sei verurteilt worden, zwanzig Schläge auf die Fußsohlen zu empfangen. Alles sei dazu vorzubereiten. — „Nun habe acht, was ich dir im geheimen sage," fuhr der Bey fort. „Wenn Sadyk auf dem Richtplatz erschienen ist, so legst du harte Hand an ihn und drückst ihn unsanft zu Boden. Dann, nachdem er gebunden worden ist, hebst du den Stock zum Schlage; aber er

darf — bei deinem Leben — Sadyk nicht berühren. Du haſt verſtanden?"

„Ich habe verſtanden."

„Niemand, wer immer es ſei, darf von dieſem geheimen Befehl wiſſen. Sprächeſt du davon, ſo wäre es dein Tod."

„Ich werde ſchweigen."

Die Nachricht von der Verurteilung Sadyks verbreitete ſich wie ein Lauffeuer im ganzen Schloß. Alle bemitleideten den armen Knaben und ſtaunten ob der grauſamen Härte des Bey.

Murad, bleich von Angeſicht, das Haupt geſenkt, wanderte wie ein unſtäter Geiſt durch die langen Gänge des Palaſtes und die Wege des Parkes. Als er an den Richtplatz kam, auf dem die Knechte Chosrefs mit den unheimlichen Vorbereitungen zur Vollziehung der Strafe an Sadyk beſchäftigt waren, durchrieſelte ihn ein Grauſen, das ihn erzittern machte. Es war bekannt geworden, Sadyk ſolle beſtraft werden, weil er in leichtfertiger Weiſe, entgegen einer ernſten Mahnung des Bey, die Heilung Murads unternommen habe, und dieſer wußte, daß Scheriffeh um ſeinetwegen zu leiden haben werde.

Die arme Scheriffeh ſaß inzwiſchen in ihrem Zimmer und weinte und weinte. Aber nicht Furcht vor der Züchtigung war es, die ihre Thränen rinnen machte. Daß Murad ſie zurückgewieſen, ſich von ihr abgewandt hatte — betrübte ſie zum Tode. — Vor der Folter, die ihr bevorſtand, hätte ſie ſich leicht retten können. Ein Wort an Ali Bey, der in der Nähe von Karaman ihrer Befehle harrte — und er würde zur Hilfe herbeigeeilt

sein! — Aber Scheriffeh hatte nur den einen Gedanken: sie wollte nicht von Murad scheiden; um aber in seiner Nähe bleiben zu können, so lange er ihr nicht verziehen hatte, durfte sie sich nicht zu erkennen geben und mußte im Dienste des Bey verweilen. Im Innersten ihres Herzens war noch ein Hoffnungsschimmer: vielleicht rührten die Schmerzen, die sie um Murads willen erdulden wollte, sein stolzes Herz! Willkommen war ihr um diesen Preis jede Pein. Der Hoffnungsschimmer war schwach, aber er erleuchtete den Pfad zum Richtplatz und unverzagt, wennschon ein Bild des Jammers, trat sie den schweren Gang dorthin an.

Der Hof war bereits in einem großen Kreise versammelt, als Scheriffeh zwischen zwei Wächtern auf dem Platze erschien, wo sie gezüchtigt werden sollte. Der Bey saß auf einem erhöhten Sessel, ihm zur Rechten und Linken standen die hohen Beamten seines Hofstaates; dem stummen Murad war ein Platz dem Bey gegenüber angewiesen worden. Das hatte der Fürst angeordnet, weil er Murad während des erwarteten Vorganges beobachten wollte. Murad war so bleich wie Scheriffeh und hielt die Zähne zusammengepreßt und die Augen zu Boden geschlagen.

Die Verurteilte stand jetzt in der Mitte des Richtplatzes, von vielen mitleidigen Blicken beobachtet. Ihre nackten Füßchen steckten in weiten Schuhen, die leicht abgeworfen werden konnten. Sie waren schön und zierlich und glänzten, als wären sie aus blau geadertem, fein geschliffenem Marmor. — Und die Peitsche des Henkers sollte sie zerfleischen!

Chosref trat vor den Bey, verbeugte sich bis zur Erde, hob dann das Haupt und blickte seinen Herrn fragend an.

„Walte deines Amtes!“ sagte der Fürst mit fester Stimme.

Darauf wandte sich Chosref zu Scheriffeh und legte seine Hand gewaltsam auf ihre zarte Schulter und drückte sie zu Boden. Scheriffeh knickte zusammen wie eine von schwerem Fuß zertretene Blume. Und in demselben Augenblick drang ein jammervoller Klageschrei über ihre bleichen Lippen.

Er schnitt Murad ins Herz und machte es sterbenswund. Das war derselbe Schrei, der ihn aus Stambul vertrieben hatte. Sein trotziger Stolz schmolz unter dem kläglichen Hauch wie Wachs unter einer spitzen Flamme. — Mit einem Satz war er neben dem Nachrichter und schleuderte ihn beiseite. „Dies ist der Arm einer Sultana!“ rief er. „Hüte dich, deine rauhe Hand daran zu legen!“ — Scheriffeh vernahm die Worte, die sie selbst an ihrem Hochzeitsabend gesprochen und seitdem so bitter bereut hatte; nun wußte sie, daß sie ihr endlich verziehen waren! Murad umfaßte ihren zarten Leib mit der Sorgfalt einer ängstlichen Mutter, die das kranke Kind einbetten will, hob die leichte Last auf seinen Arm und trat vor den Bey.

„Dies ist meine Gemahlin,“ sagte er. „Gewährt ihr gastfreundliche Aufnahme in Eurem Harem. Sie ist dessen würdig, wie Ihr erfahren werdet, wenn Ihr mir kurzes Gehör schenken wollt.“

Scheriffeh hatte ihr Antlitz, das nunmehr, außer ihrem Gemahl und ihrem Vater, kein Mann unverschleiert wieder erblicken würde, an Murads Schulter verborgen und weinte leise vor Aufregung und Glück.

Dem Bey war es bei den Worten Murads: „Dies ist der Arm einer Sultana“ wie Schuppen von den Augen gefallen. — Wie hatte ihn die Verkleidung, unter der die Prinzessin bei ihm erschienen war, nur einen Augenblick täuschen können? Er war bestürzt.

„Glaubt mir, Effendim,“ sagte er, „daß es nie in meiner Absicht lag, der erlauchten Frau schimpfliche Schmerzen zuzufügen. Auch ohne Euer Dazwischentreten war ihr jede Folter erspart. So hatte ich angeordnet, und es würde dem Nachrichter das Leben gekostet haben, hätte er meinen Befehlen nicht gehorcht. — Ich bin stolz, meinen Harem zur Verfügung Eurer erlauchten Gemahlin stellen zu dürfen. Geruht, mich zu begleiten.“ — Er raunte einem Diener, der hinter seinem Sessel stand, einen kurzen Befehl zu, worauf sich dieser schnellen Laufes entfernte. Sodann wandte sich der Bey wieder zu Murad und sagte mit höflichem Gruß: „Ich stehe zu Euren Diensten, Effendi.“ — Darauf schlugen die beiden den Weg zum Palast ein, von dem erstaunten Hofstaat in ehrerbietiger Entfernung gefolgt. Nach einigen Minuten erblickten sie eine von zwei laufenden Schwarzen getragene Sänfte, die vor ihnen Halt machte und in die Scheriffeh von Murad niedergesetzt wurde. Dann kehrte die Sänfte nach dem Harem des Bey zurück, während dieser und Murad sich gemessenen Schrittes nach dem Palast begaben. Unterwegs erzählte Murad, ohne auf Einzelheiten einzu-

gehen, dem aufmerksam lauschenden Bey, er habe Stambul bald nach seiner Vermählung mit Scheriffeh, der Tochter des Großherrn, verlassen und es für gut befunden, sich Schweigen aufzuerlegen, um müßige Fragen über seine Vergangenheit leichter unbeantwortet lassen zu können. Er werde nun zunächst seine Gemahlin nach ihrer Heimat zurückführen.

Scheriffeh wurde im Harem des Bey mit der einer Prinzessin zukommenden Ehrerbietung aufgenommen: zahlreiche Sklavinnen und kostbare Gewande wurden zu ihrer Verfügung gestellt, und als sie Murad wenige Stunden später empfing, da war sie die Sultanstochter, die glückliche, von ihrem Auserwählten geliebte Gemahlin.

Ali Bey wurde am nächsten Morgen in den Palast gerufen und empfing dort von Murad, der ihn herzlich bewillkommente, eine kurze Mitteilung von den letzten Vorgängen am Hofe des Bey. Die Augen des guten Ali strahlten vor Freude, als er von der Wiedervereinigung des jungen Paares hörte, an dessen Schicksalen er mit väterlicher Zuneigung Anteil genommen hatte. Er entsandte sogleich einen Eilboten nach Konstantinopel, um dem Großherrn zu melden, Scheriffeh Sultana und Murad würden sich ohne weitern Verzug auf den Weg nach Stambul machen. Wenige Tage später erfolgte die angekündigte Abreise, und zwar auf Scheriffehs ausdrücklichen Wunsch, ohne jede Aufsehen erregende Feierlichkeit und ohne das stattliche Gefolge, das der Bey zu ihrer Verfügung gestellt hatte, und das den Zug durch Anatolien verlangsamt haben würde.

Das Wiedersehen der glücklichen Tochter erfreute den

Großherrn so innig, daß er darüber den Groll, den er eine Zeit lang gegen Murad gehegt hatte, vergaß. Ja, im Innersten seines Herzens regte sich Bewunderung für den Jüngling, der sich so entschlossen gezeigt hatte, seinem Stolz und seiner Würde alles zu opfern, was Menschen glücklich zu machen pflegt. Nach einer Unterredung mit Murad, in der dieser den Wunsch zu erkennen gegeben hatte, in Kriegsdienst zu treten, ernannte er ihn zum Offizier. Murad zeigte in seiner neuen Stellung so viel Eifer und Tüchtigkeit, daß er, als einige Zeit darauf der Krieg an der Grenze von neuem entbrannte, mit der Führung einer größeren Heeresabteilung betraut werden konnte. In der ersten Schlacht, an der er teilnahm, gab er Beweise unerschütterlicher Kaltblütigkeit und verwegenen Mutes und trug durch sein persönliches Eingreifen in den Kampf wesentlich zu dem für die Türkei glücklichen Ausgang des Tages bei. Er wurde noch während des Feldzuges zum Pascha ernannt, zu einer der höchsten Stellungen in der Armee befördert und kehrte nach Beendigung des Krieges, der mit einem ehrenvollen Frieden für die Türkei schloß, ruhmbedeckt nach Stambul zurück. Dort wurde er unter dem Namen Gurdschi Murad Pascha (Murad Pascha der Georgier) eine berühmte Persönlichkeit, deren Namen noch heute in der Kriegsgeschichte des osmanischen Reiches glänzt. Die eiserne Strenge, mit der er die Mannszucht unter seinen Truppen aufrecht erhielt, hatte ihm aber viele Feinde gemacht, und nachdem sein mächtiger Beschützer, der Vater Scheriffehs, gestorben war, gelang es jenen, den Georgier aus der Gunst des jungen Sultans zu verdrängen. Darauf legte Murad

Paſcha ſein Amt nieder und zog ſich mit ſeiner Gemahlin, die ihn bis zu ihrem Tode abgöttiſch verehrte, nach Karaman zurück, wo er, auf einer großen Meierei, die er erworben hatte, fern von dem Treiben der Hauptſtadt hochbetagt ſtarb. Scheriffeh Sultana war ihm um mehrere Jahre im Tode vorangegangen.

Die weiße Hand.

Der Großwesir Alianak Mustapha Pascha war bereits ein alter Mann, als sein jüngster Sohn Achmed Bey das achtzehnte Lebensjahr erreicht hatte. Durch seine amtlichen Obliegenheiten und einen thatendurstigen Sultan in Anspruch genommen, war der Vater dem heranwachsenden Achmed beinahe ein Fremdling geblieben, so daß der Sohn die Gewohnheit angenommen hatte, sich in allen Fragen, wo er eines Rates und Beistandes bedurfte, an seine Mutter zu wenden, die ihn zärtlich liebte. Eines Tages vertraute er ihr an, daß er sich zu verheiraten wünsche, und bat sie, eine Frau für ihn zu suchen.

„Ich werde mit dem Pascha darüber sprechen," sagte die Mutter.

„Ich bitte Euch, dies nicht zu thun," entgegnete Achmed. „Der Pascha würde kaum Zeit finden, ernstlich über die Sache nachzudenken, sondern das erste beste junge Mädchen aus guter Familie und mit einigem Vermögen als seine zukünftige Schwiegertochter bezeichnen, während ich nur mit einer Frau nach meinem Geschmack glücklich werden könnte."

„Und was ist dein Geschmack in Bezug auf deine zukünftige Frau?“ fragte die Mutter.

„Sie müßte groß sein, weiß von Angesicht, mit blauen Augen, rosigem Mund, perlenweißen Zähnen und langem, hellem Haar.“

Die Mutter lächelte und freute sich, daß ihr Sohn so hohe Ansprüche stellte. „Vielleicht,“ sagte sie, „wäre es möglich, bei einem Sklavenhändler, wenn auch nicht sogleich, so doch in einiger Zeit unter den Kaukasierinnen ein Mädchen zu finden, wie du es verlangst. — An hübschen Mädchen fehlt es nicht in den Häusern, in denen ich verkehre; mehr als eine ist darunter, die mir als Schwiegertochter willkommen sein würde; aber sie sind alle klein und zierlich, mit dunklen Augen und dunklem Haar.“

„Ich will keine Sklavin, und ich will keine blasse Türkin. Ich sehne mich nach einer Frau, hell von Angesicht, Augen und Haaren, die mir von freien Eltern in die Ehe gegeben werde. Ich bitte Euch, Mutter, nehmt Euch meinen Wunsch zu Herzen “

Das that die gute Frau: sie sprach mit ihren zahlreichen Freundinnen, sie sandte Dienerinnen und Kundschafter aus, um nach einer Schwiegertochter für sie nach dem Herzen ihres Sohnes zu suchen; — aber ihre Bemühungen blieben lange Zeit vergeblich. Endlich empfing sie den Besuch einer alten Frau, von der es hieß, sie kenne alle hübschen unverheirateten Mädchen von Stambul, und die sagte ihr, sie habe die von Achmed Bey gewünschte Frau, dank einem glücklichen Zufall, gefunden, denn die schöne Emineh sei von niemand gekannt, sie

wohne bei ihrem verwitweten Vater, dessen Hausstand sie führe, und habe sich seit Jahren nicht mehr auf der Straße blicken lassen. Sie sei jetzt fünfzehn Jahre alt, und ihr Vater, ein armer Zimmermann, sei seit einiger Zeit bemüht, unter den Söhnen seiner Freunde einen passenden Gefährten für sie zu finden.

„Wenn das, was du sagst, die Wahrheit ist, so sollst du reichlich belohnt werden," sagte die Frau des Großwesirs.

„Kommt mit mir," antwortete die Vermittlerin, „und urteilt selbst. Wenn ich Euch nicht befriedigt habe, so sollen meine Mühen umsonst gewesen sein."

Die Frau des Großwesirs folgte der Unterhändlerin, und diese führte sie nach einem Stadtteil im Norden von Stambul, Aïwan Seraï genannt, und dort in eine von einem Garten umgebene Hütte, in der die beiden Frauen von der schönen Emineh artig empfangen wurden. Sie war nicht nur alles, was die Vermittlerin versprochen hatte: groß, blauäugig, goldenen Haars — sie war auch so wohlerzogen und sittsam, daß die Frau des Großwesirs nichts sehnlicher wünschte, als sie zu ihrer Schwiegertochter zu machen. — Emineh ihrerseits schätzte sich glücklich, die Gemahlin eines vornehmen Mannes zu werden, denn sie hatte nie gedacht, daß ihr ein anderes Los beschieden sei, als einen armen Handwerker zu heiraten.

Als die Frau des Großwesirs dies vernommen hatte, steckte sie einen kostbaren Ring an Eminehs Finger und sagte: „Ich wähle dich als Frau meines jüngsten Sohnes Achmed Bey, der milde und freundlich ist und dich lieb gewinnen wird; und zum Zeichen, daß ich dir

wohl will und dich gern als Schwiegertochter begrüßen werde, ſchenke ich dir dieſen Ring.“

Achmed Bey war zunächſt außer ſich vor Freude, als ſeine Mutter ihm den Erfolg ihrer Nachforſchungen mitteilte und bat, den Vermählungstag ſo nahe wie möglich zu rücken; — aber nach einigen Tagen ſchon trat er mit veränderten Anſichten vor ſeine Mutter. Der Zufall hatte ihn nämlich an einer Unterhaltung zwiſchen mehreren ſeiner Altersgenoſſen Teil nehmen laſſen, die auf der Hohen Pforte, in demſelben Gemach wie er, damit beſchäftigt waren, ſich zu Beamten auszubilden. — Die jungen Leute machten Zukunftspläne und ſprachen dabei als von dem erſten Schritt, den ſie zu thun beabſichtigten, vom Heiraten. Bei dieſer Gelegenheit führte zumeiſt Omer Bey, ein naher Verwandter Achmeds, der Sohn eines reichen Paſchas, das Wort. Er ſtand in dem Rufe, all' ſeine Freunde an Klugheit zu überragen, und ſeine Gefährten hörten ihm deshalb aufmerkſam zu, obwohl alte und erfahrene Leute über das, was er als Weisheit hervorbrachte, oftmals gelächelt haben würden. — Omer Bey erklärte nun an jenem Tage, daß ein junger Mann, der in der Welt vorwärts kommen wollte, kaum eine größere Thorheit begehen könnte, als wenn er eine Sklavin oder ein armes Mädchen, die Tochter unbekannter Eltern, heiratete, er beraube ſich dadurch, gleich im Beginn ſeiner Laufbahn, der mächtigen Stütze, die jeder Mann, der ſeine Frau vernünftig zu wählen wiſſe, unter deren nächſten Anverwandten zu finden hoffen dürfe. Er führte einige Beiſpiele aus der Geſchichte an, von jungen, unbedeutenden Männern, die es zu großen Ämtern und Würden gebracht,

nur weil einflußreiche Schwiegereltern sie in die Höhe geschoben hatten, und seine Gefährten, denen das, was Omer Bey sagte, neu war, bewunderten seine Gelehrsamkeit und Belesenheit und waren geneigt, allem, was er sagte, als unbestreitbarer Wahrheit zuzustimmen.

Achmed Bey dachte an die Zimmermannstochter, mit der er sich soeben verlobt hatte, und wagte, seinem Vetter schüchtern zu widersprechen: Schönheit und Tugend seien bei einer Frau höher zu schätzen als Reichtum und Einfluß, meinte er; aber seine Worte wurden mit Gelächter und Spott begrüßt, und Achmed, dessen Achtung vor Omer Beys Weltweisheit keine geringe war, dem es an Selbständigkeit mangelte, und der großen Wert auf das legte, was andere von ihm dachten und sprachen, begann zu fürchten, durch seine Verlobung mit Emineh eine Thorheit begangen zu haben. — Auf dem Wege von der Hohen Pforte nach seiner Wohnung faßte diese Ansicht immer festere Wurzel in seinem Herzen, und sobald er zu Hause angelangt war, begab er sich in den Harem zu seiner Mutter, der einzigen Person, die er nicht fürchtete, obgleich er sie zärtlich liebte, und erklärte ihr, er habe sich die Verlobung mit der Tochter des Handwerkers überlegt, sie erscheine ihm unklug, und seine Mutter möge sie rückgängig machen.

Die Mutter weigerte sich zunächst, dies zu thun. Emineh hatte ihr Herz gewonnen, und sie wünschte sie sich als Schwiegertochter. Aber vergeblich pries sie Eminehs blonde Schönheit und sprach verächtlich von der Häßlichkeit der dunkeln Pascha-Töchter. — Achmed blieb dabei, er wolle von der Verlobung mit der Zimmermannstochter

nichts wissen. — Die Mutter gab ihm endlich widerstrebend nach, aber sie hatte nicht den Mut, dem jungen Mädchen, das sich ihr vertrauensvoll genähert und bereits wie eine Tochter von ihr verabschiedet hatte, in eigener Person den Wortbruch einzugestehen, sondern sie beschied die alte Vermittlerin zu sich und übergab ihr eine bedeutende Summe Geldes, um Emineh damit abzufinden. — „Sage ihr, Achmed Bey sei, wie sich jetzt ergeben habe, noch nicht in der Lage, sich zu verheiraten, er würde noch einige Zeit damit zu warten haben, einstweilen solle Eminehs Vater sich einen anderen Schwiegersohn suchen, dies würde ihm, Dank der Mitgift, die er nunmehr seiner Tochter geben könne, leicht werden."

Die Vermittlerin richtete diesen Auftrag getreulich aus. Emineh weinte bitterlich darüber, und ihr Vater, der am Abend nach vollendetem Tagewerk nach Hause kam, fand sie noch immer in Thränen. Er war ein frommer, aber leidenschaftlicher Mann, und als er die Ursache der Traurigkeit seiner Tochter erfahren hatte, ergrimmte er in hellem Zorn und schwur bei Allah, eine solche Schmach solle seinem Hause nicht ein zweites Mal widerfahren, denn er werde Emineh dem ersten Manne, der ihm am nächsten Morgen beim Frühgebet in der Moschee entgegenträte, zur Frau geben. Als sein Zorn einige Stunden später verraucht war, gereute ihn das Gelübde, das er gethan, aber da er bei „Gott" geschworen hatte, so wankte er nicht in seinem Vorhaben. Emineh war so traurig über die zurückgegangene Verlobung, daß ihr alles, was mit ihr geschehen sollte, gleichgültig zu sein schien.

Beim nächsten Morgengrauen begab sich der Zimmermann in die Moschee. An der Thür trat ihm ein Mann von stattlicher Haltung entgegen, dessen hohe Gestalt in einen Kaftan von dunkler Farbe gehüllt war. Sein Gesicht war in der Vorhalle des Tempels, in der Dämmerung herrschte, nicht genau zu erkennen. Der Vater Eminehs bemerkte nur, daß der Mann einen schwarzen Bart trug, bleich von Angesicht war und große, ruhige dunkle Augen hatte. Er bot ihm frommen Gruß und sagte sodann: „Wollt Ihr mir einige Minuten Gehör schenken?“ Der Fremde gab durch ein stummes Zeichen seine Zustimmung zu erkennen und schritt, dem Zimmermann voran, der ihm willig folgte, nach einem einsamen, dunkeln Platz in der Moschee. Dort blieb er stehen und sagte leise: „Nun sprecht!“

Darauf erzählte der Zimmermann wahrheitsgetreu die Vorgänge in seinem Hause während der letzten zwei Tage und wiederholte das von ihm abgelegte Gelübde. „Fast reut mich, es gethan zu haben,“ sagte er zum Schluß, „denn ich fürchte, Allah will mich dafür strafen, daß ich im Zorn bei ihm schwur, da der erste Mann, den er mir in der Moschee entgegensendet, von so vornehmem Anstand ist, daß es mir nun vorwitzig und dreist erscheint, ihm meine Tochter zur Frau geben zu wollen.“

Der Fremde legte das Kinn in seine Linke und verharrte eine Weile nachsinnend in Schweigen. Trotz der Dunkelheit bemerkte der Zimmermann, wie fein und schmal die Hand war, und daß sie weiß glänzend von dem schwarzen Bart seines Gegenüber abstach.

„Eure Tochter ist rein und schön?“ sagte der Fremde endlich.

„Darauf dürft Ihr Euch verlassen, obgleich der Vater es ist, der Euch diese Versicherung giebt,“ antwortete der Zimmermann.

„Die Frau des Großwesirs war bereit, Eure Tochter ihrem Sohne zu geben?“

„Sie war bereit dazu.“

„Und weshalb machte sie wenige Tage später die Verlobung wieder rückgängig?“

„Das weiß ich nicht; aber sie fühlte sich sicherlich im Unrecht, da sie mir durch die Vermittlerin Geld übersandte, um sich mit mir abzufinden.“

Wieder schwieg der Fremde längere Zeit. Dann sagte er:

„Vielleicht könnt Ihr Euer Gelübde dennoch einlösen. — Findet Euch morgen früh zur selben Stunde wieder an diesem Platze ein. Ich werde Euch erwarten, und Ihr sollt sodann meinen Bescheid haben. Damit Ihr aber hoffen möget, daß Allah nicht mit ungnädigen Augen auf Euer Vorhaben sieht, ein Gelöbnis, auch wenn es im Zorn gegeben war, getreulich zu halten, so nehmt dies“ — er übergab dem Zimmermann einen kleinen, schweren seidenen Beutel — „und benutzt das Gold, das Ihr darin finden werdet, um das Gemach Eurer Tochter so einzurichten, daß sie mich als Gemahl darin empfangen kann.“ — Mit diesen Worten entfernte er sich Der Zimmermann verblieb noch in der Moschee, verrichtete dort sein Gebet und kehrte sodann frohen Mutes nach seinem Hause zurück, wo er seiner Tochter alles mitteilte,

was er mit dem Fremden verabredet hatte. Emineh beobachtete dem gegenüber gehorsames Schweigen.

Am nächsten Morgen fand die verabredete Zusammenkunft zwischen Eminehs Vater und dem Fremden statt. Dieser begann die Unterredung, indem er sagte: „Ich begrüße in Euch meinen zukünftigen Schwiegervater.“ Dann setzte er hinzu: „Sorgt dafür, daß heute abend der Imam (Geistliche) zur Stelle sei, vor dem mein Zeuge in meinem Namen die üblichen und notwendigen Erklärungen abgeben wird; Ihr dagegen mögt als Vertreter Eurer Tochter ein Gleiches für diese thun. — Aber ich habe Euch noch einige Bedingungen mitzuteilen, unter denen sich meine Vermählung mit Eurer Tochter vollziehen wird. Sie werden Euch zunächst vielleicht überraschen; seid jedoch überzeugt, daß sich mit der Zeit alles zu Eurer und meiner zukünftigen Gemahlin Zufriedenheit aufklären wird. — Also vernehmet: Niemand von den bei der Feier Anwesenden wird mein Antlitz schauen, auch Emineh wird es erst später, wenn ich es bestimmen werde, sehen. Ich werde um Mitternacht zu ihr kommen und sie vor Tagesanbruch wieder verlassen; aber wenn sie sich freundlich und geduldig zeigt, und Vertrauen zu mir hat, so wird sie zu guter Zeit erfahren, wer der Unbekannte ist, dem Ihr sie in die Ehe gegeben habt. — Für all' ihre Bedürfnisse sollt Ihr sorgen, und ich werde es an den dazu nötigen Mitteln nicht fehlen lassen. Ihr selbst dürft der Arbeit, die Euch bisher ernährte, entsagen, um im Hause mit Eurer Tochter bleiben, und ihr Gesellschaft und Schutz sein zu können. — Möge Allah das Bündnis segnen, das er gewollt hat, indem er mich

gestern früh zur Erfüllung Eures Gelöbnisses in Euren Weg stellte."

Alles geschah, wie der Fremde angeordnet hatte. Emineh und ihr Vater unterwarfen sich gehorsam den Bedingungen, die er vorher gemacht hatte, und befanden sich glücklich dabei, denn mit dem geheimnisvollen Gemahl war würdiges Wohlleben in die Hütte des Zimmermanns eingezogen. Wenn jener des Nachts erschien, was man an der Art, wie er an die Thür klopfte, erkannte, so wurden alle Lichter im Hause ausgelöscht, — und durch einen finstern Gang trat er in das dunkle Frauengemach, um von Emineh empfangen zu werden. Wohl regte sich in dem jungen Herzen der Wunsch, das Angesicht ihres Herrn zu sehen, aber als sie dies einmal in einer Stunde glücklichen Zusammenseins zu äußern gewagt, da hatte ihr der Gemahl milde und ernst zugleich, geantwortet, sie solle sein und ihr Glück nicht durch ungeduldige Neugierde gefährden, sondern die Stunde abwarten, die er bestimmen würde, wenn sie sich von Angesicht zu Angesicht sehen könnten. — „Bist du glücklich?" hatte er sie nach einer Weile gefragt.

„Ich bin unbeschreiblich glücklich," war ihre Antwort gewesen.

„Nun, dann sei zufrieden."

„Ich bin zufrieden. Verzeiht mir meine Thorheit."

Darauf hatte er ihr das Antlitz gestreichelt, und sie hatte seine Hand zwischen ihre beiden Hände genommen und sie ehrerbietig und zärtlich geküßt. „Wie fein und klein und weich Eure Hand ist," hatte sie dazu gesagt.

„Ich wußte nicht, daß ein starker großer Mann wie Ihr so zarte Hände haben könnte."

Eines Tages erfuhr Emineh durch ihre Dienerin, daß Achmed Bey, der Sohn des Großwesirs, sich mit der Tochter eines reichen Pascha verlobt habe, und sich demnächst vermählen werde. Als Emineh darauf ihren Gemahl wieder sah, bat sie ihn um die Freiheit, die Braut beglückwünschen zu dürfen. Sie war neugierig, diejenige kennen zu lernen, die Achmed Bey, der wenige Tage lang ihr Verlobter gewesen war, nun an ihrer Stelle zu seiner Frau machte. Eminehs Gemahl erteilte die erbetene Erlaubnis bereitwillig, und die junge Frau begab sich in das Haus der Braut, an dem Tage, wo es nach altem Gebrauch, allen Glückwünschenden geöffnet war. Dort stand sie plötzlich der Frau des Großwesirs gegenüber. Diese war zunächst verlegen, da sie sich des Wortbruchs ihres Sohnes schämte, aber die junge Frau verstand es, mit einer Gewandtheit die über ihre Jahre war, dem Gespräch eine unbefangene Wendung zu geben, und die Mutter Achmeds war darüber so erfreut, daß sie Emineh herzlich einlud, am nächsten Tage an den Festlichkeiten Teil zu nehmen, die zur Feier der Vermählung ihres Sohnes veranstaltet werden sollten.

„Ich werde gern kommen," antwortete Emineh, „vorausgesetzt, daß mein Herr Gemahl nicht anders verfügt."

„Er wird thun, was Ihr wünscht," sagte die Mutter. „Welcher Mann könnte Euch eine Bitte abschlagen!" — Als sie sich sodann nach dem Namen des Gemahls der schönen Frau erkundigte, die sie sich kurze Zeit als Schwiegertochter gewünscht hatte, antwortete Emineh

ausweichend: „Der Name meines Mannes würde Euch nichts lehren. Ihr kennt ihn nicht.“

Die Frau des Großwesirs war zu artig, um Emineh weiter auszuforschen; aber sie konnte sich an ihrer Schönheit gar nicht satt sehen. Häßlich und unbedeutend erschien dagegen die dunkle Pascha-Tochter, die nun ihrem Sohne als Gattin zugeführt werden sollte.

Am Abend erstattete Emineh getreulich Bericht von ihrem Besuche bei der Braut Achmeds. Als sie der Einladung zu dem morgenden Feste erwähnt hatte, setzte sie hinzu: „Meine Neugierde ist, dank Eurer gütigen Erlaubnis, befriedigt, nachdem ich Refiéh Hanum gesehen habe, und mich verlangt nicht danach, den Festlichkeiten beizuwohnen. So bitte ich Euch, nach Eurem Ermessen allein zu bestimmen, ob ich der Einladung der Mutter Achmed Beys folgen soll oder nicht“

Nach kurzer Überlegung antwortete der Gemahl: „So ist es mein Wunsch, du mögest der Einladung folgen; doch sollst du bei dem Feste nicht weniger geschmückt sein, als die andern Frauen. Morgen, im Laufe des Vormittags, werde ich einen Wagen hierhersenden, in dem du dich zur Hochzeit begeben sollst. Darin werden sich festliche Gewande und Schmucksachen befinden, und auch eine Dienerin, die dir bei dem Anlegen derselben behülflich sein kann. Ich hoffe, es wird dir gefallen, auch im Äußern hinter keiner der Eingeladenen zurückzustehen.“

Die Kleider und Schmucksachen, die am nächsten Morgen eintrafen, waren so reich und kostbar, daß Emineh ihren Augen kaum zu trauen wagte, als sie in ihrem

kleinen Gemach vor ihr ausgebreitet wurden, und zweifelnd fragte sie die schwarze Dienerin, die mit dem Putz gekommen war, ob diese kostbaren seidenen Kleider, goldenen Spangen und Ringe und funkelnden Edelsteine in der That für sie, Emineh, die Tochter des Zimmermanns, bestimmt wären. Die Dienerin schien stumm zu sein und gab nur durch Zeichen zu erkennen, daß all' die Reichtümer in der That für Emineh seien. Dann war sie ihr mit geschickten Fingern beim Ordnen der Haare, dem Anlegen der Kleider und Schmucksachen behilflich, und bald stand Emineh, in Pracht und Jugend wie die schönste Sultanin strahlend, zur Ausfahrt bereit. Ihr Erscheinen im Harem des Großwesirs erregte großes Aufsehen. Sämtliche Anwesenden, auch die Hübschesten und Geschmücktesten unter ihnen, waren durch Eminehs Schönheit in den Schatten gestellt. — Als sich alle Gäste niedergelassen hatten, konnte Achmeds Mutter ihre Aufregung nicht mehr bemeistern. Sie begab sich in ein geheimes Zimmer, von dem aus man durch ein kleines Fenster, das hinter einem Vorhang verborgen war, Einblick in den Speisesaal haben konnte, und beschied ihren Sohn zu sich. Als dieser eingetreten war, sagte sie bleich und zitternd: „Nun kannst du sehen, was du verschmäht hast, als du die Braut, die ich für dich auserkoren hatte, zurückwiesest. Hier, blick' in den Saal. — Dem Fenster gegenüber, zu deinen Füßen, da sitzt sie. O, Achmed, Thor, der du warst!"

Der Bräutigam warf einen langen Blick auf Eminehs Gestalt, und ihre unvergleichliche Schönheit überwältigte ihn. Er taumelte totenbleich zurück und stammelte kaum vernehmbar: „Emineh ist meine Braut. — Was geht

mich die ſchwarze Refiéh, des Paſcha Tochter an. Emineh will ich heimführen, keine andere. Das iſt mein Recht. Sie hat den Ring nicht zurückgeſandt, den du ihr als deiner zukünftigen Schwiegertochter gabſt, und deshalb iſt ſie meine Braut geblieben. — Ich werde mein Recht zu erlangen wiſſen. Mein Vater iſt Großweſir, und wird es mir verſchaffen, und ſollte ich darum vor dem Sultan zu erſcheinen haben."

Die Mutter bemühte ſich vergebens, Achmed zu beruhigen. Er gebärdete ſich, als wäre er von Sinnen und wiederholte nur immer dieſelben Worte: „Entferne die ſchwarze Refiéh. Sie iſt mir ein Gräuel. Ich mag ſie nicht ſehen. Emineh iſt meine Braut."

Der Großweſir mußte gerufen werden, um dem Auftritt ein Ende zu machen. Der war ein ruhiger alter Herr, und ſeine gelaſſenen Worte beſänftigten ſchnell die Aufregung des Sohnes. „Da du Refiéh Hanum nicht zur Frau nehmen willſt, ſo werde ich mich mit dem Paſcha, ihrem Vater, darüber verſtändigen, unter welchen Bedingungen deine Verlobung mit ihr rückgängig gemacht werden kann; ob du ein Recht haſt, Emineh als deine Braut ihrem Gatten zu entreißen, darüber wird der Richter entſcheiden. Nun begieb dich in deine Gemächer, und ich verbiete dir, ſie vor morgen abend zu verlaſſen. Dann ſollſt du von mir hören."

Die eingeladenen Gäſte wurden unmittelbar nach Beendigung des Feſtmahls unter dem Vorwand verabſchiedet, die junge Braut ſei plötzlich erkrankt. Das dreizehnjährige Kind, das kaum verſtand, was mit ihm vorgehen ſollte, wurde in den Harem der Mutter zurückgeführt, der Groß-

wesir und der Pascha verständigten sich um so leichter über die Bedingungen, unter denen die Verlobung zwischen den beiden jungen Leuten aufgehoben werden sollte, als der Großwesir sich zu gerechten Zugeständnissen bereit zeigte, während der Pascha dem mächtigen Würdenträger gern gefällig war.

Nachdem Achmed Beys Bündnis mit Refiéh auf diese Weise gelöst worden war, ließ der Großwesir den Kadi rufen und legte diesem den Fall vor, wie er ihm selbst durch die vollständigen Mitteilungen seiner Frau bekannt geworden war.

Der Kadi hegte keinen Augenblick einen Zweifel darüber, daß Achmed Bey nur den schwachen Schein eines Rechts auf seiner Seite hatte, denn der Ring, dem plötzlich so große Bedeutung beigemessen werden sollte, war von Emineh nicht einmal zurückgefordert worden, und sie hatte ihn, gleich dem ihrem Vater geschenkten Gelde, als eine beabsichtigte Sühne für die ihr zugefügte Kränkung betrachten können. Uebrigens war es klar, daß Achmed sowohl wie Emineh ihre Verbindung zu einander als vollständig aufgehoben betrachtet hatten, denn Emineh war seitdem in die Ehe getreten, ohne daß Achmed Bey Widerspruch dagegen erhoben hätte. — Aber der Kadi war neben seiner Klugheit auch vorsichtig. — Sollte er den Zorn des Großwesirs durch ein Urteil gegen Achmed Bey auf sich laden? — Das wollte der Kadi vermeiden, und deshalb sagte er nach einigem Bedenken:

„Eure Hoheit bitte ich, ehrfurchtsvoll bemerken zu dürfen, das der Fall, um den es sich handelt, sich nach

meinem geringwertigen Dafürhalten dem Urteil eines einfachen Kadi entzieht. Er gehört, so möchte ich annehmen, als Ehesache dem Hohen Gerichtshofe des Scheich-ul-Islam an. Dies ist meine Ansicht. Sollte sie falsch sein, so bitte ich Euere erlauchte Hoheit, mich des Richtigen zu belehren."

Der Großwesir sah den Kadi unfreundlich, an, worauf dieser hinzufügte: „Den Mitteilungen Euerer Hoheit glaube ich entnehmen zu können, daß der Gemahl der Emineh Hanum den hohen Gesellschaftsklassen angehören dürfte. Als solcher würde er sich aber schwerlich bei dem Urteil eines einfachen Kadi beruhigen, falls dies seinen Erwartungen nicht entsprechen sollte, und so würde der Fall schließlich doch wohl vor den Scheich-ul-Islam kommen, es sei denn, daß mein Urteil, nach sorgfältiger Prüfung des Sachverhalts, gegen Achmed Beys Ansprüche gefällt werden müßte."

Der Großwesir durchschaute die Beweggründe, von denen der Kadi sich leiten ließ; aber da er sie als richtig erkannte, so entließ er den schlauen Richter und begab sich zum Scheich-ul-Islam. Aber auch dieser wollte vermeiden, sich einen mächtigen Feind zu machen, und deshalb sagte er: „Der Fall, den Euere Hoheit mir vortragen, kann von dem Padischah allein endgültig entschieden werden."

Bald darauf stand der Großwesir vor dem Sultan, und zum dritten Male an jenem Tage wiederholte er die Klage seines Sohnes Achmed gegen Emineh, die sich, obschon sie seine anverlobte Braut gewesen sei, mit einem Unbekannten vermählt habe. Achmed verlangte deshalb, daß jene Ehe als ungesetzlich erklärt und Emineh ihm

zurückgegeben werde, damit er sie zu seiner Frau machen könne.

Nachdem der Wesir seinen Vortrag beendet hatte, sagte der Sultan: „Achmed und Emineh sollen ihren Richter in mir finden. Um ein gerechtes Urteil fällen zu können, will ich beide Parteien hören. Achmed Bey und Emineh Hanum werden deshalb morgen vormittag zur zehnten Stunde vor mir erscheinen. Meine höchsten und hohen Hofbeamten wohnen den Verhandlungen bei. Ich habe gesprochen."

Am nächsten Morgen waren zur anberaumten Stunde die hundert höchsten Beamten des Hofes von Stambul unter freiem Himmel, auf dem Platze zwischen der Pforte und dem Eingang zum Seraï, versammelt. Sie standen in einem Halbkreis vor dem Throne, der unter einem erhöhten Baldachin aus dunkeln schweren Stoffen aufgestellt war. Die Vorhänge waren bis auf eine enge Spalte an einander gezogen, so daß den im hellen Sonnenlicht Harrenden die geheiligte Person des Kalifen kaum erkennbar wurde und nur dessen weißes Antlitz, geheimnisvoll und unklar, aus dem Dunkel hervorleuchtete. Sobald sich dies aber gezeigt hatte, trat lautlose Stille ein. Plötzlich erschienen, wie aus der Erde hervorgezaubert, zwei Riesen, der eine auf der rechten, der andere auf der linken Seite des Baldachins. Sie trugen die glänzende Uniform der Leibgarde des Sultans und schritten mit gezogenem Säbel, gemessenen Schrittes auf einander los. Als sie sich bis auf eine geringe Entfernung einander genähert hatten, machten sie Halt und wandten sich der Versammlung zu, die Augen, über aller Köpfe hinweg,

nach der Pforte gerichtet. Fortan blieben sie, als wären sie aus Stein gemeißelt, in kerzengrader Haltung unbeweglich stehen. Als sie ihre Stellung eingenommen hatten, trat aus der Mitte des Vorhangs ein Dritter hervor, der Palastmarschall des Sultans, eine allen Anwesenden wohlbekannte Persönlichkeit. Inmitten der tiefen Stille, die sich über die Versammlung gelagert hatte, vernahm man darauf die ruhige Stimme des Marschalls: „Die Gerichtssitzung ist eröffnet. Der Kläger erscheine und trage seine Klage vor."

Achmed Bey näherte sich mit schlotternden Knieen dem Baldachin und blieb, die Augen gesenkt, vor dem Palastmarschall stehen.

„Du darfst sprechen," sagte dieser.

Achmed hatte sich während der ganzen Nacht darauf vorbereitet; aber was er nun sagte, sprach wenig zu seinen Gunsten, und sein kläglicher Vortrag machte die Rede noch nichtssagender. Nachdem er geendet hatte, wandte sich der Palastmarschall stumm von ihm ab und näherte sich unter ehrfurchtsvoller Verbeugung der Person des Sultans. — Als er bald darauf wieder vor dem zerknirschten Achmed stand, sagte er: „Du sollst jetzt auf die Fragen, die ich an dich richten werde, kurz und bündig antworten. — Du verstehst?"

„Ja."

„Hast du den Ring, den deine Mutter der Emineh Hanum an den Fingen gesteckt hatte, zurückgefordert?"

„Nein."

„Hattest du deine Mutter beauftragt, deine Verlobung mit Emineh Hanum wieder rückgängig zu machen?"

„Ja . . . aber . . .“

„Das genügt. Tritt aus dem Halbkreis der Hofbeamten, aber verbleibe an diesem Orte, um alsbald den großherrlichen Urteilsspruch zu vernehmen.“

Nachdem sich Achmed, ein Bild des Jammers, entfernt, denn er hatte wohl erkannt, daß es ihm nicht gelungen war, den Richter, vor dem er gestanden, zu Gunsten seiner ungerechten Sache zu beeinflussen, trat eine kurze Pause ein. Dann ließ sich die ruhige Stimme des Palastmarschalls von neuem vernehmen: „Die Angeklagte erscheine!“

Außerhalb des Baldachins, doch unmittelbar neben demselben, bis dahin durch einen Schirm den Blicken der Anwesenden verborgen, erschien nun die verschleierte Emineh Hanum. Sie näherte sich, die Augen züchtig zu Boden geschlagen, der Stelle, auf der der Palastmarschall sie erwartete. Die Fragen, die dieser sogleich an sie richtete, beantwortete sie mit bescheidener, doch vernehmbarer Stimme; aber das Verhör war kurz, denn aus Achmeds Rede und den Antworten auf die an ihn gerichteten Fragen war es schon sonnenklar geworden, daß Emineh Hanum wegen ihrer Verheiratung nicht der geringste Vorwurf treffen konnte, und daß der Sohn des Großwesir keinen berechtigten Anspruch auf ihre Hand zu erheben hatte. Nachdem dies noch einmal festgestellt worden war, fragte der Marschall: „Wie nennt sich Euer Gemahl, Emineh Hanum, und welche Stellung bekleidet er?“

„Ich kenne seinen Namen nicht und weiß auch nicht, was er treibt. Ich weiß nur, daß er gut ist und mich

glücklich macht.“ Und im weiteren Verlauf der Verhandlungen erzählte sie in unbefangener Weise, unter welchen Bedingungen sich ihre Vermählung vollzogen und sie seitdem mit ihrem Gemahl gelebt hatte.

„So habt Ihr ihn niemals von Angesicht zu Angesicht geschaut?“

„Niemals. Und ich verlange jetzt auch nicht mehr danach, denn seine Güte ist so groß, daß auch das schönste Menschenantlitz seiner Herzensgüte kaum würdig sein könnte.“

„So würdet Ihr nicht wissen, wer er ist, wenn er vor Euch stände?“

„Seine Stimme ist sanft und leise, wenn er mit mir spricht. Vielleicht würde ich ihn daran erkennen.“

„Und wißt Ihr kein anderes, besseres Zeichen, woran Ihr ihn erkennen würdet.“

Da sah der Palastmarschall, dem sie beim Sprechen zugewandt war, daß sie bis zu den Augen errötete. Dann antwortete sie leise:

„An seinen Händen würde ich ihn mit Sicherheit erkennen, denn sie sind so zart, so fein, so weich wie keines andern Menschen Hände.“

Der Marschall näherte sich wiederum dem Padischah, aber schon nach einer Minute stand er wieder Emineh Hanum gegenüber.

„Da nach allem, was Ihr aussagt, und auch nach den Gewändern, die Ihr bei dem Festgelage im Harem der Gattin des Wesirs trugt, Euer Herr Gemahl zweifelsohne ein vornehmer Mann ist, so dürfte er sich möglicherweise unter den hier Anwesenden befinden. Prüft also

die Hände eines jeden Einzelnen, um Euch dessen zu vergewissern."

Emineh wandte sich um, schritt auf den ersten der im Halbkreis Stehenden zu und prüfte durch einen flüchtigen Blick dessen Hände, dann trat sie vor den zweiten und so fort, von einem zum andern. Dabei hielt sie die Augen so tief niedergeschlagen, daß keiner auch nur die Farbe derselben zu erkennen vermochte. An allen großen und groben Händen ging sie ohne weiteres vorüber; wenn ihr eine besonders feine kleine Hand entgegengehalten wurde, so ergriff sie diese mit sanftem Druck, aber ließ sie immer schnell wieder fallen, gleichsam als sei die Berührung ihr unangenehm gewesen. Nach wenigen Minuten hatte sie ihren Rundgang vollendet und stand wieder vor dem Palastmarschall.

„Mein Herr Gemahl befindet sich nicht in diesem Kreise," sagte sie ruhig.

„Habt Ihr die Hände aller Anwesenden darauf hin geprüft?" fragte der Palastmarschall.

Emineh warf einen kurzen Blick auf die Hand des Redenden, die den Heroldstab in festem Griff umfaßt hielt. Es war eine mächtige Männerhand, nicht die geliebte Hand, die sie suchte. Sie lächelte unwillkürlich bei dem Vergleich, den sie im Geiste anstellte, und wiederholte

„Mein Herr Gemahl befindet sich nicht in diesem Kreise."

„So prüfe auch diese Hand," sagte der Palastmarschall. Indem er so sprach, trat er einen Schritt bei Seite, und alle erblickten nun eine Hand, die aus der Dämmerung des Baldachins im blendenden Sonnenlicht hervorgezeigt

wurde: eine schneeweiße, schmale, zarte Hand. Emineh blieb eine Sekunde bestürzt stehen, zögernd ergriff sie die Hand, aber sobald sie sie berührt hatte, sank sie auf die Kniee und drückte einen leisen Kuß darauf. Dann vernahm man im Hofe, in dem Totenstille herrschte, ihre bebende Stimme.

„Dies ist wahrhaftig die Hand meines Herrn und Gebieters," sagte sie.

Da trat der Sultan aus dem Dunkel hervor und stand unter freiem Himmel, seine Rechte zwischen den Händen Eminehs ruhend. Er zog sie sanft an seine Seite, und sein stolzer freudiger Blick durchflog die Versammlung.

„Dies ist ein glücklicher Tag," sprach er, „denn ich habe heute jemand gefunden, der mich liebt. Darum will ich Milde walten lassen. — Dich, Alianak Mustapha, muß ich jedoch deines Amtes als Großwesir entheben, denn du hast, indem du die ungerechte Sache deines Sohnes vertratst, gezeigt, daß dein Blick, der überall die Wahrheit erkennen sollte, leicht getrübt werden kann. Doch scheide ich nicht in Zorn von dir, weil deine Blindheit mir die Schönheit der Seele Eminehs gezeigt hat. Du darfst deswegen weiterer Gnadenbezeugungen von mir gewärtig sein. — Du, Achmed, Sohn Alianak Mustaphas, hast ein großes Glück unwiderruflich verscherzt: das sei die Strafe dafür, daß du es verkanntest, als es dir geboten wurde. — Zieh' deiner Wege, armer blinder Thor."

Nach diesem Ereignis war es Emineh gestattet, noch fünf Jahre an der Seite des Sultans zu verleben: sie starb auf der höchsten Höhe ihrer Schönheit und ihres

Glücks. Sie erkrankte plötzlich eines Abends bald nach einer von ihr eingenommenen Mahlzeit und erlag noch in derſelben Nacht einer geheimnisvollen Krankheit, gegen die alle ärztliche Kunſt hilflos war. In ihrer Umgebung nahm man an, ſie ſei von einer eiferſüchtigen Sultanin vergiftet worden; aber darüber kam nichts Gewiſſes an den Tag. Der Großherr betrauerte ſie wie keine andere Frau, und ſeit ihrem Tode ſah man ihn nie wieder froh.

Die ſchöne Dſchanſeda.

In Angora lebte vor vielen Jahren ein Mann Namens Junnüß, der für den reichsten Bewohner der Stadt galt, und in dessen Hause alle Reisenden und Wanderer, ob vornehm oder gering, arm oder reich, stets gastfreundliche Aufnahme fanden. Junnüß hatte eine tugendhafte Frau, die er innig liebte, und als diese nach kurzer Krankheit starb, war er bis zum Tode betrübt. Er brach die Handelsbeziehungen ab, die er bis dahin gepflegt hatte, und zog sich so sehr von allem Verkehr mit seinen früheren Freunden und Bekannten zurück, daß er bald nur noch seine beiden Kinder, Osman und Dschanfeda, und den Imam (Priester) einer in der Nähe seines Hauses gelegenen Moschee sah. Osman war ein gottesfürchtiger, kluger Jüngling; von Dschanfeda erzählte man in den Harem, sie sei das schönste Mädchen der Stadt, ja wohl des ganzen Reiches; der Imam war ein häßlicher Mensch von etwa vierzig Jahren, aber von einiger Gelehrsamkeit und großer Klugheit. Er hatte es verstanden, die Freundschaft und das volle Vertrauen Junnüß' zu gewinnen.

Der Imam liebte Dschanfeda, obgleich er sie seit

ihren Kinderjahren nicht mehr gesehen hatte. Die Haremsberichte über ihre unvergleichliche Schönheit, die durch seine Mutter, welche dem alternden Sohne nicht mißtraute, an seine Ohren gedrungen waren, hatten seinen Verstand getrübt, alle Gottesfurcht in ihm getötet und maßlose Leidenschaft und Begierde in seinem Herzen entfacht. Dschanfedas Bild, wie er es sich nach der Beschreibung seiner Mutter ausmalte: groß, schlank, mit tiefschwarzem Haar, blauen Augen und marmorweißem Antlitz, verfolgte ihn Tag und Nacht, ließ ihn Speise und Trank vergessen, so daß er zum Skelett abmagerte und grausenhaft anzusehen war. Er wußte wohl, daß Junnüß ihm seine Tochter niemals zum Weibe geben würde, da er arm, alt und häßlich war, und wenn er bemerkte, wie die Kinder in der Straße sich erschreckt von ihm abwandten, so erkannte er auch, daß Dschanfeda freiwillig nicht an seiner Seite bleiben würde; aber dennoch sann er unausgesetzt darauf, wie er sich durch List oder Gewalt in den Besitz der schönen Jungfrau setzen könnte. Da kam ihm der Gedanke, daß er damit anfangen müsse, Junnüß und Osman aus Angora zu entfernen, damit Dschanfeda des starken Schutzes ihres Vaters und ihres Bruders beraubt werde. Er benutzte die Traurigkeit, die Junnüß seit dem Tode seiner Frau überfallen hatte, um diesem eine Pilgerfahrt nach den heiligen Stätten als das gottgefälligste und deshalb beste Heilmittel gegen seine Schwermut anzupreisen, und Junnüß, dem das Leben in Angora keine Freude mehr bot, ging sogleich auf den vom Imam angeregten Gedanken ein. Er befahl seinem Sohne Osman, alles zu einer gemeinsamen Pilgerfahrt nach

Mekka und Medina vorzubereiten, und nach wenigen Tagen schon waren die beiden reisefertig.

Junnüß hatte einen alten Verwalter, der seit vielen Jahren im Hause nach eigenem Ermessen schaltete und waltete und dort alles in guter Ordnung hielt; aber Junnüß' Freundschaft für den Imam war größer als sein Vertrauen zu dem ehrlichen Diener, und so stellte er den Imam über seinen Verwalter, indem er jenem eine große Summe Geldes übergab und ihn bat, die Rechnungen zu bezahlen, die der Intendant ihm zur Bestreitung der Unkosten des Haushaltes vorlegen würde. Der Haushofmeister fühlte sich dadurch tief gekränkt, aber er schwieg, wie es seine Pflicht als Diener war.

Nachdem Junnüß und Osman Angora seit zwei Wochen verlassen hatten, ließ der Imam den Verwalter rufen und befahl ihm, Rechnung über seine Ausgaben während der vergangenen zwei Wochen abzulegen. — Der Verwalter war darüber erstaunt, denn sein Herr hatte niemals Ähnliches von ihm verlangt.

„Ich bedarf Eures Geldes nicht," sagte er. „Ich kann mit dem, was ich besitze, bis zur Rückkehr meines Herrn auskommen."

„Ich sehe wohl," erwiderte der Imam, „daß du vorziehst, mit meinem Freunde Junnüß abzurechnen, den du täuschen kannst, weil er blindes Vertrauen zu dir hat; aber ich vertrete ihn jetzt, und es ist meine Pflicht, darauf zu achten, daß er in seiner Abwesenheit nicht von diebischem Gesinde betrogen werde. Du mußt mir sogleich Rechnung ablegen; verweigerst du dies, so hast du das Haus zu verlassen, oder ich rufe dich vor den Kadi."

„Ich fürchte nicht, vor dem Kadi zu erſcheinen,“ ſagte der Verwalter, „denn ich habe nichts Unrechtes gethan, und die alten Leute dieſer Stadt, in der ich geboren bin und mein Bart weiß geworden iſt, kennen mich als einen ehrlichen Mann; auch der Kadi weiß, daß ich es bin; — doch ziehe ich vor, ein Haus zu verlaſſen, in dem Ihr über mich geſtellt worden ſeid. Ich werde Euch die Schlüſſel, die noch in meinem Beſitz ſind, aushändigen laſſen. Was dann noch in Junnüß' Hauſe geſchehen mag, dafür werdet Ihr allein verantwortlich ſein.“

Als der Imam die Schlüſſel in ſeinen Händen hielt, war er erfreut, denn er wähnte, daß er dem Ziele, nach dem er ſtrebte, nun nahe gerückt ſei. — Er bemühte ſich zunächſt, die Lebensweiſe Dſchanfedas genau kennen zu lernen und benutzte dazu ſeine argloſe alte Mutter. Dieſe kannte Dſchanfeda ſeit ihrer Geburt, und bei der Freundſchaft, die deren Vater mit dem Imam verband, war es natürlich, daß ſie ein häufig und gern geſehener Gaſt im Harem des reichen jungen Mädchens war. Wenn dann die alte Frau nach dieſen Beſuchen wieder mit ihrem Sohn zuſammentraf, ſo erzählte ſie bereitwillig und unaufgefordert alles, was ſie im Laufe des Tages in Geſellſchaft der Dſchanfeda Hanum erlebt hatte. Nach kurzer Zeit war der Imam mit den regelmäßigen Gewohnheiten des Lebens, das die heimlich Geliebte führte, vollſtändig vertraut. Auf dieſe Weiſe wußte er, daß Dſchanfeda an ſchönen Abenden gern in dem großen Garten verweilte, der ſich, von hohen Mauern umgeben, hinter dem Hauſe ihres Vaters ausbreitete. Sie war dabei gewöhnlich von

Dilbeer, ihrer Lieblingsſklavin begleitet, doch kam es nicht ſelten vor, daß dieſe, wenn ſie einen Auftrag im Hauſe auszuführen hatte, die Herrin in dem ſicheren Garten allein ließ. Auf ſeine Kenntniſſe dieſer Verhältniſſe baute nun der Imam den thörichten und frevelhaften Plan, ſich der Perſon Dſchanfedas zu bemächtigen. Er ſchlich ſich allabendlich in den Garten, wobei er eine ſchmale Thür in der Mauer benutzte, die, dem am anderen Ende gelegenen Hauſe gegenüber, vom Garten unmittelbar in's Freie führte. Er entging ſomit der Beobachtung des Pförtners, der den Eingang zum Hauſe bewachte, ſowie der zahlreichen Diener und Sklaven, die ſich im Hofe und in den daran grenzenden Gebäuden aufhielten. In dem Garten ſtanden viele alte Bäume und verdeckte Lauben, ſo daß es jemand, der die Örtlichkeiten ſo genau kannte wie der Imam, leicht war, ſich dort den unaufmerkſamen Blicken harmloſer Spaziergänger zu entziehen.

Als die Zeit des Vollmondes nahte, erſchienen Dſchanfeda und Dilbeer jeden Abend im Garten. Die beiden Mädchen ſetzten ſich dann gewöhnlich auf eine breite ſteinerne Bank, die, etwa in der Mitte des Gartens, unter einer mächtigen Platane angebracht war. Dort hörte man die Nachtigallen ſchlagen, und andere Vögel in Liebesweh rufen und ſchluchzen, ſo daß die Herzen derer, die ihnen lauſchten, ſich mit unbeſchreiblichem Sehnen füllten. Schwiegen die Vögel einen Augenblick, ſo trat ſogleich Totenſtille ein, und die Ruhe unter den duftenden Bäumen, deren Blätter im Mondlicht erzitterten, wurde dann ſo feierlich, daß die Mädchen nur leiſe zu flüſtern wagten oder am liebſten ſchwiegen.

Dschanfeda und Dilbeer waren in leichten Gewanden gekleidet und gingen unverschleiert, wie im Harem, da sie keines Mannes Blick zu fürchten hatten. Doch wurden sie von Augen, gieriger als die eines hungrigen Wolfes, überwacht. — Der Imam, im Schatten eines Baumstammes, stand nur wenige Schritte hinter ihnen.

Am vierten Abend erschien Dschanfeda ohne Begleitung und ließ sich auf ihren Lieblingsplatz nieder. Sie trug ein gelbseidenes leichtes Hemde, das bis zu ihren kleinen Füßen reichte, in der Mitte durch einen breiten goldenen Reif zusammengehalten war, und Arme und Hals frei ließ. Ihr aufgelöstes Haar bedeckte wie ein Mantel aus langen, schwarzen glänzenden Seidenfäden die zart geformten Schultern, den schmalen Nacken, den Rücken und die schlanken Hüften.

Der heiße Atem des Imam flog wie der eines abgehetzten Tieres, sein Herz pochte, als wollte es die Brust zersprengen. Er trat hervor. Dschanfeda fuhr erschreckt in die Höhe und stand kerzengerade, stumm, zitternd, bleich vor ihm. Er hatte die Worte, die er ihr bei der ersten Begegnung sagen wollte, die er sich wohl hundert Mal wiederholt hatte, die das Herz des jungen Mädchens rühren sollten, vergessen. Er konnte nur beide Arme nach ihr ausstrecken und wimmernd murmeln: „Dschanfeda! Dschanfeda!“

Da kam dem geängstigten Mädchen die Stimme zurück. Sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus, der wie ein geller Pfiff die Stille der Nacht durchschnitt, und wollte entfliehen. Aber der Imam hatte sie mit seinen knochigen Armen gepackt und zog sie unwiderstehlich an

sich. Sie fühlte sich umschlungen, emporgehoben, sie vernahm unheimliches Ächzen, Stöhnen, — scheußliche Lippen suchten ihren Mund und fanden ihn, und sie glaubte sich unrettbar verloren, als sie in geringer Entfernung die ängstliche Stimme Dilbeers vernahm:

„Herrin! Herrin! Ich komme!“

„Zu Hilfe! Rette mich! Der Imam!“

Dschanfeda fühlte sich plötzlich frei und sank zu Boden. Fast vergingen ihr die Sinne, aber im nächsten Augenblick hörte sie die weiche Stimme der geliebten Sklavin und fühlte deren sanfte Hände auf Gesicht und Armen:

„Was ist geschehen? Oh, Herrin, was ist geschehen?“ jammerte Dilbeer.

„El hamdu-lillah,“ murmelte Dschanfeda. „Du kamst zur rechten Zeit. Folge mir! Schnell! Hier ist es nicht geheuer.“

Im Lauf erreichten die beiden Mädchen den Harem, und dort erzählte Dschanfeda ihren entsetzten Zuhörerinnen, daß sie von einem Manne überfallen sei, in dem sie den Imam erkannt habe.

„Den Imam? Das Scheusal?“ riefen die Dienerinnen.

„Ja, den Imam, den Freund meines Vaters.“

Als der elende, gottvergessene Imam die Stimme Dilbeers vernommen, da war sein Verstand plötzlich wieder Herr seiner Sinne geworden, und er hatte erkannt, daß sein verbrecherischer Anschlag mißlungen sei. Er war entflohen und, durch die Gartenthür in der Mauer, zu der er den Schlüssel hatte, in's Freie gelangt, vorläufig vor jeder Verfolgung sicher. — Der böse Geist, der sich seiner bemächtigt hatte, flüsterte ihm neue, üble Ratschläge

ein. Da er Dſchanfeda nicht beſitzen konnte, ſo wollte er ſie verderben. — Er begab ſich langſam nach Hauſe. Während des Weges reiften in ihm die ſchändlichen Pläne, mit denen er ſich trug. Seine Mutter erwartete ihn, um die Abendmahlzeit mit ihm einzunehmen. Er trat ihr unfreundlich entgegen und ſagte: „Weshalb verſchwiegt Ihr mir, was im Harem der Tochter meines Freundes Junnüß vorgeht?“

Die alte Frau antwortete: „Ich verſtehe dich nicht. Ich habe dir nichts Geheimes verſchwiegen. Im Harem der Dſchanfeda Hanum geht alles ſo zu, wie gute Ordnung und Sitte es erheiſchen.“

„So hat das liſtige Mädchen auch Euch getäuſcht,“ fuhr der Imam fort, und darauf erzählte er ſeiner erſtaunten Mutter, er habe durch geheime Kundſchafter, die er angeworben, weil er der Dſchanfeda ſchon ſeit einiger Zeit mißtraute, in Erfahrung gebracht, daß die pflichtvergeſſene Tochter ſeines Freundes im geheimen ein Liebesverhältnis mit einem Ungläubigen angeknüpft habe und mit dieſem zu entfliehen beabſichtige. Es ſei ihm ſoeben gelungen, das verbrecheriſche Paar zu überraſchen. Der Fremdling habe die Flucht ergriffen, und Dſchanfeda würde ihm gefolgt ſein, hätte er ſie nicht gewaltſam zurückgehalten.“

„Nun begebt Euch morgen früh zur Dſchanfeda Hanum,“ ſchloß er ſeinen lügneriſchen Bericht, „und ſagt ihr, meine Befehle, die ich namens ihres Vaters erteilte, wären, ſie dürfe den Harem nicht wieder verlaſſen und bis zur Rückkehr ihres Vaters oder Bruders niemand, außer ihren Dienerinnen, darin empfangen. Sie ſolle

nicht verſuchen, ungehorſam zu ſein, denn ich würde ſie auf Schritt und Tritt überwachen laſſen. — Nachdem Ihr der Dſchanfeda dieſe Befehle mitgetheilt habt, müßt Ihr Euch ſogleich wieder entfernen. Sie wird wahrſcheinlich verſuchen, mit Euch zu ſprechen und ihre Miſſethat in Abrede zu ſtellen, dann ſollt Ihr ſie aber unterbrechen und ſagen: ‚Mein Sohn hat mir alles erzählt, was ich zu wiſſen brauche.‘ — Und ich wünſche, daß Ihr weiter kein Wort ſagt, noch ein Wort von ihr anhört, ſondern Euch ſchleunig zu mir zurückbegebt. Ich werde Euch erwarten.“

Die Mutter des Imam ſagte: „Niemals hätte ich der Dſchanfeda Hanum ſo viel Schlechtigkeit zugetraut. Sie ſieht gut und rein aus, und ich hatte ſie immer dafür gehalten.“ Darauf führte ſie den Auftrag, den der Sohn ihr gegeben hatte, getreulich aus.

„Wie nahm Dſchanfeda Eure Mitteilung auf?“ fragte der Imam ſeine Mutter, als dieſe wieder zurückgekehrt war.

„Sie brach in Thränen aus und ſagte: ‚Auch ohne den Befehl Eures Sohnes hätte ich den Harem vor der Rückkehr meines Vaters nicht wieder verlaſſen. Ich fürchte mich vor dem Abſcheulichen. Ich bin jetzt ſchutzlos; aber ſagt ihm, er werde den Zorn meines Vaters kennen lernen.‘ Darauf antwortete ich nach deinem Wunſche: ‚Mein Sohn hat mir alles erzählt‘, und entfernte mich ſogleich wieder. Es war ein ſchwerer Gang für mich, denn ich habe Dſchanfeda Hanum gleich einer Tochter geliebt.“

„Ihr habt wohl gethan,“ entgegnete der Imam. Ich“ danke Euch.“

Darauf schrieb der Imam einen ausführlichen Brief an Junnüß, in dem er die Lügen, die er seiner Mutter bereits aufgetischt hatte, wiederholte und noch weiter ausschmückte und ihm anempfahl, seine Rückkehr nach Angora möglichst zu beschleunigen, damit Dschanfeda nicht Schimpf und Schande über sein Haupt brächte. — „Ein verliebtes Mädchen ist schwer zu überwachen," schloß er seinen Brief, „und ich weiß nicht, ob meine geringen und unerfahrenen Kräfte dazu genügen werden. Den ersten Liebhaber hab ich verjagt; aber ein zweiter kann auftauchen. Euerer Tochter mißtraue ich, und sie muß wohl sehr listig sein, da es ihr gelungen ist, Euch selbst und auch meine Mutter vollständig über das Sündhafte ihrer Regungen zu täuschen. Daß sie plötzlich züchtig und aufrichtig werden sollte, dazu müßte sie ihre ganze Natur verändern. Das glaube ich nicht: denn wer einmal in den Bergen gewesen ist, ist bedacht, dorthin zurückzukehren."

Diesen Brief übergab der Imam einem sicheren Boten, dem er große Eile anempfahl, und dem es gelang, die Karawane, mit der Junnüß seine Pilgerfahrt angetreten hatte, in der syrischen Wüste zu überholen.

Junnüß las den Brief aufmerksam durch, wozu er lange Zeit gebrauchte; dann reichte er ihn seinem Sohne Osman, der dem Vater seit Ankunft des Boten nicht von der Seite gewichen, weil er begierig war, zu erfahren, welch' wichtige Angelegenheit die Entsendung eines Briefes verursacht haben mochte.

Der unglückliche Vater verharrte eine Nacht und einen Tag, ohne zu sprechen und ohne Nahrung zu sich zu nehmen, und erst kurz vor Morgengrauen des zweiten

Tages, als die Karawane zum Weitermarsch aufbrechen wollte, rief er Osman zu sich und befahl ihm, nach Angora zurückzukehren. Er solle dort zuerst den Imam aufsuchen, und nachdem dieser die Schuld Dschanfedas bestätigt, die Unwürdige töten, alles, was sie an Juwelen und kostbaren Gewanden besessen habe, solle vom Imam verkauft und an die Armen der Stadt verteilt werden, nur den goldenen Gürtel, der von ihrer tugendhaften Mutter herrühre, und den der Vater ihr befohlen habe, niemals abzulegen, solle er ihr abnehmen und ihm zum Zeichen, daß seine Befehle ausgeführt worden seien, zurückbringen.

Osman erkannte, daß es ihm unmöglich sein würde, den Vater milder zu stimmen, und da ihm seine Schwester sehr teuer gewesen war, so trat er mit tiefer Trauer im Herzen den beschwerlichen Rückweg nach Angora an. Auch er hegte jetzt bitteren Groll gegen Dschanfeda, doch würde er, hätte es in seiner Gewalt gestanden, ihres Lebens geschont und sie zur Gefangenschaft in einem entlegenen Teile des Harems verurteilt haben. Er hatte dies seinem Vater angedeutet, aber der hatte sein Anliegen mit strenger Gebärde stumm zurückgewiesen.

Nach langer Fahrt traf Osman endlich wieder in Angora ein. Unterwegs hatte er seltsame Traumbilder gehabt. Dschanfeda war ihm erschienen und hatte ihn bittend und traurig angesehen: ‚Glaube mir, glaube dem Lügner nicht . . . ich bin unschuldig, schone meines Lebens!‘ Das Bild der unglücklichen Schwester verfolgte ihn auch am Tage, und während er auf dem Rücken seines unhörbar dahinschreitenden, schnellfüßigen Kamels durch

schreckliche Einöden zog, vernahm er Dschanfedas weiche Stimme: ‚Ich bin unschuldig, schone meines Lebens.‘ — Seine Traurigkeit wurde immer größer, und er fühlte sich daran erkranken, aber er wußte, daß es ihm oblag, seinem gekränkten Vater ein gehorsamer Sohn zu sein, und der Entschluß, dessen Befehle auszurichten, schwankte nicht in ihm.

Mit finsterem Ernst grüßte der Imam den Heimgekehrten, und unbewegt vernahm er dessen Botschaft, er käme nach Angora, um Dschanfeda zu töten, falls sie schuldig sei.

„Sie ist schuldig, schuldig alles dessen, was ich deinem Vater geschrieben habe... So handle nach seinen Befehlen.“

Darauf begab sich Osman nach dem väterlichen Hause und in den Harem zu seiner Schwester. Diese war höchlich erstaunt, ihren Bruder, den sie in Mekka wähnte, plötzlich vor sich zu sehen; aber ihre Verwunderung war keine freudige, sondern gab Unruhe und Beängstigung zu erkennen.

„Was führt dich jetzt schon nach Angora zurück?“ fragte sie. „Dem Vater ist hoffentlich kein Unfall zugestoßen? Du selbst siehst elend und traurig aus.“

„Ich fühle mich elend und traurig. Der Vater war nicht krank, als ich ihn verließ. Was mich nach Angora zurückgeführt, werde ich dir später erzählen. — Mache dich bereit, mich zu begleiten.“

Osman führte seine Schwester, sobald sie Mantel und Schleier angelegt hatte, an das Ufer des Engüri-Su und ging ihr lange Zeit stromaufwärts voran, bis die beiden

eine einsame Stelle erreicht hatten. Dort bedeutete Osman seine Schwester, sich unter einem Baume niederzulassen, dessen Wurzeln in den schnell vorbeischießenden Strome hineingriffen, und vor ihr stehend, mit tiefer Traurigkeit in Stimme und Gebärde, sagte er, er wäre mit dem Auftrag seines Vaters nach Angora gekommen, sie zu töten, weil sie sich einem Ungläubigen hingegeben und mit diesem zu entfliehen beabsichtigt habe.

Dschanseda konnte auf diese Anklagen zuerst nur durch Thränen antworten, dann erzählte sie mit zitternder Stimme, was an jenem verhängnisvollen Abend vorgefallen war. Aber Osman war durch den verlogenen Brief des Imam auf die Darstellung seiner Schwester vorbereitet und glaubte ihr nicht. Und je öfter und eindringlicher sie die Beteuerungen ihrer Unschuld wiederholte, je mehr war Osman von ihrer Schuld überzeugt.

„Löse jenen Gürtel ab und gieb ihn mir," sagte er.

Als er den Reif in der Hand hielt und Dschanseda emporheben wollte, um sie in den Strom zu stürzen, denn ihr Blut zu vergießen, dazu fehlte ihm die Kraft, zauderte er noch einmal vor dem Vollbringen der furchtbaren Aufgabe, seine eigene Schwester zu töten; doch kam ihm der Gedanke nicht, seinem Vater ungehorsam zu sein. „Es muß sein!" sagte er vor sich hin. Er nahm Dschanseda in seine Arme und seiner Sinne kaum noch mächtig, näherte er sich schwankenden Schrittes dem steilen Ufer. Da vernahm er Dschansedas Stimme:

„Glaube mir, glaube dem Lügner nicht, ich bin unschuldig, schone meines Lebens."

Osman ließ Dschanseda aus seinen Armen gleiten und blickte verwirrt um sich. Das waren dieselben Worte, die er im Traume gehört, und die während des Rittes durch die Einöden und Wüsteneien von Syrien und Klein-Asien so oft an sein Ohr gedrungen waren. War es nicht eine Stimme des Himmels, die er vernommen hatte? Stand nicht im heiligen Koran, daß Allah die Seelen der Schlafenden bei sich aufnimmt?

„Ich will deines Lebens schonen, Dschanseda," sagte er kaum hörbar, „Gott wird mir den Ungehorsam gegen meinen Vater verzeihen, da er selbst mir befiehlt, dich nicht zu töten."

Darauf versank er in tiefes Nachsinnen, und als er daraus erwachte, beriet er milde und ruhig mit seiner Schwester, was geschehen müsse, um ihr selbst das Leben zu lassen, gleichzeitig aber dem Vater den neuen Schmerz zu ersparen, seinen Sohn als einen Ungehorsamen zu erkennen. Endlich kamen sie überein, dem Vater müsse der Glauben gelassen werden, daß seine Tochter tot sei, und diese sollte in ein fernes Land fliehen, so daß er sie niemals wiedersehen würde. Dann übergab ihr Osman eine ansehnliche Summe Geldes, die er noch von der Reise in seinem Gürtel bei sich trug und verabschiedete sich wie ein Bruder von ihr. Sie weinte dabei so bitterlich, daß auch ihm die Thränen in die Augen traten.

„Du ziehst mit Gott," sagte er endlich. „Was er für dich bestimmt hat, das wird sich erfüllen." (Wörtlich: „Du wirst nun lesen, was auf deiner Stirn eingeschrieben ist")

In Angora berichtete Osman dem Imam, Dschanseda

sei tot, gönnte sich in dem verlassenen Hause einige Tage Rast und schloß sich einer Karawane an, um in Mekka, wie er es mit seinem Vater verabredet hatte, wieder mit diesem zusammenzutreffen. Es kostete ihm große Überwindung, dem Imam nicht zu sagen, daß er ihn für einen Lügner halte, aber er wußte, daß er dadurch den Argwohn seines Vaters erweckt haben würde, und deshalb schwieg er. — Der Imam, der Osman als einen gehorsamen Sohn kannte, schöpfte keinen Verdacht. Das ernste Wesen des Bruders der unglücklichen Dschanfeda bedurfte für den, der in Osman den Henker der eigenen Schwester erblickte, keiner Erklärung.

Dschanfeda schritt inzwischen unverzagt ihres Weges, Sie war dem Tode so nahe gewesen, daß das Geschenk des Lebens allein genügte, ihr junges Herz mit Mut und Hoffnung zu füllen. Und dann: zum ersten Male seit langer Zeit atmete sie wieder frei auf, denn sie hatte niemals gezweifelt, daß der Imam sie mit tödlichem Haß verfolgen werde. Nun hatte er seine Rache gekühlt, und sie fühlte sich frei von den Verfolgungen des Niederträchtigen. — Gegen Abend erblickte sie auf einer weiten Ebene einen Hirten, der dort seine Schafe weidete. Sie schritt auf ihn zu und stand bald vor einem alten, von den Jahren gebeugten Mann, mit mildem Antlitz, in dem ein Paar große Augen, hell und klar wie die eines Kindes, freundlich leuchteten. Dschanfeda begrüßte ihn ehrerbietig und fragte, ob er ihr nicht den Anzug eines Hirten verschaffen könnte.

„Was willst du, meine Tochter, mit Mannesklеidern anfangen?“ fragte der Hirt.

„Ich will sie meinem Bruder schenken," antwortete Dschanfeda.

„Nun, ich könnte dir vielleicht helfen," fuhr der Hirt fort; „denn ich besitze seit einigen Jahren schon ein neues Gewand, das ich aber noch nicht getragen habe, weil ich damit warten wollte, bis ich einmal nach Angora gehen müßte. Aber das kann noch lange dauern. Wenn du mir zurückerstatten willst, was ich dafür gegeben habe, so will ich es dir überlassen."

Der Hirt nannte eine bescheidene Summe, und Dschanfeda und er wurden ohne weiteres handelseinig. Darauf schaffte der Hirt aus dem nahen Zelte einen neuen Anzug aus festem, hellbraunem Tuch herbei, an dem nichts fehlte — auch die hohe Schäfermütze, Sandalen und Gürtel waren dabei.

Dschanfeda eilte leichten Herzens damit davon, und als sie bald darauf einen Wald erreicht hatte, verbarg sie ihre eigenen Gewänder unter trockenem Laub und abgebrochenen Aesten und kleidete sich von Kopf bis zu Füßen in den neuen Hirtenanzug. Ihre langen Haare band sie in einem festen Knoten auf dem Scheitel zusammen, so daß sie unter der Schäfermütze versteckt werden konnten, und auch die Sandalen wußte sie, wennschon nur mit Mühe, für ihre zierlichen Füße einigermaßen passend zu machen. Als sie sich noch den langen, breiten Gürtel um die schlanken Hüften geschlungen, da erschien sie wohl als der anmutigste Hirtenknabe, den man je gesehen hatte. — Nun eilte sie, so schnell ihre leichten Füße sie tragen konnten, einem Dorfe zu, dessen Minaret sie schon seit geraumer Zeit erblickt hatte, und das sie

wenige Minuten nach Sonnenuntergang erreichte. Ein junger Mann, den sie am Brunnen vor dem Dorfe traf, führte sie vor das Haus des reichsten Bewohners des Dorfes, bei dem sie während der Nacht gastfreundliche Aufnahme fand. Am nächsten Morgen zog sie in aller Frühe weiter, verbrachte auch die zweite Nacht unter gastfreiem Dache, und so ging es noch viele Tage fort, bis sie eines Morgens das Meer erreichte, das sie nie zuvor gesehen hatte, und dessen Anblick sie mit Bewunderung erfüllte.

Dschanfeda war sich bewußt, daß ihre Verkleidung eine unvollkommene war, und hatte es während der ersten Tage vermieden, sich in den Dörfern, die sie zu durchziehen hatte, bei hellem Tageslicht zu zeigen. Sie war immer vor Sonnenaufgang aufgebrochen und hatte erst in der Dämmerungsstunde Aufnahme für die Nacht gesucht. Sie wußte nicht, wohin sie zog, und sie machte sich auch keine Gedanken darüber, was schließlich aus ihr werden würde. Die letzten Worte ihres Bruders: „Du ziehst mit Gott! Was er für dich bestimmt hat, das wird sich erfüllen," genügten zu ihrer Beruhigung. Doch betrat sie jedes neue Haus, in dem sie rasten wollte, mit großer Befangenheit, und schon zu verschiedenen Malen hatte sie unter freiem Himmel übernachtet, um nicht genötigt zu sein, die Gastfreundschaft fremder Leute in Anspruch zu nehmen. Diese Bedenklichkeiten hatten sie des Wanderns müde gemacht, und als sie sich nun am Meere sah, und viele Tagereisen von Angora wußte, da beschloß sie, sich in der ersten größeren Stadt, die sie antreffen würde, für einige Zeit niederzulassen. Sie hatte

den Geldvorrat, den ihr Bruder ihr mitgegeben, kaum berührt, und konnte der Zukunft für geraume Zeit ohne Sorgen entgegensehen. Ehe ihre Mittel aufgezehrt seien, hoffte sie, Anstellung in einem Harem gefunden zu haben. Es handelte sich für sie jetzt zunächst darum, den Männeranzug, den sie trug, wieder gegen Frauenkleider einzutauschen.

Gegen Abend des Tages, an dem Dschanseda an das Meeresufer gelangt war, erblickte sie die alte Stadt Ismid vor sich; aber als sie ermüdet dort angelangt, war es bereits späte Nacht geworden. Sie wagte nicht, sich nach einem Obdach umzusehen, und nachdem sie sich an einem Brunnen mit einem Stück Brod und einigen Datteln, die sie unterwegs gekauft, gelabt hatte, trat sie in einen offenen Garten und ließ sich dort unter einen Baum nieder, wo sie, an den Stamm gelehnt, alsbald in tiefen Schlaf versank.

Die Strahlen der aufgehenden Sonne, die ihr auf das Gesicht fielen, weckten sie plötzlich. Als sie die Augen aufschlug, erkannte sie mit Verwunderung, daß sie sich in dem schönsten Garten befand, den sie je gesehen hatte — Rings umher auf sorgfältig gepflegten Beeten, blühten und prangten neben herrlichen Rosen und anderen Blumen, fremdartige Gewächse von sonderbaren Formen und erstaunlicher Farbenpracht; die Bäume vom schönsten Grün, hell und dunkel, strotzten von Lebenskraft, einige waren mit lieblichen duftenden Blüten bedeckt, an anderen hingen reifende Früchte, und die Wege und Alleen waren so sauber gehalten, hie und da mit weißen, roten und blauen Steinchen gepflastert, daß man hätte glauben

können, sie seien mit buntfarbigen Teppichen und Matten bedeckt, um sie dem Fußgänger angenehm und dessen Auge gefällig zu machen. Als die überraschte Dschanfeda auf die andere Seite des mächtigen Baumstammes trat, an dem sie während der Nacht geruht hatte, sah sie zu ihren Füßen ein Becken aus weißem Marmor, mit krystallhellem Wasser gefüllt, in dem Gold- und Silberfischchen spielten, und in das die alten Bäume, die es umstanden, ihre Schatten warfen; auch sich selbst erblickte Dschanfeda in dem klaren Wasser, und sie vertiefte sich so sehr in die Betrachtung des lieblichen Bildes, das ihr die glatte Fläche wiedergab, daß sie erschreckt auffuhr, als sie plötzlich menschliche Stimmen vernahm. Nun wollte sie entfliehen, aber auf dem Wege, den sie einzuschlagen hatte, um an die weiße Mauer zu gelangen, die sie hinter Bäumen und Gesträuch hervorleuchten sah, kamen ihr vier Männer mit dunklen Gesichtern, in bunter arabischer Tracht entgegen, von denen ein jeder ein ruhig daherschreitendes Pferd an der Leine führte. Die Männer hatten sie noch nicht erblickt. Sie trat schnell hinter den Baumstamm, der sie ganz verbarg. Die rauhen Stimmen näherten sich, schon glaubte sie langsamen, dumpfen Hufschlag zu vernehmen. — Sie hatte als Kind, im Garten ihres Vaters, wie ein Eichkätzchen in den Bäumen gespielt, und ohne sich zu bedenken, klomm sie jetzt in die Höhe, um sich hinter dichten Ästen und Blättern den Blicken der fremden Männer zu entziehen. Bald hatte sie einen sicheren Platz gefunden, und von dort aus erspähte sie neugierig, was zu ihren Füßen vorging.

Die Pferde, die mit lang ausgestrecktem Hals an das

Becken getreten waren, hatten die Köpfe wieder gehoben und blickten aufmerksam in das Wasser.

„Nun? Seid ihr nicht durstig? Trinkt!“ hörte Dschanseda einen der Männer sagen.

Dann traten die vier an das Wasser: es war rein und ungetrübt, die alten Bäume spiegelten sich darin wie immer, die Männer erkannten nichts Ungewöhnliches. — Sie streichelten liebkosend die seidenglatten Hälse der Pferde und sprachen ihnen freundlich, wie Kindern, zu: „Trinkt, Lieblinge, trinkt! Das Wasser ist frisch und rein.“

Aber die Pferde blieben unbeweglich. „Sie sind verhext,“ sagte einer der Araber. „Es ist das erste Mal in seinem Leben, daß Dschinn zur richtigen Stunde den Trunk verweigert. Und seine drei Brüder thun ein gleiches. Sie sind verhext.“

Der zweite Araber wurde ungeduldig. „Trink!“ rief er dem Hengste zu, den er an der Leine hielt, und er versuchte, dessen Kopf gewaltsam nach dem Wasser zu ziehen. Aber das Tier warf den stolzen Nacken unwillig in die Höhe und wieherte leise.

Da ließ sich plötzlich in geringer Entfernung vom Baume eine gebieterische Stimme vernehmen. — „Was treibt ihr hier? Weshalb laßt ihr die Tiere nicht ruhig trinken?“

Die Araber warfen sich nieder und berührten mit ihren Stirnen den Erdboden. Dann antwortete der eine, noch immer in knieender Stellung, den Kopf demütig gebeugt:

„Oh, Padischah! Die Pferde sind verhext. Sie wollen nicht trinken.“

Der Mann mit der gebieterischen Stimme näherte sich gelassen. Er war von hoher Gestalt und edlem Anstand. Auf seinem weißen Gesicht lagerte ein Ausdruck tiefer Ruhe, wie Dschanseda ihn noch auf keines Menschen Antlitz erblickt hatte. Jetzt stand er am Rande des Beckens, neben den Pferden und sah in das Wasser. Das war hell und klar — aber in dem Schatten des Baumes, der sich darin spiegelte, zeigte sich etwas Fremdartiges: ein großer dunkler Körper.

Der Padischah hob den Kopf, und alsbald entdeckte er Dschanseda. — „Komm herunter," sagte er,

Dschanseda ließ sich den glatten Stamm hinabgleiten, dabei wurde ihr Beinkleid etwas in die Höhe gestreift, und der Sultan erblickte einen feinen, blendend weißen Knöchel.

Gleich darauf stand Dschanseda bleich und zitternd vor dem Herrscher. Aber dieser blickte sie freundlich an, und alle Härte war aus der gebieterischen Stimme geschwunden, als er sagte:

„Was thatest du in dem Baum, wo dein Schatten meine Pferde erschreckte?"

„Ich hatte dort Obdach gesucht."

„Obdach? Bist du heimatlos?"

„Ich bin von meinem Vater geflohen, weil er mir zürnte."

„Wie heißt dein Vater?"

„Junnüß von Angora," antwortete sie unüberlegt.

„Und du selbst?"

„Behiëh." — Sie hatte sich in dem Augenblick, in dem sie die Frage vernahm, klar gemacht, daß sie nicht

versuchen dürfte, den Sultan über ihr Geschlecht zu täuschen; aber ihren wahren Namen wollte sie nicht sagen, aus Furcht, dies könnte sogleich zur Entdeckung ihrer Abkunft führen und sie ihrem Vater verraten.

Die Pferde hatten inzwischen in langen Zügen ihren Morgentrunk eingesogen, und die Männer wollten sich lautlos entfernen, um sie nun wieder in den Stall zu führen. — Der Sultan wandte den Kopf und sagte nachlässig:

„Eine Sänfte! Hierher!"

Einer der Araber sprang in weiten Sätzen davon, von dem Pferde, das er an der Leine führte, lustig gefolgt.

Dschanfeda oder Behiëh, wie sie von nun an heißen sollte, wurde bald darauf von schwarzen Sklaven in den Harem getragen, der zu dem Jagdschloß von Ismid gehörte. Der Sultan hegte eine besondere Vorliebe für diesen Landsitz, so daß er ihn oftmals, wenn die Regierungsgeschäfte seine Abwesenheit von Stambul gestatteten, auf längere oder kürzere Zeit besuchte. — Der Großherr, der langsam vorangeschritten war, hatte im Harem bereits seine Befehle abgegeben, als Behiëh dort eintraf. Sie wurde von stillen, gewandten Sklavinnen ehrerbietig empfangen und in ein kühles Gemach geführt, aus dem sie eine halbe Stunde später, kostbar geschmückt, wieder hervortrat, um in einem anderen Raume den Besuch des Padischah zu erwarten.

Dschanfeda war in Angora als das schönste Mädchen des Reichs gepriesen worden, und das Urteil der kleinen Stadt erwies sich nun als richtig. Der Sultan hatte nie

etwas Schöneres gesehen, als die Jungfrau, die mit züchtig zu Boden geschlagenen Lidern vor ihm stand. Als sie auf seine Anrede den Blick zu ihm erhob und er in die tiefen, blauen, reinen Kinderaugen schaute, da entflammte er in nie gekannter Leidenschaft zu dem lieblichen Wesen, und beschloß, es zu seiner Gemahlin zu machen. — Die Vermählungsfeierlichkeiten fanden noch an demselben Abend statt, und vier Tage später brachten vom Sultan entsandte Boten Hochzeitsgeschenke für die jüngste Gemahlin des Großherrn aus Stambul zurück, die einer Sultanin würdig waren: Kopfreifen, Hals- und Armbänder, Gürtel, Ohr- und Knöchelreifen aus lauterem Golde, mit Diamanten und Perlen verziert, einen mit Edelsteinen besetzten Spiegel, mit Diamanten durchwirkte Schleier, Pantoffeln, mit Perlen gestickt, Stelzenschuhe für das Bad aus Gold mit Juwelen besetzt, und zahlreiche Gewänder aus den kostbarsten Stoffen für alle Tages- und Jahreszeiten. — Der große Reichtum, in dem Dschanfeda seither gelebt hatte, kam ihr jetzt ärmlich vor, doch dachte sie mit Wehmut an ihre freie Jugend im Harem von Angora und an ihre Verwandten, die sie, trotz der grausamen Behandlung, die ihr von ihrem Vater zu Teil geworden war, noch immer zärtlich liebte. Und auch an Dilbeer, ihre Lieblings-Sklavin, dachte sie und hätte sie an Stelle der stummen Frauen gewünscht, die ihre Dienste um sie ohne Freude verrichteten.

Nachdem der Sultan seinen Aufenthalt im Jagdschloß von Ismid noch um zwei Wochen über seine ursprünglichen Pläne hinaus verlängert hatte, kehrte er nach Stambul zurück, von Behïeh begleitet, für die in einem Teil des

Harems von Top-Kapu eine besondere Wohnung mit großer Pracht eingerichtet worden war. Nach einem Jahre genas sie dort eines schönen Knaben, wodurch die Zuneigung des Sultans zu ihr noch vergrößert wurde, so daß sie bald für den größten Liebling des Padischah galt und von den anderen Frauen, die sich durch sie aus dem Herzen des Großherrn verdrängt fühlten, mit Neid und Eifersucht behandelt wurde. Aber niemand wagte, das zu zeigen, überall begegnete sie freundlichen Blicken und hörte artige Worte, und ihre Sklavinnen, die sie zu Anfang aus Furcht allein aufmerksam bedient hatten, schlossen sich bald in treuer Anhänglichkeit an sie an, weil ihre unvergleichliche Schönheit, ihre Milde und Herzensgüte auf alle, die das Glück hatten, ihr nahen zu dürfen, einen unwiderstehlichen Zauber ausübten.

Ein großer Sultan kennt nicht die kleinliche Neugierde gewöhnlicher Menschen. Der Großherr wußte, daß Behïeh schön war, daß sie ihm allein angehörte, er erkannte, daß sie sich des Zusammenseins mit ihm freute, und er lauschte gern ihrer weichen Stimme, wenn sie, ihn einschläfernd, leise sang oder ihm Geschichten aus ihrer Heimat erzählte, die von Urahnen bis zu ihrer Mutter gekommen waren, und die diese ihr als Kind und junges Mädchen erzählt hatte. Mehr verlangte der Sultan nicht von Behïeh; es kümmerte ihn nicht zu wissen, woher sie kam. Seit den Fragen, die er bei dem ersten Zusammentreffen mit ihr an sie gerichtet, hatte er sich nicht wieder nach ihrer Herkunft erkundigt. Sie stammte aus Angora, ihr Vater, der sie schlecht behandelt hatte, führte den Namen Junnüß. Dessen würde sich der Sultan vielleicht noch erinnert

haben, wenn er sich die Mühe gegeben hätte, daran zu denken — aber er dachte nicht daran. Diese Gleichgiltigkeit des Padischah, die der Großartigkeit seines Charakters entsprang, war nicht etwa von einem Mangel an Teilnahme für die von ihm bevorzugte Gemahlin begleitet, und als er sie eines Tages traurig und nachdenklich fand, fragte er sie, was ihr fehle. Sie antwortete nach einigem Zögern und mit oftmals wiederholtem Dank für das gnädige Wohlwollen, das ihr der Sultan nun seit drei Jahren bezeuge, und für das sie ihm in unverbrüchlicher Treue und Liebe zugethan sei, Heimweh verzehre sie, sie sehne sich danach, ihre Anverwandten, von denen sie seit ihrer Trennung von ihnen nie wieder gehört hätte, einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit, wiederzusehen. Der Sultan, der sie von ihrer Traurigkeit heilen wollte, erteilte ihr die zur Reise nötige Erlaubnis, wofür sie ihm unter Thränen dankte, und traf Anordnungen, wonach die Sultanin, denn eine solche war sie seit der Geburt ihres Sohnes, die beabsichtigte Reise standesgemäß unternehmen könnte: ein Wagen für sie und den Prinzen, der sie begleiten sollte, zahlreiche andere Wagen für den Leibarzt der Sultanin und für die männliche und weibliche Haremsdienerschaft, die ihr Gefolge bildeten, wurden reisefertig gemacht, und vierzig Soldaten der berittenen Leibwache des Padischah auserlesen, unter dem Befehl eines alten Hauptmanns, für die persönliche Sicherheit der Sultanin und des Prinzen, während des Durchmarsches durch einsame Landstriche, in denen Räuber hausten, Sorge zu tragen. An die Spitze des ganzen Zuges wurde, mit Recht über Leben und Tod während der Fahrt, ein noch

junger Wesir gestellt, der sich durch seine Klugheit und anscheinende Treue das volle Vertrauen des Sultans zu erwerben gewußt hatte.

Während der ersten Tage der langsamen Reise ereignete sich nichts Bemerkenswertes. Die Sultanin saß, allen anderen als ihren Dienerinnen, unsichtbar, in verschlossenem Wagen, in dem sie auch ihre Mahlzeiten einnahm, und den sie nur verließ, um bei Ankunft in dem Orte, in dem übernachtet werden sollte, dicht verschleiert den Harem zu betreten, in dem Wohnung für sie vorbereitet worden war. Je weiter der Zug in das Innere Anatoliens vordrang, je drückender wurde die Hitze, schließlich geradezu unerträglich. Der zweijährige Prinz erkrankte. Der herbeigerufene Arzt schrieb das Leiden des Kindes der Hitze zu, die in dem verschlossenen Wagen herrschte, und verordnete, daß während der Mittagszeit an schattigen Stellen gerastet, und daß die Fenster und Vorhänge des Wagens nur während kühler und feuchter Nächte geschlossen, am Tage aber stets offen gelassen werden sollten. Die Sultanin gehorchte diesen Vorschriften unbedenklich, und bald trat Besserung in dem Zustande des kleinen Kranken ein.

Nun saß die Sultanin während des ganzen Tages am offenen Wagenfenster. Der feine Schleier ließ die Züge ihres Antlitzes erraten, und aus der schmalen Öffnung unterhalb der Stirn blickten ihre großen Augen blauleuchtend hervor. Als der junge Wesir, beim Vorbeireiten an dem langsam dahinrollenden Wagen der Sultanin, diese Augen zum ersten Male erblickte, da stockte sein Herzschlag, und seitdem verfolgten sie ihn auf Schritt

und Tritt, bei Tag und Nacht: Liebeswahnsinn, wie er den Imam von Angora zum abscheulichen Verbrecher gemacht hatte, bemächtigte sich seiner und zerstörte seine Vernunft. Sein Sinnen ging fortan nur noch dahin, wie er sich der Person der Sultanin bemächtigen könnte; alles andere, ja sein Leben, erschien ihm wertlos.

Der Zug hatte bereits den Punkt überschritten, wo sich der Engüri-Su, an dem die Stadt Angora liegt, in den Sakaria ergießt, und das Ziel der Reise konnte in zwei Tagen erreicht werden. Schon zeigten sich die Minarets des Dorfes Istanos, in dem die vorletzte Nacht verbracht werden sollte, als der Wesir Halt zu machen befahl und, unter dem Vorwande, er wolle feststellen, ob in dem armseligen Flecken ein der Sultanin würdiges Unterkommen zu finden sei, dorthin vorausritt. Er kam nach einer Stunde auf seinem mit Schweiß bedeckten Rosse zurück und begab sich zunächst zum Leibarzt der Sultanin, dem er erzählte, in Istanos wüteten die Blattern, namentlich unter den Kindern, und der Ort müsse deshalb umgangen werden. Da aber ein anderes Dorf vor dem nächsten Morgen nicht mehr erreicht werden könnte, so verbliebe nur, Vorrichtungen zu treffen, um die Nacht an dem Platze zu verbringen, auf dem man sich gerade befand. Der Arzt erblickte darin keine Gefahr für die Gesundheit der ihm anvertrauten Sultanin und des Prinzen, und nachdem er einen Rundgang mit dem Wesir unternommen hatte, bezeichnete er für den Wagen, in dem die Sultanin übernachten sollte, eine Stelle, auf die der Wesir ihn aufmerksam gemacht hatte: unter einem vereinzelten Baum auf einer kleinen Anhöhe, die nur für einen Wagen Platz gewährte.

„Die Luft dürfte dort oben reiner sein, als in der niedrigen Ebene, in der Nähe des Flusses," bemerkte der Wesir.

„Ganz richtig," bestätigte der Arzt.

Nachdem der Wagen auf den Hügel geführt worden war, wurden die Pferde ausgespannt, damit ihr Scharren und Wiehern am frühen Morgen die Ruhe der Sultanin nicht störe, und mit den andern Pferden zusammengebracht, die am Fuße der Anhöhe, in der Nähe der Haremswagen, an langen, in den Boden gerammten eisernen Bolzen festgebunden waren. — Für den Wesir, den Hauptmann und den Leibarzt wurden Zelte aufgeschlagen; die Soldaten waren nicht verwöhnt: sie streckten sich neben ihren abgezäumten und abgesattelten Pferden zur Ruhe nieder.

Der Wesir und der Hauptmann hatten eine Runde um das kleine Lager vollendet und dabei alles in Ordnung gefunden. Als sie sich trennen wollten, sagte der Wesir:

„Habt Ihr Wachen zur Sicherheit der Sultanin aufgestellt?"

„Das habe ich, obgleich von keiner Seite Gefahr droht."

„Wo stehen die Posten?" fragte der Wesir weiter.

„Am Fuße des Hügels, zur Rechten und Linken des kaiserlichen Wagens."

„Nun, dann kann der Sultanin und dem Prinzen kein Unfall zustoßen," sagte der Wesir.

„Inschallah! Gott gebe es," entgegnete der Hauptmann.

Es war dunkle Nacht geworden, der Himmel hatte sich mit Gewölk überzogen, die Luft war schwül, rings

umher herrschte tiefe Stille. Man vernahm das Plätschern und Rauschen des nahen Engüri-Su. Aus weiter Ferne tönte der klagende Ruf eines Nachtvogels herüber.

Der Wesir bot dem Hauptmann gute Nacht, dieser antwortete mit höflichem Dank, dann verschwand ein jeder in seinem Zelte.

Einige Stunden später trat der Wesir unhörbaren Schrittes wieder in's Freie. Alles im Lager war in tiefen Schlaf versunken, auch die beiden Schildwachen, die zur Sicherheit der Sultanin aufgestellt waren, mochten wohl ihrer Pflicht nur unaufmerksam walten, da sie wußten, daß von außen keine Gefahr drohte, und die einfachen Männer an einen Verräter im Innern des Lagers nicht dachten. Der Himmel war noch immer bewölkt und schien das schwarze Vorhaben des Wesirs begünstigen zu wollen. Er schlich sich auf einer der freien Seiten des Hügels an den Wagen und lauschte dort mit gespannter Aufmerksamkeit. Nirgends ließ sich ein verdächtiger Laut vernehmen. Darauf öffnete der Wesir leise die Wagenthür und beugte den Kopf vorwärts. Alles blieb still. Jetzt vernahm er die ruhigen, tiefen Atemzüge der Behïeh Hanum und ihres Sohnes; und nun trat er in das Innere des Wagens und schloß die Thür behutsam hinter sich wieder zu. — Alles dies war geräuschlos geschehen; doch empfand die Sultanin die Nähe eines fremden Wesens und murmelte kaum hörbar, wie im Traum:

„Seid Ihr es, Herr?"

Aber in demselben Augenblick war sie jählings und schrecklich erweckt, denn eine breite, kräftige Hand hatte

ſich auf ihren Mund gelegt und drückte ihr Haupt in das weiche Kiſſen, auf dem es ruhte. Dann vernahm ſie die Stimme des Weſir:

„Wenn Ihr den leiſeſten Laut hervorbringt, um Hilfe herbeizurufen, ſo iſt Euer Kind, und ſo ſeid Ihr des Todes! Wollt Ihr mich ruhig anhören, ſo legt als Zeichen Eure Hand auf die meine.“

Sie that ſo, und er gab ihren Mund wieder frei. Darauf richtete ſie ſich halb in die Höhe und taſtete nach ihrem Kinde. Es lag ruhig ſchlummernd neben ihr; aber als ſie den Verſuch machte, es aus der unmittelbaren Nähe des Weſir zu entfernen, fühlte ſie deſſen ſchwere Hand:

„Das Kind bleibt in meiner Gewalt als Unterpfand Eures Schweigens. So lange Ihr Eurem Verſprechen treu bleibt, droht ihm keine Gefahr. Ihr haltet ſein Leben in Euren Händen. — Nun vernehmet meine Worte.“

Er ſprach lange und eindringlich auf die Überfallene ein. Sie ſolle mit ihm entfliehen und in einem Lande, wohin die Gewalt des Sultans nicht reichte, ſein Weib werden Er habe alles zur Flucht vorbereitet. Verweigere ſie, mit ihm zu ziehen, ſo werde ſie und ihr Kind, und ſo werde auch er ſterben. „Wiſſe,“ ſagte er, „daß ich bereits ſeit einer Stunde im Wagen bei dir war, ehe du aus dem Schlaf erwachteſt. Zwei meiner Diener, die in geringer Entfernung von hier vor der Thür lauern, haben mich bei dir eintreten ſehen. Sie können vor dem Sultan bekunden, daß du mich zur Nachtzeit während einer Stunde in deiner unbewachten Nähe geduldet haſt. — Damit würde dein Todesurteil unwiderruflich geſprochen ſein, wie ſtark auch die Zuneigung ſein mag, die

der Großherr für dich hegt. Und so hast du nur die Wahl, mit mir zu ziehen und zu leben — oder zu sterben."

Der Wesir log, indem er so sprach: allein war er gekommen, von niemand gesehen, hatte er die Sultanin überfallen, und diese war sogleich nach seinem Eintritt in den Wagen erwacht. Seine Lügen und Drohungen bezweckten, Behïeh zu erschrecken und in seine Gewalt zu treiben. Was danach geschehen würde, darüber hatte er sich keine Gedanken bilden können, denn sein ganzes Sinnen und Trachten war nur auf das Eine gerichtet: sich der Sultanin zu bemächtigen.

Behïeh nahm jedes seiner Worte in sich auf und sah sich unrettbar verloren; denn daß sie eines qualvollen Todes sterben würde, wenn der Sultan von ihrem nächtlichen Alleinsein mit einem anderen Manne erfahre — das wußte sie — das mußte so sein. Aber so sehr sie auch ihr junges Leben liebte, sie wollte es nicht durch Untreue und Ehrlosigkeit erkaufen. Unbemerkt suchte und fand ihre Hand in der Dunkelheit das Schloß, das die Wagenthür öffnete, und während der Wesir immer eindringlicher auf sie einsprach, abwechselnd flehte und drohte und in seiner blinden Leidenschaft kaum noch erkennen konnte, was vorging, öffnete sich die Wagenthür plötzlich unter dem Druck der Hand Behïehs, und die Bedrängte sprang in's Freie. Ihre weiße Gestalt flog, wie die eines gehetzten Wildes, die Anhöhe hinunter, dem Engüri-Su zu. Der Wesir hörte, wie sie von der Schildwache angerufen wurde, gleich darauf erklang das harte Schwingen einer Bogensaite und das Schwirren eines fliegenden

Pfeiles, und dann vernahm der Wesir heftiges Aufrauschen des Flusses, wie wenn ein großer schwerer Körper hineingeworfen würde.

Da begann das Kind im Wagen kläglich zu schreien und rief nach seiner Mutter. Der Wesir packte es wütend am Halse und würgte es, und bedeckte es mit den Kissen und Decken, die auf dem Bette lagen. Das arme gemordete Wesen gab keinen Laut mehr von sich, hätte es noch gelebt, so würden die Kissen, unter denen es begraben war, sein Schreien erstickt haben.

Alles dies war so schnell geschehen, daß der Wesir sein Zelt bereits wieder erreicht hatte, ehe es im Lager unruhig wurde. Nun hörte er die laute Stimme des Hauptmannes, und sogleich, als wäre er plötzlich aus dem Schlafe geweckt worden, trat er vor sein Zelt und fragte gebieterisch, was der Lärm zu bedeuten, wer es gewagt habe, die Nachtruhe der Sultanin zu stören.

Der Hauptmann antwortete kurz: er habe die Schildwache rufen hören, er erwarte die Meldung der aufgestellten Posten. — Der Wesir blieb neben dem Soldaten stehen, wobei er verschiedentlich Zeichen von Ungeduld gab, als die Wachen nicht sogleich erschienen. — Endlich standen diese vor dem Hauptmann.

„Ich war auf meinem Posten," berichtete der eine der beiden Soldaten, „als ich plötzlich eine weiße Gestalt, die von der Anhöhe kam, wie im Fluge an mir vorbeihuschen sah. Ich rief sie an, und da sie keine Antwort gab, so sandte ich ihr auf's Geratewohl einen Pfeil nach. Dann hörte ich, daß sie ins Wasser sprang, und lief an das nahe Ufer; aber es war nichts mehr von ihr zu sehen."

In dem Augenblick erscholl von der Anhöhe wildes Schreien und Klagen: „Die Sultanin und der Prinz sind verschwunden! Oh, über uns Unglückliche! Unsere geliebte Herrin ist uns geraubt!“

Fackeln wurden herbeigebracht. Bei dem gelblichen, schauerlichen Lichte, das sie verbreiteten, sah der Wesir, daß sich das gebräunte Soldatengesicht des Hauptmanns mit fahler Bläße überzogen hatte. Die beiden erklommen schnellen Schrittes die Anhöhe. — Sie fanden den Wagen von jammernden Sklavinnen umringt. Als sie sich der Thür näherten, ertönte ein geller Schrei des Entsetzens: „Der Prinz! Der Prinz! Der süße Liebling! Ermordet! Ermordet!“

Eine Sklavin stand in der offenen Wagenthür. Sie hielt die weiße Leiche des ermordeten Kindes zwischen ihren zitternden schwarzen Händen und zeigte sie den Umstehenden.

„Erdrosselt . . . Seht! erdrosselt haben die Fluchwürdigen ihn!“ rief sie und deutete auf die grausigen Merkmale des Mordes, die das Kind um seinen zarten Hals trug.

Auf Befehl des Wesirs wurden nun sämtliche Soldaten mit Fackeln versehen, um beide Ufer des Flusses sorgfältig abzusuchen. Sie kamen nach einer Stunde unverrichteter Sache zurück. Nirgends war eine Spur von der Sultanin zu entdecken gewesen.

Der Hauptmann stand mit verschränkten Armen vor dem Wesir und blickte finster zu Boden.

„Glaubt Ihr, daß wir noch etwas thun können, um die Spur der Sultanin zu entdecken?“ fragte der Wesir.

„Die Soldaten müssen, sobald der Tag graut, zu Pferde steigen und die Umgegend absuchen."

„So gebt die nötigen Anordnungen."

Da hob der alte Soldat das gebeugte, schon ergraute Haupt und sagte: „Ich habe auf dieser Welt keine Anordnungen mehr zu treffen. Die Sultanin und der Prinz waren meiner Obhut anvertraut. Daß ich sie dem Padischah nicht zurückführen kann — ist mein Tod." Er zog seinen Dolch, stieß ihn sich mit sicherer Hand tief in die Brust und sank sterbend zu Boden.

Am nächsten Morgen setzte sich der Wesir in eigener Person an die Spitze der Reiter, um in der Umgegend des Lagers nach der Sultanin zu suchen. Er zeigte dabei, wie die Soldaten unter sich bemerkten, die Unerfahrenheit eines Laien, und seine ungeschickten und oberflächlichen Nachforschungen hatten kein anderes Ergebnis, als die von Wald zu Wald und von Dorf zu Dorf gehetzten Garden auf das äußerste zu ermüden. Während der darauf folgenden Nacht wurde wieder bivouakirt, und am nächsten Morgen bei Tagesanbruch der Rückmarsch nach Stambul angetreten. Vorher unterhielt sich der Wesir noch längere Zeit in herablassender Weise mit dem Leibarzt der Sultanin, dem er die Ansicht aufzudrängen verstand, die Sultanin müsse in einem Zustand von Geistesstörung ihr Kind erdrosselt und sich selbst darauf ertränkt haben. Der Wesir wußte dies so geschickt als die einzig mögliche, gewissermaßen selbstverständliche Erklärung der Ermordung des Prinzen und des Verschwindens seiner Mutter darzustellen, daß sich der Arzt diese Auffassung vollständig aneignete und dieselbe bald darauf mit so

viel gewichtigen, wissenschaftlichen Gründen vertrat, als habe er selbst sie entdeckt. Danach wußten denn auch die Diener und Sklavinnen der Sultanin nicht anders, als die Beschwerlichkeiten des Marsches bei starker Hitze, verbunden mit der Sorge um die Gesundheit des Prinzen, hätten bei der Behïeh Hanum ein hitziges Fieber erzeugt, und in dem ersten heftigen Anfall dieser Krankheit sei die Unglückliche zur Mörderin an ihrem Kinde und wahrscheinlich auch an sich selbst geworden.

Das Haremsgesinde der Sultanin war der Begleitung des Wesirs nicht würdig. Er wählte deshalb die zehn bestberittenen Soldaten des Gefolges, die er so schnell vorwärts trieb, daß sechs der Pferde unterwegs liegen blieben, und er schließlich mit nur vier Leuten, die, wie er selbst, auf das äußerste erschöpft waren, in wenigen Tagen die weite Strecke zwischen Angora und Stambul zurücklegte. Dort angekommen, ließ sich der Wesir beim Sultan melden und wurde sogleich von diesem empfangen. Er hatte nicht zu sprechen, um zu berichten, er sei Überbringer einer Trauerbotschaft: das erkannte der Großherr sogleich an den abgemagerten Zügen, den fieberhaft glühenden Augen und dem Ausdruck tiefer Trauer, der sich über das Antlitz seines Günstlings gelagert hatte.

Der Wesir erzählte in gedrängter Kürze und wohlüberlegten Worten von den entsetzlichen Vorgängen im Lager von Istanos. Er stellte dabei die Geisteskrankheit der Sultanin nicht mehr als eine unbegründete Vermutung, sondern als eine feststehende Thatsache hin. Der

Sultan entließ ihn mit einer ſtummen Gebärde und zog ſich in ſeine innerſten Gemächer zurück.

Der Tod der geliebten Gemahlin und ihres Sohnes füllte das Herz des Sultans mit tiefer Trauer. Er konnte auf der einſamen Höhe ſeiner Größe niemand klagen und ſeinem ſchweren Herzen dadurch Erleichterung ſchaffen, und der ſtumm getragene Schmerz zehrte an ihm wie ein tödliches Gift. — Die Heilmittel, die der Hausarzt dagegen anwandte, hatten keinen Erfolg, und nachdem dieſer in allen gelehrten Büchern, die zu ſeiner Verfügung ſtanden, nachgeleſen hatte, was zur Linderung von Seelenſchmerzen angeordnet werden könnte, bat er den Sultan ehrfurchtsvoll, Zerſtreuung zu ſuchen und zwar durch Reiſen. — Der Großherr ging zuerſt gleichgiltig, bald darauf jedoch eifrig auf dieſen Vorſchlag ein. — Er wollte denſelben Weg einſchlagen, auf dem Behïeh ihre letzte Reiſe gemacht hatte, die Stelle ſehen, wo ſie geſtorben war, die geſchickteſten Baumeiſter ſollten ihn begleiten und Pläne zur Errichtung eines großartigen Grabmals entwerfen. — Der Leibarzt beglückwünſchte ſich zu dem von ihm gemachten Vorſchlage, denn die Lebensgeiſter des Sultans, die ſchon dem Erlöſchen nahe geweſen waren, flackerten wieder auf.

Die Vorbereitungen zur Abreiſe waren ſchnell getroffen, der Aufbruch erfolgte an einem günſtigen Tage, bei kühlem, klarem Wetter. Im Gefolge des Sultans befand ſich derſelbe Weſir, der die Sultanin begleitet hatte, denn er ſollte ihm während der langen Fahrt alle Stellen zeigen, an denen Behïeh Hanum geraſtet, und ſchließlich die Anhöhe, von der aus die Unglückliche ſich

in den Engüri-Su gestürzt hatte. Dort, die Ebene hoch überragend, aus weiter Entfernung sichtbar, sollte ihr Grabmal errichtet werden.

Der Wesir war der Einzige, der während der Reise beim Sultan vorgelassen wurde, und auch mit diesem sprach der Padischah nur, um sich von ihm zeigen und erklären zu lassen, was auf dem Wege mit Behïeh Hanum in Beziehung gebracht werden konnte: im Schatten dieses Baumes hatte sie während der Mittagshitze gerastet und sich gelabt, an jenem Bache Blumen gesammelt, die sie später dem Prinzen geschenkt, dort stand das Haus, in dem sie die Nacht verbracht hatte — und so fort. Im übrigen zog der Großherr schweigsam seiner Straße, und Schwermut sprach aus seinem Antlitz.

Im Lager vor Istanos verbrachte er vierundzwanzig Stunden unter einem Zelte, das auf der Anhöhe aufgeschlagen war, wo der Wagen gestanden, in dem Behïeh mit ihrem Kinde zum letzten Male lebend geruht hatte. — Dann, ohne sich in Istanos aufzuhalten, das die Sultanin nicht berührt hatte, zog der Großherr nach Angora. Es war seine Absicht, dort einen Wohnsitz zu beziehen, in dem er während der Errichtung des Grabmals so lange wie die Regierungsgeschäfte es gestatteten, hausen wollte.

In Angora befand sich derzeit kein öffentliches Gebäude, das dem Padischah sogleich ein Unterkommen nach seinen Gewohnheiten hätte gewähren können. Deshalb wurde das Haus des reichsten Bewohners der Stadt, des Hadschi Junnüß, hinter dem sich ein großer Garten ausbreitete, wie ihn der Sultan liebte, gewählt, um dem

Großherrn als vorläufiger Wohnsitz zu dienen; dem Hadschi wurde mitgeteilt, daß ihm die hohe Ehre zu Teil werden würde, seinen Herrn gastfreundlich bewirten zu dürfen. Er bereitete in kurzer Zeit alles vor, was dazu notwendig war, und dies wurde ihm bei seinen großen Reichtümern, und da er stets darauf eingerichtet war, Gäste zu empfangen, nicht schwer.

Der Sultan zeigte sich mit der Aufnahme, die er in Angora fand, zufrieden und ließ seinen Wirt zu sich bescheiden, um ihm dies zu sagen und ihn dadurch zu erfreuen. — „Wie heißt du?“ redete er ihn an.

Der Hadschi nannte seinen Namen.

„Junnüß?“ wiederholte der Sultan nachdenklich. „Wieviel Kinder hast du?“ fuhr er fort.

„Der Himmel hat mir zwei Kinder geschenkt,“ antwortete Junnüß, „einen Sohn, Osman, der noch am Leben ist, und den Gott mir erhalten möge, und eine Tochter Dschanfeda, die vor Jahren gestorben ist.“

Der Sultan fragte nicht weiter; der Hadschi war gerührt durch die Teilnahme an seinen Familienverhältnissen, die der Padischah zu erkennen gegeben hatte.

Am nächsten Tage, kurze Zeit nach Sonnenuntergang, wurde dem Hadschi die Ankunft eines neuen Gastes gemeldet: eines alten Hirten. Junnüß befahl, ihn in üblicher Weise zu laben und für sein Obdach zu sorgen.

Bald darauf kam der Diener zurück, um zu sagen, der Hirt bitte um die Vergünstigung einer Unterredung mit dem Hadschi.

„Er ist willkommen. Laß ihn eintreten,“ sagte Junnüß.

Bald darauf erschien in der Thür ein alter Mann mit schneeweißem Bart und buschigen weißen Augenbrauen; über dem einen Auge trug er eine Binde, auch das andere schien der Sehkraft zu mangeln, denn es war halb geschlossen. Dies, aber nicht mehr, konnte der Hadschi, bei der Dämmerung, die im Zimmer herrschte, erkennen. — Der Hirt näherte sich seinem Wirte unsicheren Schrittes, wobei er seine gebeugte Gestalt auf einen langen Stab stützte, den er in der Hand trug. Der Hadschi bot ihm den ehrerbietigen Gruß, der dem hohen Alter gebührt, und fragte nach seinem Vorhaben.

„Ich habe erfahren, daß der Sultan in Euerem Hause weilt," antwortete der Hirt mit feiner Stimme, „und daß seine Seele von tiefer Traurigkeit umnachtet ist. Ich weiß eine Geschichte, die ihn zerstreuen und vielleicht von seiner Schwermut heilen würde . . . Ihr dürft versichert sein, Hadschi, daß ich nicht ohne guten Grund spreche. — Wollt Ihr den Großherrn fragen, ob er mich in Gegenwart seines Wesir anhören will? — Auch möchte ich, daß Ihr, sein Wirt, meiner Erzählung beiwohnt, Ihr und Euer Sohn, sowie der Imam dieses Stadtviertels, damit Ihr erkennet, daß ich mich nicht leichtfertig in die erhabene Gegenwart des Kalifen gedrängt habe . . . Holt seinen Bescheid, Hadschi, ich bitte Euch darum, und dann kommt zurück, und gebt ihn mir. Ich werde Euch, mit Eurer Genehmigung, an dieser Stelle erwarten."

„Wenn mich der Sultan empfangen will, so werde ich Euren Wunsch vortragen," antwortete der Hadschi und entfernte sich. Er kam nach kurzer Zeit zurück und

ſagte, der Sultan ſei geneigt, in einer Stunde die Erzählung des Alten zu hören.

Darauf entgegnete dieſer: „So habe ich noch einige Anliegen, denen Ihr Berückſichtigung verſchaffen möchtet: der Sultan geruhe anzuordnen, daß, während ich erzähle, niemand den Saal verläßt. Der Großherr wird dieſe Bitte eines alten Mannes bewilligen, dem er ſich gnädig zeigt, da er ſeine Erzählung mit anhören will. Dann möchte ich Euch, Hadſchi Junnüß, erſuchen, den Saal, in dem ich ſprechen ſoll, nur ſpärlich zu erleuchten, da meine kranken Augen ein helles Licht nicht ohne Schmerzen ertragen können; und endlich wollt Ihr mich dem Sultan ſo nahe kommen laſſen, wie die ſchuldige Ehrfurcht vor ihm es geſtattet, denn meine Stimme iſt ſchwach, und ich wünſchte, daß nicht ein Wort von dem, was ich ſagen werde, dem Padiſchah entgehen möge.“

„Ihr ſtellt mehr Bedingungen, als irgend ein Erzähler, dem ich je gelauſcht habe,“ ſagte der Hadſchi; „aber Ihr ſcheint von der guten Wirkung Eurer Geſchichte überzeugt zu ſein, und Ihr ſeid ein alter Mann. So will ich denn, ſo weit es in meinen Kräften ſteht, anordnen, was Ihr verlangt, und auch dem Sultan Euren Wunſch vortragen, daß niemand, während Ihr ſprecht, den Saal verlaſſen möge.“

„Ihr werdet nicht bereuen, mir gefällig geweſen zu ſein.“

Eine Stunde ſpäter wurde der Hirt durch einen matt erleuchteten Saal geführt, an deſſen Ende der Sultan auf einem erhöhten Seſſel Platz genommen hatte. In geringer Entfernung von den Füßen des Padiſchah lag ein Teppich, der für den Erzähler beſtimmt war, und auf dem ſich

dieſer, mit ehrfurchtsvollem Gruß, niederließ. Hinter ihm befanden ſich, außer dem Weſir und einigen Perſonen aus dem Gefolge des Sultans, der Hadſchi Junnüß, deſſen Sohn Osman und der Imam, der Freund des Hadſchi. Die Ausgangsthür war von zwei Soldaten aus dem Gefolge des Sultans bewacht.

„Du darfſt ſprechen," ſagte der Padiſchah zu dem Hirten gewandt.

Darauf begann dieſer mit ſeiner, klarer Stimme:

„In einer Stadt Kleinaſiens lebte einmal ein unbeſcholtener und wohlhabender Mann, der eine ſchöne und tugendhafte Gemahlin, einen Sohn, eine Tochter und einen Freund, den Imam, beſaß. Da ſtarb die Frau . . ."

Und nun, im weiteren Verlauf, erzählte der Hirt mit allen Einzelheiten die Geſchichte der unglücklichen Dſchanfeda — der er aber, ſowie den anderen Perſonen, die in ſeiner Erzählung auftraten, fremde Namen gab. An die Stelle ſeiner Erzählung gelangt, wo die Sultanin, vom Weſir zu Tode geängſtigt, aus dem Wagen ſpringt, fuhr der Hirt folgendermaßen fort:

„Aſiſeh" — unter dieſem Namen hatte er Dſchanfeda bezeichnet — „hatte ſoeben das Ufer des Fluſſes erreicht, als ein Pfeil, dicht an ihr vorbei, in das Waſſer flog. Sie wußte, daß er für ſie beſtimmt geweſen war, und vor Aufregung und Angſt kaum noch ihrer Sinne mächtig, ſprang ſie in das Waſſer und gelangte an das jenſeitige Ufer, dort lief ſie landeinwärts, ſo ſchnell ihre Füße ſie trugen, ohne zu wiſſen wohin, bis zum Morgen. Da erblickte ſie zu ihren Füßen eine Landſchaft, die ihr bekannt erſchien, und als ihre ſuchenden Augen in der

Mitte der Ebene einen Hirten erblickten, der dort seine Schafe weidete, da war sie ganz sicher, daß das Schicksal sie wieder an dieselbe Stelle geführt hatte, wo sie vor drei Jahren mit dem Hirten zusammengetroffen war, von dem sie damals einen Anzug gekauft hatte. Sie erinnerte sich des milden Antlitzes und der arglosen, freundlichen Augen des alten Mannes, und sie schritt unverzagt auf ihn zu. Bei irgend jemand in der Welt, in die sie ausgestoßen war, mußte sie Hilfe suchen und finden, wenn sie nicht zu Grunde gehen sollte, und sie war schnell entschlossen, demselben Mann ihr Vertrauen zu schenken, der ihr bereits einmal einen Dienst geleistet hatte.

„Der Schäfer war höchlich erstaunt, als er eine junge Frau vor sich stehen sah, im Nachtgewand, mit goldenen Spangen an den Fußgelenken und kostbaren Ringen in den Ohren. Sie redete ihn sogleich an: ‚Kennt Ihr mich nicht mehr, Vater? Ihr verkauftet mir vor drei Jahren Eurer neues Gewand.‘

„Ein gutes Lächeln zog über sein Gesicht, und er sagte: ‚Ich erkenne dich wohl, meine Tochter; aber verwunderlich erscheinst du mir, denn du siehst aus, als wärst du von reichem Lager in einen Fluß gesprungen und zu mir gelaufen.‘

„‚Mein Schicksal ist wunderbar und grausam. Ich will Euch anvertrauen, was Ihr davon wissen dürft, und ich hoffe, Ihr werdet mir helfen.‘

„‚Ich bin ein alter und ein armer Mann,‘ antwortete er; ‚aber wenn es Gottes Wille ist, daß ich dir helfen soll, so will ich dir gern zu Diensten sein.‘

„Darauf erzählte Asiseh, sie sei von einem mächtigen Pascha überfallen und mit dem Tode bedroht worden und habe sich nur durch Flucht vor ihm retten können.

„‚Warum suchst du nicht Schutz bei deinem Gemahl?‘ fragte der Hirt.

„‚Man hat mich bei meinem Gemahl verleumdet, so daß er mich für untreu hält. Auch von ihm droht mir Gefahr, so lange er nicht die Wahrheit kennen gelernt haben wird,‘ antwortete Asiseh.

„‚So möge es bestimmt sein, daß er die Wahrheit erfährt. Einstweilen magst du gleich einer Tochter bei mir leben.‘

„Darauf verblieb Asiseh bei dem alten Hirten. Aus dem Erlös des kleinsten ihrer goldenen Ringe kaufte er ein Zelt, das neben dem seinigen aufgeschlagen wurde, und Männerkleider, in denen die von ihm angenommene Tochter die Schafe hüten konnte, ohne von vorüberziehenden Landbewohnern beachtet zu werden. — Asiseh war sehr traurig, denn sie gedachte des geliebten Gemahls, bei dem man sie verleumdet hatte, und des teuren Sohnes, um dessen Schicksal ihr bangte; aber sie war ruhig, denn sie hoffte, den Verfolgungen des falschen Freundes ihres Vaters und des ungetreuen Dieners ihres Herrn für immer entgangen zu sein. — So verflossen drei Monate. Da drang bis in die Einsamkeit, in der sie mit ihrem zweiten Vater lebte, die seltsame Kunde an ihr Ohr, der Sultan käme gezogen, um die Stelle zu besuchen, an der seine Gattin, die er tot wähnte, in geheimnisvoller Weise verschwunden war. — Als Asiseh dies erfuhr, erhellte ein schwacher Hoffnungsschimmer die Nacht

ihrer Traurigkeit, und sie bat ihren Vater, den Hirten, zum Sultan zu gehen und diesem die ganze Wahrheit aufzudecken. — Das that er . . .“

Hier schwieg der Hirt plötzlich, und tiefe Stille trat ein. — Die Erzählung war an zwei Stellen unterbrochen worden. Der Imam und der Wesir hatten, als von dem Überfall im Garten und später von dem im Wagen die Rede war, einer nach dem andern versucht, den Saal heimlich zu verlassen. Die Wachen hatten sie zurückgewiesen, und jetzt standen sie, bleich und zitternd, zur Rechten und Linken der Thür, der verdienten Strafe für ihre Missethaten gewärtig. Der Hadschi Junnüß blickte traurig und beschämt zu Boden, auch Osman, sein Sohn, wennschon dessen Augen furchtlos aufgeschlagen waren, schien tiefbewegt. Der Sultan allein war vollständig ruhig geblieben, nur hatte seine Stimme einen sanften, milden Ton, den seine Umgebung nicht kannte, als er den Hirten leise fragte:

„Wie kennst du diese Geschichte voll trauriger Schicksale und unerhörter Frevelthaten?“

„Weil ich Dschanfeda bin, die Tochter des Hadschi Junnüß, die Schwester Osmans — Behïeh, die Gemahlin des erlauchten Sultans, die Mutter des ermordeten Prinzen — Asiseh, die Tochter des alten Hirten.“

Sie hatte sich dessen, das sie unkenntlich gemacht und entstellt hatte, entledigt und stand jetzt, die jugendliche Gestalt aufgerichtet, vor dem Sultan. Ihre Stimme war weicher und tiefer geworden und zitterte, und die Augen strahlten in feuchtem Schimmer in dem abgehärmten, kleinen Gesichte.

„Das wußte ich," ſagte der Sultan, „ſobald du zu ſprechen begannſt! — Sei willkommen im neuen Leben, in dem dir Freude und Ruhe werden ſollen."

Der Imam und der Weſir wurden am nächſten Tage hingerichtet, dem Hadſchi Junnüß wurde ſeine grauſame Härte der Tochter gegenüber verziehen, weil ſie ſeinem tiefgekränkten Ehrgefühl entſproſſen war, Osman zog mit dem Sultan nach Stambul und wurde an Stelle des einen der Hingerichteten zum Weſir ernannt.

Dſchanfeda lebte noch mehrere Jahre an der Seite des Sultans, deſſen Liebling ſie blieb; aber die furchtbaren Ereigniſſe der Nacht im Lager von Iſtanos und der Tod ihres geliebten einzigen Sohnes nagten an ihrer Geſundheit, und ſie ſtarb jung, den Namen einer Sultanin von großer Milde und Güte und von unvergleichlicher Schönheit hinterlaſſend. — Der Padiſchah errichtete ihr in der Nähe von Ismid, wo er ſie zuerſt geſehen hatte, ein herrliches Mauſoleum, das Jahrhunderte überdauern ſollte, aber bald nach ſeinem Tode durch ein Erdbeben vernichtet wurde, und von deſſen Pracht jetzt nur noch zerſtreute Marmorblöcke zeugen, die, von Sturm und Wetter aller Schönheit beraubt, einen Teil des öden Platzes bedecken, auf dem ehemals die berühmten Gärten des Jagdſchloſſes von Ismid grünten und blühten.

Gülmes Weſir.*)

---

*) Gülmek, lachen; mes an den Stamm des Zeitworts angehängt — Verneinung. „Gülmes Wesir“ wörtlich: „Der nicht lachende Weſir.“

Hadschi Mehmed hätte eines sanften Todes sterben sollen, denn er ließ niemand auf Erden zurück, der ihm gezürnt, und nur liebende Freunde und Verwandte weilten während seiner Krankheit in seinem Konak und näherten sich dem Lager, auf dem der Arme keine Ruhe finden konnte.

Mehmeds Leben war ein glückliches gewesen, und der Segen Allahs hatte über all seinen Unternehmen geschwebt: er hatte das große Erbe, das ihm sein Vater hinterlassen, noch um ein Erhebliches vermehrt, seine Gesundheit hatte ihm, bis vor der Krankheit, die ihn auf das Sterbebett geworfen, niemals Grund zu klagen gegeben, er verdankte seiner Frömmigkeit und Herzensgüte, sowie seinem tadellosen Lebenswandel eine hohe Stellung im Ansehen seiner Mitbürger, zahllose Arme nannten ihn ihren Wohlthäter und waren ihm in ehrerbietiger und dankbarer Freundschaft zugethan, und er hatte das Glück gehabt, in Naïmeh, seiner schönen und tugendhaften Gemahlin, eine so treue Lebensgefährtin zu finden, wie sie der Himmel nur seinen besonderen Lieblingen verleiht. Als sie ihm nach mehrjähriger kinderloser Ehe endlich einen Sohn gebar, auf

deſſen reinen, wohlgeformten Gliedmaßen die Augen des Vaters mit Wonne ruhten, da erſchien ihm ſein Glück ſo groß, daß er glaubte, er müſſe ſich dafür in außerordentlicher Weiſe dankbar zeigen. Er entſchloß ſich deshalb, den größten Teil ſeiner Habe den Armen zu ſchenken und nur ſoviel davon zurückzubehalten, wie nötig war, um die ausgebreiteten Handelsbeziehungen, die er unterhielt, auch fernerhin in würdiger Weiſe pflegen zu können. Seine freiwillige, großartige Wohlthätigkeit, obgleich ſie in möglichſter Stille ausgeübt worden war, drang bis zur Kenntnis des Sultans, der darauf den Hadſchi Mehmed zu ſich beſchied und huldreiche Worte der Anerkennung an ihn richtete. Als der Hadſchi, eine Frage des Großherrn beantwortend, erklärt hatte, weshalb er einen Teil ſeines Vermögens den Armen geſchenkt, blickte der Sultan lange Zeit, in Nachſinnen verſunken, in die Leere, und die Augen ſodann wieder auf Mehmed richtend, ſagte er:

„Der Lohn deiner Wohlthat ſei mein Wohlwollen für die Urſache derſelben, für deinen Sohn. Was in menſchlicher Macht ſteht, damit er ſo glücklich werde, wie du es biſt — das werde ich veranlaſſen. Sei eines weiteren gewärtig!“

Wenige Tage ſpäter erhielt der Hadſchi ein Iradé, in dem ausgeſprochen war, Haſſan, der Sohn Mehmeds, ſei ausdrücklich ermächtigt, ſich jederzeit verſtändige Vergünſtigungen vom Padiſchah zu erbitten, und dieſe würden ihm gewährt werden, es ſei denn, daß er durch unverzeihliche Miſſethaten der Gnade des Kalifen unwürdig geworden wäre.

Hadschi Mehmed bewahrte dies Schreiben als das kostbarste Kleinod seines Besitzes, und seine Gemahlin, der er den Inhalt desselben mitteilte, war nicht weniger erfreut darüber als er selbst, denn sie glaubte nun, daß der Lebensweg ihres geliebten Sohnes nicht anders als ein ebener und glücklicher werden könne.

Hassan wuchs heran zur Freude und zum Stolz seiner Eltern: aus dem aufgeweckten gesunden Kinde wurde ein anmutiger Knabe von ungewöhnlichem Liebreiz des Angesichts und des Wesens, und der Knabe reifte zum schönsten Jüngling heran. Wenn er, von hoher, schmiegsamer Gestalt, blond von Haaren, weiß von Antlitz mit leuchtenden, lachenden blauen Augen, leichten Ganges durch die Straßen von Stambul schritt, so blickten ihm viele freundlich verwundert nach, und manches Mädchen und manche Frau, die ihn an ihrem Wagen vorübergehen sah oder ihn aus sicherer Ferne, hinter dem vergitterten Fenster des Harem beobachtete, legte die Hand auf das pochende Herz, und ihre Brust füllte sich mit Sehnen und süßem Schmerz. — Hassan ahnte davon nichts. Er freute sich seines gesunden Lebens, und seine Gedanken, wenn nicht durch Lehrstunden angefüllt, waren auf unschuldige Spiele und harmlosen Zeitvertreib gerichtet.

Bis dahin hatte Hassan seinen Eltern nur Freude bereitet; aber nun trat eine Veränderung in seinem Lebenswandel ein. Die Lehrer fingen an, sich über seine Unlust zum Arbeiten, seine Unaufmerksamkeit und Nachlässigkeit zu beklagen, sein Vater konnte sich nicht mehr, wie früher, Rechenschaft von jeder Stunde ablegen, die der Sohn außerhalb des elterlichen Hauses verbrachte,

und seine darauf bezüglichen Fragen wurden von Hassan oftmals ausweichend, einige Male sogar in einer Weise beantwortet, die in Mehmeds Geist traurige Zweifel an der Aufrichtigkeit seines Sohnes aufkommen ließen. Auffallen mußte es dem besorgten Vater auch, daß Hassan, der im elterlichen Hause reichlich alles vorfand, was zu seiner körperlichen Pflege nötig war, sich in steter Geldverlegenheit zu befinden schien. Häufig hatte er sich von seiner Mutter Unterstützungen erbeten, einige Male sogar von seinem Vater, obgleich er sich diesem nie anders als ehrfurchtsvoll zu nahen wagte.

„Du verlangst fünfzig Pfund von mir?“ hatte der Vater eines Tages Gelegenheit zu sagen. „Das ist eine sehr große Summe für einen Jüngling in deinem Alter. Wozu gebrauchst du das Geld?“

„Ein Freund hat mich darum ersucht.“

„Wer ist dieser Freund?“

„Ihr kennt ihn nicht, Herr Vater.“

„Nenne mir trotzdem seinen Namen.“

„Er hat mich um Verschwiegenheit gebeten.“

Hadschdi Mehmed dachte einen Augenblick nach. Dann sagte er mit finsterem Ernst, der den Sohn erschreckte: „Ich will nicht an deiner Wahrhaftigkeit zweifeln. — Belügst du mich, so sei das Bewußtsein deiner Schuld deine Strafe. — Hier ist das Geld. Gieb es deinem Freunde. Sollte er oder ein anderer mit einem ähnlichen Gesuch an dich herantreten, so verweise ihn an mich. Er selbst soll zu mir kommen, und auf deine Fürsprache will ich ihm unter dieser Bedingung helfen. — Sonst nicht. Beachte dies!“

Hassan schlich gesenkten Hauptes von dannen. Während der nächstfolgenden Wochen gab er seinem Vater keinen erkennbaren Grund zu klagen, nur war er so still und in sich gekehrt, daß dies das Herz des Hadschi mit Trauer füllte. — Und bald darauf versank Hassan wieder in seinen beunruhigenden, unsteten, unklaren Lebenswandel.

Hadschi Mehmed ließ seinen Sohn im geheimen von einem alten bewährten Diener überwachen, um ihn von Irrwegen abzuleiten, falls er auf solche geraten sei. Die Berichte, die ihm infolgedessen zugingen, berührten ihn auf das schmerzlichste, denn es ergab sich daraus, daß Hassan in die Gesellschaft gewissenloser Dalkäuk geraten sei, elender, gefährlicher Menschen, die es als ein Handwerk betreiben, junge Leute aus guten Familien zu verführen und auszubeuten. — Hassan war bereits an mehreren verrufenen Orten eine bekannte und beliebte Persönlichkeit. Türkische und griechische Musikanten priesen seine Freigebigkeit, er spielte und trank, ließ niedrige Schauspiele von schamlosen Künstlern zu seiner und seiner Bekannten kläglicher Freude auf seine Kosten aufführen und scheute nicht davor zurück, das Ansehen, in dem seine Familie stand, zu mißbrauchen, indem er, wo und wie es nur anging, Schulden machte, die bald eine beträchtliche Höhe erreichten und von denen er sowohl wie seine Gläubiger wußten, daß er sie aus eignen Mitteln nur nach dem Tode seines Vaters bezahlen könnte. — Doch war Hassan im Grunde seines Herzens kein schlechter Mensch: er half Bedrängten gern und über sein Vermögen, es verursachte ihm, wenn auch schnell vorübergehende, doch schmerzliche Pein, Freunde und Anverwandte

durch seinen liederlichen Lebenswandel zu kränken; — aber die Begierde nach verbotenen Lustbarkeiten war stark in ihm, und jede Versuchung, die in dieser Beziehung an ihn herantrat, fand ihn schwach.

Hadschi Mehmed nahm sich dies alles sehr zu Herzen, aber er zeigte würdevolle Ergebenheit in sein Schicksal. „Ich bin glücklicher gewesen als die meisten Menschen," sagte er, „und ich habe Allah dafür täglich gedankt. Es wäre frevelhaft, wollte ich murren, weil mir nun, nach so vielen Jahren der Freude, Stunden der Kümmernis beschieden sind." — Doch nagten Unruhe und Schmerz an ihm und waren wohl die Ursache der Krankheit, die ihn aufs Lager warf und gegen die sich die Heilkunde des berühmtesten Arztes von Stambul machtlos erwies.

Hassan erschien täglich am Krankenbette seines Vaters und verweilte dort mehrere Stunden. Aufrichtige Reue und gute Vorsätze füllten sein empfängliches und bewegliches Gemüt. Eines Abends sagte ihm der Hadschi: „Ich glaube, die Stunde meines Todes naht. Gelobt sei Allah! Öffne jenen Schrank und entnimm demselben ein Schreiben Seiner Majestät des Sultans, das du an der goldenen Schrift auf dem Umschlage als solches erkennen wirst."

Hassan that, wie sein Vater ihm geheißen hatte. Dann fuhr dieser fort: „Das Iradé, das du in deinen Händen hältst, ermächtigt dich, jederzeit Vergünstigungen vom Großherrn zu erbitten; aber du darfst dies nur thun, solange du dich der Gnade deines erlauchten Herrn nicht unwürdig gezeigt hast: dies erwäge wohl, bevor du Gebrauch von der dir erteilten Erlaubnis machst; — du

darfst es nicht, wenn du weiterschreitest auf den Irrwegen, die du eingeschlagen hast. Dann wünsche ich, du mögest schnell sterben, um einem langen Elend zu entgehen. — Dem sei, wie Gott will! Mein Wunsch, der Wunsch deines sterbenden Vaters, der dir ein Befehl sein muß, wenn du nicht ein Unmensch bist, ist: du sollst diesen kleinen Konak, in dem ich sterbe, nebst dem dazu gehörigen Garten, niemals und unter keiner Bedingung veräußern; deiner Mutter sollen die Gemächer eingeräumt bleiben, die sie seit ihrer Vermählung mit mir bewohnt hat, und in denen du das Licht der Welt erblickt hast. — Der Konak und der Garten bilden nur einen kleinen Teil des Vermögens, das ich dir hinterlasse. Solltest du alles, bis auf diesen Teil deiner Erbschaft vergeudet haben, so hoffe ich, Allah möge bestimmt haben, daß du dann stirbst. Suche sodann den Tod. Nimm einen starken Strick und erhänge dich an dem alten Feigenbaum, unter dem sich eine Bank befindet, auf der du mich oft hast ruhen sehen. — Der Baum trägt schon seit Jahren keine Früchte mehr; doch habe ich ihn nicht ausgraben und umwerfen lassen, weil er für deinen Tod fortleben sollte . . . Hast du mich verstanden?"

„Ich habe Euch verstanden, Herr Vater."

„Wirst du mir gehorchen?"

„Wenn Allah nicht anders bestimmt hat, so werde ich Euch gehorchen, Herr Vater."

In derselben Nacht starb der fromme Hadschi.

Mehrere Monate lang führte nun Hassan ein tadelloses Leben. Die letzten Stunden am Sterbebette seines Vaters hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht und

gute Vorſätze in ihm erweckt. Schon glaubte ſeine Mutter, die Fehler und Thorheiten ſeiner Jugend dürften der Unerfahrenheit des Neunzehnjährigen, einem Übermaß ſprudelnder Lebenskraft, die ſich nicht in alltägliche Ruhe und Ehrbarkeit eindämmen laſſen wollte, zugeſchrieben ſein, nun aber werde der gereifte Haſſan in die Fußſtapfen des tugendhaften Hadſchi Mehmed treten, das ihm von dieſem hinterlaſſene Vermögen noch vermehren und in der öffentlichen Meinung dieſelbe hohe Stellung gewinnen, die ſein nun im Paradieſe weilender Vater eingenommen hatte. — Aber die gute Mutter täuſchte ſich. Haſſan erſchien nur ſtark, weil ſeine Schwäche nicht auf die Probe geſtellt wurde. Als die Verſuchung wieder an ihn herantrat, unterlag er ſogleich, ohne auch nur den Verſuch gemacht zu haben, ihr zu widerſtehen. Nach wenigen Monaten ſchwamm er wieder im Strudel eines wilden, ſchamloſen Lebens, und es war vorauszuſehen, daß er darin untergehen werde. Die Dalkäuk, ſeine Verführer und falſchen Freunde von ehemals, die ihn mit Bedauern aus ihrem Kreiſe hatten hinaustreten ſehen, hatten ſich wieder eingeſtellt, umgarnten und umringten ihn mit Fallen, in denen die Ehre und Geſundheit Haſſans in kurzer Zeit zu Grunde gingen. Sein Vermögen an barem Gelde war bereits aufgezehrt; er ſchritt dazu, ſeine unbewegliche Habe, wertvolle Grundſtücke in Konſtantinopel und in Anatolien zu veräußern, wobei er auf das ſchmählichſte betrogen wurde, und eines Tages, kaum drei Jahre nach dem Tode ſeines Vaters, ſtand er vor der Thatſache, die der Verſtorbene vorhergeſehen hatte, nichts mehr zu beſitzen, als den Garten und den kleinen Konak

in Stambul, den er mit seiner Mutter bewohnte. Diese hatte er seit geraumer Zeit schimpflich vernachlässigt. Zunächst hatten ihn seine wilden Belustigungen von ihr entfernt, später hatte ihn ein Rest von Scham zurückgehalten, vor ihrem vergrämten Antlitz zu erscheinen. Nun trieb ihn die Not in ihre Nähe.

Als Naïmeh ihren Sohn erblickte, war sie so tief bekümmert ob seines elenden Aussehens, daß sie darüber seine zahllosen Vergehen vergaß und nur liebende Worte der Sorge für ihn fand. Aber sie fuhr erschreckt zusammen, als Hassan, nachdem er ihre Fragen über sein Befinden nachlässig und zerstreut beantwortet hatte, sie ohne Umschweife bat, ihm, was sie an barem Gelde besäße, anzuvertrauen. — Die Frau des reichen Hadschi Mehmed hatte niemals über bedeutende Geldmittel verfügt. Alle Ausgaben, die ihr Unterhalt erforderte, waren stets von dem im Solde ihres Gemahls stehenden Intendanten bestritten worden, und daran war auch, als Hassan die Erbschaft seines Vaters angetreten hatte, zunächst nichts geändert worden. Vor einigen Monaten jedoch war der alte Diener zu seiner Herrin gekommen, um ihr tiefbetrübt zu klagen, Hassan habe ihn plötzlich entlassen und einen neuen Hausverwalter an seine Stelle gesetzt. — Dieser hatte sich im Harem noch gar nicht blicken lassen, und da Naïmeh unangenehme Auseinandersetzungen mit ihrem Sohne vermeiden wollte und der Ansicht war, er werde rechtzeitig von selbst erkennen, was er seiner Mutter schulde, so hatte sie aus ihren eigenen Mitteln die täglichen Ausgaben des Harem bestritten. Sie waren nicht bedeutend, doch hatten sie genügt, Naïmehs geringen Vorrat an barem Gelde

so vollständig zu erschöpfen, daß sie bereits den Gedanken erwogen hatte, wie sie ihren Sohn in möglichst wenig verletzender Weise auf seine Pflichten der Mutter gegenüber aufmerksam machen könnte. Hassans plötzliches Gesuch traf sie demnach gänzlich unvorbereitet, demselben zu entsprechen.

„Du scheinst nicht zu wissen, wie ich seit dem Tode deines Vaters lebe," sagte sie, und setzte ihm sodann in wenigen Worten die hilflose Lage auseinander, in der sie sich befand.

Hassan antwortete darauf nicht. Er blickte in finsteres Schweigen versunken, vor sich hin. — Von seiner Mutter begab er sich zu zwei seiner Genossen, Ali und Mustapha, denen er bei verschiedenen Gelegenheiten, ohne irgend welche Sicherheiten zu verlangen, größere Summen Geldes geliehen hatte, die ihm noch nicht zurückbezahlt worden waren. Als er schüchtern sein Anliegen vorgebracht hatte, sie möchten ihm einen Teil ihrer Schuld zurückbezahlen, da er sich augenblicklich in Geldverlegenheit befände, wurde ihm von beiden Bescheid, der ihn ebenso erstaunte wie betrübte. Die elenden Betrüger leugneten nämlich, daß Hassan eine berechtigte Forderung an sie habe, und bezeichneten sein Anliegen als einen strafbaren Erpressungsversuch. — „Komm' mit uns vor den Kadi, wenn du im Rechte zu sein glaubst," sagten sie. „Der soll entscheiden, ob wir deine Schuldner sind. Wir erfreuen uns eines verdienten guten Rufes, und wir sind wohlhabende Leute und schulden niemand einen Para, während es stadtbekannt ist, daß du die ehrlich erworbene Habe deines Herrn Vaters in leichtfertiger Weise vergeudet hast und ein Bettler bist."

Hassan fühlte heißen Zorn in sich aufflammen, aber er unterdrückte seine innere Erregung, da er einsah, daß er den Ungerechten gegenüber, die ihn bestohlen hatten und vor keiner falschen Aussage zurückschrecken würden, machtlos war. Er warf ihnen einen Blick der Verachtung zu und entfernte sich, ohne weiter ein Wort gesprochen zu haben. Der Verlust des Geldes, auf das er gerechnet hatte, schmerzte ihn, aber noch peinlicher empfand er die Erniedrigung, mit Gesindel wie Ali und Mustapha jahrelang freundschaftlich verkehrt zu haben.

Er setzte sich an jenem Abend wieder mit seiner Mutter zu Tische. Es war das erste Mal seit geraumer Zeit, und die gute Frau, uneingedenk der bitteren Vernachlässigung, unter der er sie hatte leiden lassen, breitete wohlschmeckende Leckerbissen vor ihm aus; aber Hassan konnte die Speisen kaum anrühren. Es war ihm, als seien ihm Brust und Magen zugeschnürt, und elend an Körper und Geist warf er sich auf sein Lager, wo er aber keine Ruhe fand. Er konnte die Gedanken nicht von dem Bilde seines sterbenden Vaters losreißen, und er vernahm dessen letzte Worte so deutlich, als würden sie neben ihm laut gesprochen: ‚Wenn du weiterschreitest auf den Irrwegen, die du eingeschlagen hast, dann wünsche ich, du mögest schnell sterben, um einem langen Elend zu entgehen. Dann suche den Tod: nimm einen Strick und erhänge dich an dem alten Feigenbaum im Garten, hinter dem Konak.‘

Als der Morgen graute, schlich sich Hassan in den Garten. Er hielt in der Hand einen kurzen festen Strick und näherte sich lebensüberdrüssig dem Feigenbaum, an

dem er ſterben wollte. — Die Stadt ſchlief noch. Im Garten herrſchte kalte, feuchte Dämmerung — Haſſan warf den Strick über einen ſtarken Aſt, der ihm entgegenſtrebte, und befeſtigte ihn ſorgfältig; darauf, um jede Überraſchung zu vermeiden, die ſeinen Tod hätte vereiteln können, durchſuchte er mit den Augen alle Gänge des Gartens und überzeugte ſich, daß er dort allein ſei, endlich zog er mit einem heftigen Ruck an der Schlinge, in die er im nächſten Augenblick ſeinen Hals ſtecken wollte, um zu erproben, ob der Aſt das Gewicht ſeines ſchweren, ſchwingenden Körpers würde tragen können. — Aber der Aſt brach ſogleich ab, ſo daß Haſſan damit zu Boden ſtürzte. Als er ſich erſchreckt wieder erhoben hatte, blickte ſein Auge verwundert in eine dunkle Öffnung, die der abgeſägte Aſt verſtopft und verborgen hatte. Er trat auf die Bank und griff in das Loch, aus dem ſeine ſuchende Hand alsbald zwei ſchwere, mit Geld gefüllte Säcke hervorzog. — Nun erkannte Haſſan die ſorgende und kluge Güte ſeines Vaters in ihrem ganzen Umfange. Der Hadſchi hatte ſeinem Sohne ermöglichen wollen, ein neues Leben anzufangen, nachdem er mit dem alten vollſtändig abgeſchloſſen haben würde. Haſſan wandte ſich mit inbrünſtigem Gebet gen Oſten und dankte Allah dafür. Er gelobte in dem Augenblicke feſt und heilig, nicht wieder in die Fehler zu verfallen, die ihn dem Untergange auf Haaresbreite nahe gebracht hatten. Sollte er es thun, ſo möchte ihm der Himmel das Teuerſte nehmen, was er auf Erden beſäße, und er wolle nicht darüber klagen und nie wieder froh werden.

Der verſtorbene Hadſchi Mehmed hatte Haſſan in die

Geschäfte, die er betrieb, und denen er sowohl wie sein Vater ihren ehrsam erworbenen Reichtum verdankten, gründlich eingeweiht, denn er hatte gewünscht, sein Sohn möge ihm in der Leitung derselben einstmals folgen. Hassan erinnerte sich nun der erworbenen Kenntnisse und der väterlichen Lehren und machte sich unverzüglich daran, beide zu verwerten. Er hinterlegte einen Teil seines Vermögens zur Verfügung seiner Mutter bei einem zuverlässigen Sarraf (Bankier), um alle Sorgen für ihren Unterhalt von ihr fern zu halten, und schiffte sich mit dem Reste seiner Habe auf einem Fahrzeuge ein, das am nächsten Tage zur Reise nach Trapezunt in See stechen sollte.

Hassan hatte niemand, selbst seiner Mutter nicht, anvertraut, auf welche Weise er in den Besitz eines neuen Vermögens gelangt war, aber es war ruchbar geworden, daß er seine sämtlichen Schulden bezahlt habe und sich nach Trapezunt begebe, um dort neue Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Es war anzunehmen, daß er zu dem Behuf die Reise, mit großen Geldmitteln ausgestattet, unternahm. Dies erfuhren die Bösewichte Ali und Mustapha und bauten darauf einen Plan, um sich des Geldes, das Hassan mit sich führen würde, zu bemächtigen.

Hassan war nicht wenig erstaunt, als er, sobald das Schiff die Anker gelichtet hatte, seine ehemaligen Freunde auf dem Deck erscheinen sah. Sie begrüßten ihn unbefangen, als sei das gute Einverständnis zwischen ihnen nie getrübt worden, und Ali begann sogleich mit lächelndem Munde zu sprechen:

„Nun Hassan, geliebter Freund, ist diese Reise nach

Trapezunt ein neuer Scherz, um dir auf leichte Weise Geld zu verschaffen, oder handelt es sich diesmal um etwas Ernstes? Mustapha und ich haben herzlich über deinen letzten Besuch bei uns gelacht. Du bist in der That ein vollendeter Schauspieler. Du sprachst so ernst und eindringlich von deiner angeblichen Geldnot, daß ich beinah geneigt war, daran zu glauben, bis mich ein Blick und ein Lächeln Mustaphas eines besseren belehrten. Gestehe, großer Künstler, daß auch wir in den Geist der Rollen, die wir vor dir spielten, gut eingedrungen waren, und du, wenigstens eine Zeitlang, nicht gewußt hast, ob wir scherzten oder im Ernst waren."

„Ich verachte euch," sagte Hassan finsterer Miene. „Hebt euch von mir. Ich will nichts mit euch zu schaffen haben."

Da brachen Ali und Mustapha verabredetermaßen, in lautes Lachen aus und riefen: „Köstlich! köstlich!" aber gleichzeitig zog ein jeder von ihnen einen Beutel mit Geld aus der Tasche, den er Hassan überreichte, wobei Ali, für sich und seinen Genossen sprechend sagte: „Man kann die Kunst nicht weiter treiben, als du es thust. Aber für den Augenblick sei es des Scherzes genug: wir wollen ernsthaft sprechen, da es sich um Geschäfte handelt. Hier ist das Geld, das wir dir schuldeten: empfange es mit dem innigen Danke zurück, zu dem uns deine großherzige Freundlichkeit verpflichtet hat. Wir waren auf dem Wege, dir vor unserer, seit längerer Zeit geplanten Reise nach Trapezunt, das Geld in deinen Konak zu bringen, als wir erfuhren, wir würden dich zum Reisegefährten haben. Wir segneten diesen für uns

ſo glücklichen Zufall und beſchloſſen, hier an Bord mit dir abzurechnen, da wir annahmen, du könnteſt in Trapezunt nützlichere Verwendung für das Geld haben als in Stambul. — Und nun, geliebter Freund, beſtimme ſelbſt, ob wir fortfahren ſollen, uns gleich ehrbaren Geſchäftsleuten ernſthaft zu unterhalten, oder ob du vorziehſt, daß wir zu unſerer gegenſeitigen Beluſtigung wieder anfangen, vor einander Komödie zu ſpielen."

Haſſan wußte zunächſt nicht, was er auf dieſe Anrede erwidern ſollte; aber Ali und Muſtapha, abgeſeimte Dalkäuk, ſprachen ſo eindringlich auf ihn ein, daß ſie Haſſan, der kein grober Lügner und nicht imſtande war, ein fein geſponnenes Lügengewebe zu durchſchauen, ſchließlich davon überzeugten, ſie hätten den Schritt, den er bei ihnen gethan, als einen übermütigen Scherz betrachtet, auf den ſie geantwortet, indem ſie ihren Gläubiger mit ſeiner Forderung an den Kadi verwieſen hatten.

Das Schiff war genötigt im Schwarzen Meer gegen ſtarke öſtliche Winde zu kreuzen und langte erſt nach beſchwerlicher und verhältnismäßig langer Fahrt auf der Höhe von Trapezunt an, deſſen Leuchtturm der Kapitän endlich während einer dunklen Nacht erblickte, und auf den er ſeine Fahrgäſte mit dem Bemerken aufmerkſam machte, er hoffe, wenn das Wetter nicht umſchlüge, im Laufe des nächſten Vormittags im Hafen von Trapezunt vor Anker gehen zu können.

Ali und Muſtapha hatten nur auf dieſe Mitteilung gewartet, um den verbrecheriſchen Plan, den ſie gegen das Leben und Gut Haſſans geſchmiedet, zur Ausführung zu bringen. Sie hatten es verſtanden, ſich während der

Fahrt wieder vollständig in das Vertrauen des harmlosen jungen Mannes einzuschmeicheln, und die drei nahmen ihre Mahlzeiten gemeinschaftlich ein. Gewöhnlich ging es dabei sehr heiter zu. Dies war besonders am Vorabend der Ankunft in Trapezunt der Fall, und Hassan fühlte sich nicht mehr ganz Herr seiner Sinne, als man den Kaffee auftrug, und die Tschibuck angezündet wurden.

„Der Kaffee ist schlecht," sagte er und setzte die Schale, die er soeben zum Munde geführt und halb geleert hatte, wieder auf den Tisch.

„Deine Zunge ist schlecht," erwiderte Mustapha lächelnd. „Der Kaffee ist gut, — möge er dir wohl bekommen."

Hassan blickte mit weitgeöffneten Augen blöde vor sich hin, sog bedächtig an der Bernsteinspitze seines Tschibuck, schloß langsam die Augen, um sie sogleich wieder mühsam aufzureißen, und senkte die Lider bald von neuem, ohne sie wieder öffnen zu können. Das Pfeifenrohr entglitt seiner Hand, das Kinn senkte sich auf die Brust — er war eingeschlafen.

Ali und Mustapha blickten sich verständnisvoll an; dann ergriffen sie den Betäubten an Kopf und Füßen und schleppten ihn in seine, in der Nähe der zum Verdeck führenden Treppe gelegene dunkle Kajüte, wo sie ihn auf das Bett warfen. Sodann klommen sie auf das Verdeck, wechselten einige geheimnisvolle Worte mit dem Mann am Steuer und zogen sich in die von ihnen gemeinsam bewohnte Kajüte zurück.

Am nächsten Morgen, bald nach Sonnenaufgang, erblickten Fischer, die in der Nähe des Hafens von Trapezunt

ihre Netze ausgeworfen hatten, einen Menschen, der, ein langes Stück Holz unter den Armen, das ihm vom Schicksal zugeführt worden war, auf der leicht bewegten See trieb. Sie näherten sich ihm schleunigst, zogen den schon Halbtoten in ihr Boot und bemühten sich, ihn wieder zum Bewußtsein zurückzurufen, was ihnen auch endlich gelang. Nachdem sie die Pflichten der Menschlichkeit freudig erfüllt hatten, mußten die armen Leute jedoch wieder an ihr eignes Wohl denken: sie konnten nicht sogleich nach dem Hafen zurückkehren, sondern mußten zunächst darauf bedacht sein, die von ihnen ausgeworfenen Netze wieder einzuziehen. Darüber vergingen mehrere Stunden, und da sich der Wind inzwischen gedreht hatte und vom Lande wehte, so langte das Boot erst zu später Stunde in Trapezunt an. Die Fischer führten dort Hassan in ihre Hütte, labten ihn mit Speise und Trank und wiesen ihm sodann ein warmes Lager an, auf dem er sich zur Ruhe ausstrecken sollte. Sie thaten dies gern, denn die Schönheit des bleichen Fremden, seine weiche Stimme, sein Unglück, und daß sie seine Lebensretter gewesen waren, erfüllten die rauhen Männer mit innigem Mitleid. Aber Hassan glaubte seinen Gastfreunden einige Aufklärung schuldig zu sein und erzählte ihnen, daß er von den Missethätern Ali und Mustapha, die nach dem Gelde, das er mit sich geführt, getrachtet hätten, durch einen Schlaftrunk betäubt worden sei. Was später geschehen wäre, könne er nur vermuten, denn er sei erst im Meer wieder zum Bewußtsein gelangt. Des Schwimmens kundig, habe er in der Dunkelheit lange Zeit, so dünke ihm, mit den Wellen gekämpft, bis er bei Tagesgrauen

eine Stange Holzes erblickt, die in seiner unmittelbaren Nähe auf dem Wasser geschwommen habe. Das sei seine Rettung gewesen, denn ohne die ihm von Allah gesandte Hilfe hätte er jämmerlich ertrinken müssen, da er bereits vollständig erschöpft gewesen, als es ihm gelungen wäre, die Stange zu ergreifen und unter seine Armhöhlen zu schieben. Nächst Gott schulde er aber den Fischern sein Leben, und er hoffe, es werde ihm vergönnt sein, ihnen seinen Dank eines Tages noch anders als nur durch Worte auszudrücken.

Am nächsten Morgen begab sich Hassan von den Fischern begleitet zum Kadi, dem er seine Klage gegen Ali und Mustapha wegen begangenen Diebstahls und versuchten Mordes vortrug. — Darauf entsandte der Kadi zwei Koldschi — bewaffnete Zollwächter — an Bord des Schiffes, mit dem Ali und Mustapha in Trapezunt angekommen sein mußten, um diese zu verhaften; aber sie waren bereits entflohen. Der Kapitän sagte aus, sie hätten sich, unmittelbar nachdem das Schiff vor Anker gegangen wäre, an Land begeben und seitdem nicht wieder sehen lassen. Hassans Verschwinden hätte er nicht sogleich bemerkt, da es nach der Ankunft in Trapezunt seine erste Sorge hätte sein müssen, sich mit der Hafenpolizei und der Zollbehörde in die vorgeschriebenen Verbindungen zu setzen. Als er später Hassans Kajüte leer gefunden, hätte er angenommen, dieser habe sich ebenfalls an Land begeben, werde aber zweifelsohne noch einmal an Bord zurückkehren, um seine dort zurückgelassenen Kleidungsstücke abzuholen. — Die Kajüte wurde sorgfältig durchsucht; — aber die große Summe baren Geldes, die sich nach

Haſſans Ausſagen noch am Vorabend der Ankunft in Trapezunt darin befunden hatte, war verſchwunden. Alle ferneren vom Kadi angeordneten Nachforſchungen nach Ali und Muſtapha blieben erfolglos. — Darauf übergab der Richter dem Beraubten ein amtliches Schriftſtück, wonach aus den Ausſagen glaubwürdiger Zeugen hervorginge, daß Ali und Muſtapha den Kaufmann Haſſan beſtohlen und ihn zu ermorden verſucht hätten. Es bliebe den Behörden, die der Miſſethäter habhaft werden könnten, überlaſſen, ſie dafür in Strafe zu ziehen und dem Beraubten wieder zu ſeinem Eigentum zu verhelfen.

Haſſan verkaufte die Kleidungsſtücke, die ſich noch in ſeiner Kajüte vorgefunden hatten — aber er erzielte damit nur einen geringen Erlös, denn das, was er an Koſtbarkeiten mit an Bord gebracht hatte, war in die Hände der Räuber gefallen und von ihnen fortgeſchleppt worden. Seine neuen Freunde, die armen Fiſcher, ſagten ihm, er ſolle ſich keine Sorgen machen, er würde ſicherlich alsbald lohnende Beſchäftigung finden und könnte einſtweilen ihr Leben teilen, wenn es ihm nicht zu armſelig erſcheine; — aber Haſſan erkannte, daß die Leute kaum für ſich ſelbſt genug zum Leben verdienten, und er wollte den kleinen Anteil am täglichen Verdienſt, der einem jeden von ihnen zukam, nicht noch verringern. Deshalb bat er nur um die Erlaubnis, des Nachts unter dem Dache ihrer Hütte ruhen zu dürfen, und ſtreifte während des Tages in den Straßen von Trapezunt umher, in der Hoffnung, irgend eine Gelegenheit zu finden, die geringfügige Summe zu verdienen, die zu ſeinem Leibesbedarf nötig war. Eine ſolche Gelegenheit bot ſich aber während

geraumer Zeit nicht dar, und der Tag kam, wo Hassan seinen letzten Para ausgeben mußte, um sich ein Stück Brot und einige Früchte zu kaufen. Als er dies verzehrt hatte, begab er sich in die Hütte, die er bewohnte, und sagte seinen Freunden:

„Gebt mir einen Rat, was ich thun kann, um mein Leben zu fristen; von eurer Güte, so freundlich ihr sie auch anbietet, mag ich nicht leben; lieber würde ich den Tod suchen."

Darauf erwiderte der Älteste der Familie, ein graubärtiger Mann: „Du stehst hier allein, keine Bande halten dich in Trapezunt zurück. — Warum verdingst du dich nicht als Matrose? Das Leben ist hart aber nicht härter, als wir es führen."

„Ja, warum verdingst du dich nicht als Matrose?" wiederholten die anderen.

„Das würde ich gern thun," antwortete Hassan, „aber welcher Kapitän würde mich anwerben, da ich der Schiffahrt unkundig bin?"

„Ich werde dir Arbeit finden," sagte der Alte. „Ich habe viele Freunde unter den Schiffern, die nach Trapezunt kommen."

Es gelang ihm in der That, seinen Gast schon am nächsten Tage auf einem Schiffe unterzubringen, das nach der Krim absegeln wollte, und Hassan begab sich alsbald an Bord desselben, nachdem er sich von seinen gutmütigen Wirten herzlich verabschiedet hatte. „Allah wird dich behüten," sagte ihm der Alte, nachdem er Hassan seinem neuen Herrn, dem Kapitän, überliefert hatte. „Er hat

ſicherlich Beſonderes mit dir vor, da er dich ſo ungewöhnlich ſchön gemacht hat.“

Nach kurzer Überfahrt langte Haſſan in der Krim an, wo er vom Kapitän mit geringer Löhnung entlaſſen wurde. Er trug jetzt grobe, ſeiner niedrigen Stellung angemeſſene Kleidung, aber die Schönheit ſeines Antlitzes und ſeiner Geſtalt erſchien darunter um ſo auffallender. Noch ehe er den Hafendamm verlaſſen hatte, auf dem er, unſchlüſſig, was er demnächſt vornehmen ſolle, ſtehen geblieben war, trat ein alter Mann auf ihn zu, der ihn freundlich begrüßte und anredete:

„Du ſcheinſt ein Fremdling zu ſein. Glaubſt du, daß meine Erfahrung dir nützen könnte, ſo ſprich.“

„Ich bin hier ſo fremd, daß ich nicht weiß, wohin ich meine Schritte wenden ſoll, und ich bin ſo arm, daß ich nicht weiß, wovon ich leben werde.“

Darauf ſagte der alte Mann: „Ich bin Oberaufſeher im Schloßgarten des gewaltigen Chan der Krim. Es ſtehen viele Leute unter meinem Befehl. Wenn dir die Arbeit, die ich dir anvertrauen will, und der Lohn, den ich dir für deine Mühen geben kann, nicht zu gering erſcheinen, ſo will ich dich in meine Dienſte nehmen.“

Dazu gab Haſſan mit innigem Dank ſeine Zuſtimmung und folgte darauf dem Oberaufſeher in den Palaſt des Chan, wo ihm alsbald ein einfaches aber reichliches Mahl vorgeſetzt und ihm bequeme Gelegenheit geboten wurde, ſich von der Unbill der Fahrt auf einem kleinen, unreinlichen Schiff zu erholen. Als er ſich einige Stunden ſpäter in dem kleidſamen Anzuge eines fürſtlichen Gärtnerburſchen bei dem Oberaufſeher wieder vorſtellte, um ſich

von diesem die Dienste anweisen zu lassen, die er zu verrichten haben würde, da erstaunte der alte Mann ob der Schönheit des neuen Dieners und sagte:

„Du scheinst von hoher Abkunft. — Wie heißt du? Woher kommst du?“

„Ich heiße Hassan und bin der Sohn des Hadschi Mehemed aus Stambul, der vor vier Jahren gestorben ist. Große Unglücksfälle, die ich zum Teil selbst verschuldet habe, haben mich zu dem gemacht, was ich heute bin.“

„Möge Allah dich vor größerem Unglück bewahren,“ sagte der Oberaufseher, und nachdem er hinzugefügt hatte, Hassans Dienst würde zunächst darin bestehen, mit anderen Arbeitern, zu denen er sich sogleich gesellen sollte, die Gänge und Alleen des fürstlichen Parks und des Haremgartens sauber zu halten, ging er seiner Wege.

Hassan wurde von seinen neuen Arbeitsgenossen freundlich aufgenommen und machte sich unter ihrer Anleitung bald mit den einfachen Pflichten seines Dienstes vertraut.

Eines Morgens, nachdem er bereits mehrere Stunden lang damit beschäftigt gewesen war, eine Allee des Haremgartens sorgfältigst zu säubern, weil man ihm bedeutet hatte, daß Eßma Sultana, die einzige, heißgeliebte Tochter des Chan, sich dort zu ergehen pflegte — überfiel Hassan große Müdigkeit, und er ließ sich unter einem Baum nieder, um auszuruhen. Dort, im Schatten herrschte köstliche Kühle, und ehe er es sich versehen konnte, war er fest eingeschlafen.. — Wie im Traum vernahm er einen langgezogenen, lauten Schrei. Halbbewußt verstand er unklar, daß dieser

Schrei das Nahen des Harem verkünde, und daß er sich bei Todesstrafe schleunigst zu entfernen habe; aber die Lider lagen wie Blei auf seinen Augen, und er konnte sie nicht öffnen. Ein zweiter, durchdringender Schrei, unmittelbar in seiner Nähe ausgestoßen, erweckte ihn jedoch aus seinem tiefen Schlaf, und er fuhr erschreckt in die Höhe. — Da erblickte er, zwei Schritte vor sich, eine weibliche Gestalt, ein reizendes junges Wesen, das ihn mit erstaunten, weitgeöffneten Augen anstarrte und unbeweglich vor ihm stehen blieb. — Hassan wollte gesenkten Hauptes davoneilen, aber in demselben Augenblick füllte sich der Weg vor ihm mit lichten, jungen Gestalten, die ihm lachend und jauchzend ihre zarten Händchen entgegenhielten und ihn bedeuteten, keinen Schritt weiter zu gehen.

„Du bist unser Gefangener," rief eine helle Stimme. „Versuche nicht zu entfliehen!"

Hassan stand ratlos da und wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen. Undeutlich vernahm er leises, von Kichern und silbernem Lachen unterbrochenes Flüstern. Dann wurde es einen Augenblick still, und gleich darauf erklang in seiner nächsten Nähe eine weiche, süße Stimme:

„Du bist Hassan aus Stambul . . . Ist dem so?"

Hassan schwieg.

„Hast du Furcht vor kleinen Mädchen, du starker, großer Mann? Antworte mir!"

Hassan schüttelte das blonde Haupt, aber seine Augen blieben auf den Boden geheftet.

„Wenn du nicht mit uns sprechen willst, so würdige uns wenigstens eines Blickes. Erhebe die Augen. Ich befehle es dir!"

Ganz langsam schlug Hassan die Augen auf. Da sah er vor sich zwei Füßchen, schmal und klein wie die eines Kindes, zarte, in leichtes, gelbseidenes Gewand gehüllte, schlanke Gliedmaßen eines jungfräulichen Körpers und darüber ein weißes, von rabenschwarzem Haar eingerahmtes Antlitz von wunderbarer Schönheit, mit feinen roten Lippen und großen, dunklen, tiefen Augen. Wie erschreckt wich er vor der erstaunlichen Schönheit der Erscheinung einen Schritt zurück.

„Nun," fuhr die süße Stimme fort, „ist es so schrecklich, uns anzusehen? Gefallen wir dir nicht? Gefällt dir keine von uns? — Schau! Dies ist die Eßma Sultana, die erlauchte Tochter des erhabenen Chan." Die Sprecherin wies auf eine der Anwesenden, wohl die älteste der jungen Gesellschaft, die im Gegensatz zu den anderen ein dunkles Gewand trug. „Gefällt sie dir, die Sultana? Sag' es ihr nur. Es wird sie freuen, es von dir zu hören .... Oder gefällt dir ihre Nachbarin besser? .. Oder diese? .. Oder jene?" Sie bezeichnete, indem sie so sprach, verschiedene der jungen Mädchen, die Hassan im Kreise umstanden und ihn schelmisch anlächelten. — „Du antwortest nicht? Keine von ihnen könntest du lieben? So triff doch eine Wahl, du mürrischer Mann ... Oder wäre es möglich, daß du an der ärmsten Sklavin des Harem, an mir, Wohlgefallen gefunden hättest? .. Sprich!"

„Dich liebe ich!" sagte Hassan kaum vernehmbar.

Da erscholl lauter Jubel von allen Seiten: „Hassan findet keinen Gefallen an Eßma Sultana; er will keine von uns lieben, der kleinsten Sklavin, der häßlichen Mach, hat er sein Herz geschenkt. Nun er gesprochen hat, wird

er uns folgen. Er darf seine geliebte Mach nicht verlassen"

Diese, die arme schöne Mach, allein unter all ihren Gefährten, war plötzlich still und ernst geworden und schritt, die Augen niedergeschlagen, neben Hassan einher, der von den anderen Mädchen mit lieblicher Gewalt in den Harem gezogen wurde. — Wohl wußte er, daß er sich dem Tode aussetzte, indem er die Frauengemächer des Chan betrat, aber die Schönheit Machs übte unwiderstehliche Gewalt auf ihn aus, und er konnte nicht anders als ihrem Winke folgen.

Hassan verblieb mehrere Stunden im Harem. — Die schönen Mädchen wetteiferten, ihn zu bedienen und zu erfreuen und vergnügten sich augenscheinlich an seiner unbeholfenen Schüchternheit. Nur zwei aus der fröhlichen Gesellschaft bewahrten eine ernstere Haltung: die schöne Mach, die Hassan gegenüber saß, die Augen zu Boden geschlagen hielt und schwieg, und die angebliche Tochter des Chan, Eßma Sultana. — Diese näherte sich nach einiger Zeit Hassan und sagte ihm leise und bedeutsam: „Der Scherz jener Kinder wird dich nicht getäuscht haben. Ich selbst bin Mach, die Amme der Sultana, und die, der du zu sagen gewagt hast, daß du sie liebst, ist Eßma, die Tochter des gewaltigen Chan der Krim. Wahre deine Augen und wahre deine Zunge, damit ihr und dir kein Leid geschehe."

Hassan verneigte sich und fragte leise zurück: „Lehre mich, wie ich mich unbemerkt entfernen kann. Ich kann mich des Aufenthaltes hier nicht freuen, wenn ich daran denken muß, daß er eine Gefahr für die Sultana ist."

„Folge mir," entgegnete die wirkliche Mach; „bevor du dich jedoch entfernſt, ſei dir geſtattet, dich von der Sultana zu verabſchieden."

Haſſan erhob ſich ſogleich. Die lachenden Mädchen wurden plötzlich ſtill. Er verneigte ſich ehrfurchtsvoll vor der Prinzeſſin, und da erhob ſie die Lider, und die Augen der beiden ſchönen Menſchenkinder begegneten ſich in einem langen Blick voll ſehnſüchtigen Verlangens und Traurigkeit. — Darauf führte die Amme den verwirrten Haſſan, der kaum begriff, was ihm geſchehen war, durch einen langen unterirdiſchen Gang, der in verborgener Weiſe in einem vom Harem entfernten Gartenhäuschen mündete, ins Freie. —

Während der nächſten Wochen hatte Haſſan noch viermal das Glück, in der obenbeſchriebenen Weiſe mit der Sultana zuſammenzutreffen. Er erwartete ſie täglich an derſelben Stelle, wo er ſie zum erſtenmale geſehen hatte, und von dort wurde er von Mach abgeholt und durch den geheimen unterirdiſchen Gang in den Harem geführt. — Die Amme ſchien mit dem, was geſchah, und wozu ſie ſelbſt die Hand reichte, nicht einverſtanden, denn ſie ſah unruhig und traurig aus: niemals richtete ſie einen Gruß oder ein freundliches Wort an Haſſan. Er glaubte zu verſtehen, daß ſie nur widerſtrebend den Bitten und Befehlen ihrer geliebten Herrin gehorchte, und ſeine Liebe für dieſe ſteigerte ſich in unbeſchreiblicher Weiſe. Er dachte Tag und Nacht an Eßma, er vergaß darüber Eſſen und Trinken und vernachläſſigte ſeine Arbeit; — der Gedanke, daß der arme Gärtnerburſche niemals der Gatte der erlauchten Sultana werden könnte, bekümmerte ihn nicht, denn er

stieg nicht in ihm auf. Er hatte überhaupt verlernt, vernünftig zu denken: sein ganzes Sein war nur noch ein träumerisches süßes Empfinden, Eßma lieben zu dürfen. — Diese sprach niemals zu ihm. Sie saß ihm gegenüber, während ihre Gespielinnen lachten, sangen und tanzten, und er vernahm das goldene Wunder ihrer Stimme nur, wenn sie dieser oder jener einige freundliche Worte zurief. Aber wenn Hassan in das Gemach trat, in dem Eßma ihn erwartete, so begrüßte ihn ein langer Blick ihrer tiefen Augen, und es war ihm erlaubt, ein zweites Mal darein zu schauen, wenn er sich auf einen Wink der Amme stumm von der Sultana verabschiedete.

Plötzlich wurden die Zusammenkünfte abgebrochen. Hassan irrte wie ein unruhiger Geist im Garten einher. Mach ließ sich nicht wieder blicken, und der stille weiße Harem lag mit seinen vergitterten Fenstern wie ausgestorben inmitten des verödeten Gartens. — Schreckliche Gedanken tauchten in Hassan auf und brachten ihn der Verzweiflung nahe: Eßma war seiner müde geworden und warf ihn fort, wie ein Spielzeug, das seine Dienste gethan hat. Da erkannte Hassan die Thorheit seiner Liebe zu einer Fürstentochter, und er wünschte sich den Tod.

Eines Morgens erzählte ein Gärtner, dessen Frau im Harem als Wäscherin angestellt war, Eßma Sultana sei plötzlich gefährlich erkrankt, und am nächsten Tage verbreitete sich im ganzen Palast die Kunde, die Tochter des Chan sei gestorben.

Als Hassan das vernahm, stieß er einen rauhen Schrei aus und lief, leise wimmernd, das Haupt gebeugt,

von dannen. Seine Gefährten sahen ihm verwundert nach. Sie meinten, ihr armer stiller Kamerad, dessen Benehmen schon seit einiger Zeit absonderlich gewesen war, sei plötzlich wahnsinnig geworden.

Hassan entfernte sich von der Stätte, seines kurzen Glücks und schweren Unglücks, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, ohne sich aufzuhalten, bis unwiderstehliche Mattigkeit ihn bei sinkender Sonne unter einen Baum, der an der Landstraße stand, zu Boden warf. Dort verfiel er in einen todähnlichen Schlaf, aus dem er erst am nächsten Morgen wieder erwachte. Ein Derwisch stand vor ihm. — Er hatte sich breitbeinig auf seinen Tebeer — das kleine Beil an langem Stabe — gestützt und schien den Schlafenden schon seit einiger Zeit betrachtet zu haben.

„Woher kommst du, mein Sohn?“ fragte der Derwisch.

„Aus dem Palaste des Tatar-Chan.“

„Wohin gehst du?“

„Ich weiß es nicht.“

„Bist du auf der Flucht?“

„Ich habe nichts Strafwürdiges begangen und werde nicht verfolgt; aber ich fliehe, weil ich unglücklich bin.“

„Das Unglück wird dich begleiten, wohin du auch gehen mögest, wenn du nicht die Kraft besitzest, es von dir zu werfen.“

„Wie könnte ich es von mir werfen, da es sich an mein Herz geklammert hat, so daß ich nur aufhören kann, unglücklich zu sein, wenn ich aufhöre zu leben? — Ich möchte, ich wäre tot!“

Der Derwisch lächelte: „Bald wird die Zeit kommen

da du anders fühlst und den Tod fürchten wirst.“ Er dachte eine kleine Weile nach. Dann fuhr er fort: „Hast du ein Handwerk gelernt?“

„Nein.“

„Ich bin ein alter Mann. Höre, was ich dir sage. — Auch ich bin unglücklich gewesen, als ich jung war, weil ich damals vieles besaß, was mir lieb war, und was ich verloren habe, und vieles begehrte, was ich nicht erreichen konnte. — Jetzt, da ich nichts besitze und nichts begehre, bin ich glücklich. — Danke Allah, der dir, dem Jüngling, durch den Mund seines Knechtes, des Hadschi Abdullah, alte Weisheit spendet. — Folge mir. Sei mein Gefährte. Ich werde dich türkische, arabische, persische und tatarische Gedichte lehren, die dich ergötzen und diejenigen, denen du sie später vorträgst, erfreuen werden. — Sei klug und nimm meinen Vorschlag an. Du wirst glücklich werden.“

Hassan maß diesem Versprechen neuen und dauernden Glücks keinen Glauben bei; aber ihm war alles gleich, und so nahm er, um den gutmütigen Derwisch nicht zu kränken, dessen Vorschlag an. — Darauf irrten die beiden planlos durch das Land, rastend, wenn sie müde waren, und allerorten gastfreundlicher Aufnahme sicher. Der alte Derwisch hatte seinem jungen Gefährten eine hohe Derwischmütze, die hölzerne Schale, die zum Entgegennehmen der wohlthätigen Gaben der Gläubigen dient, und den langen Wanderstab mit dem Beile angeschafft, und da Hassan gesenkten Hauptes, traurigen Blickes neben dem Alten einherschritt und auf alle Freuden des Lebens verzichtete, so erschienen die beiden als besonders fromme Männer;

Gaben aller Art flossen ihnen in reichlichem Maße zu. Der Hadschi Abdullah erblickte darin den Lohn der von ihm an Hassan geübten Barmherzigkeit und wurde nicht müde, das glückliche Los eines Bettelderwisch zu preisen. Aber Hassan zeigte dafür kein Verständnis, und finster in sich gekehrt, schritt er stumm neben dem vergnüglich schwatzenden Mönch einher.

Nach langer Wanderung erreichten die beiden die alte Stadt Kastamuni.

„Wir wollen uns hier einige Tage aufhalten," sagte Abdullah. „In dem hiesigen Kloster leben mehrere meiner Freunde, die ich seit Jahren nicht gesehen habe und begrüßen möchte. Geh du inzwischen allein deiner Wege. Es wird dir bei dem frommen Sinn der Einwohner dieser ehrwürdigen Stadt nicht schwer fallen, die Bedürfnisse deines Leibes in reichlichem Maße zu befriedigen. Solltest du jedoch meiner benötigen, so suche mich in meinem Kloster auf: man wird dir dort immer sagen können, wo ich zu finden bin."

Eines Tages, als Hassan müden Schrittes durch eine entlegene, menschenleere Straße von Kastamuni zog, vernahm er eine Stimme, bei deren geliebtem Klang ihm das Herz stockte:

„Hassan! Hassan!"

Er wandte sich um. — Dicht neben ihm hielt eine Haremskutsche, in der zwei verschleierte Frauen saßen. Hassan erkannte auf der Stelle Eßma und Mach, und seine Freude war so groß, daß die Sinne ihm beinah schwanden. Er schwankte und mußte sich auf den Tebeer stützen, um nicht zu fallen. „O Eßma Sultana", murmelte

er endlich. „Welches Glück, Euch noch unter den Lebenden zu wissen.“

„Auch ich freue mich des Wiedersehens,“ sagte Eßma leise und innig. — Sie blickte Hassan eine Weile stumm an, denn ihre Gefühle überwältigten sie; dann fuhr sie ruhiger fort: „Das Haus, vor dem Ihr steht, gehört mir, doch es ist besser, daß Ihr es nicht gleichzeitig mit mir betretet. Sucht mich morgen in der Frühe auf. Aber kommt nicht im Anzuge eines Derwisch, der Euch entstellt und mich befremdet.“

Hassan begab sich eiligst in das von Abdullah bewohnte Kloster. Er ging so schnell, daß die Leute auf der Straße ihm verwundert nachblickten; er achtete dessen nicht. Der Pförtner kannte Hassan bereits, da er einige Male im Kloster gewesen war, um sich nach Abdullahs Befinden zu erkundigen. Dieser erschien alsbald in dem Saale, wo Hassan auf ihn wartete. Sein Antlitz war gerötet, und seine Augen leuchteten, als erhebe er sich von einem guten Mahle.

„Mein Herz ist froh, dich zu sehen, mein Sohn,“ sagte er, nachdem er Hassan begrüßt hatte. „Ich brauche nicht zu fragen, wie du dich befindest, denn Glück und Wohlsein leuchten aus deinen Augen.“

„Ich nähere mich Euch mit einer Bitte, Derwisch Effendi.“

„Sprich!“

„Ihr habt mir das Leben gerettet, als Ihr mich verschmachtend auf der Landstraße fandet, und Eure Barmherzigkeit und Eure Weisheit mir die Mittel und den Mut gaben, weiter zu leben.“

„Dafür hat mich Allah bereits belohnt. Er sei gepriesen!“

„Nun könnt Ihr mir mehr als mein Leben, Ihr könnt mein Glück retten.“ —

„Wie kann ich das?“

„Indem Ihr mir eine größere Summe Geld anvertraut.“

„Eine größere Summe,“ wiederholte Abdullah bedenklich. „Aber Hassan, mein Sohn, du solltest doch wissen, daß ich nur ein armer bettelnder Derwisch bin. — Doch sprich deutlicher: was verlangst du von mir?“

„Sehr viel, Derwisch Effendi! Ich gebrauche drei Goldpfund.“

Da lachte Abdullah vergnüglich. „Drei Pfund sind nicht viel, um ein verlorenes Glück zu retten,“ sagte er. Er suchte in seinem Gürtel und zog einen kleinen Beutel hervor, den er einen Augenblick in der Hand wog und dann Hassan überreichte. „Hier ist alles, was ich besitze, mein Sohn. Ich gebe es dir mit Freuden. Ich habe es lange nicht gezählt, aber es dürfte mehr als das Doppelte sein von dem, was du verlangst. — Willst du mir sagen, wozu du es gebrauchst?“

„Gestattet mir, es Euch später zu sagen, Derwisch Effendi.“

„Wie du willst, mein Sohn, Allah sei mit dir und schütze dein Vorhaben.“

Als Hassan am nächsten Tage zur bestimmten Stunde in dem Hause erschien, das ihm von Eßma Sultana bezeichnet worden war, hätte man in dem gut gekleideten,

vornehm aussehenden, schönen jungen Mann nur schwer den armen Derwisch wiedererkennen können, der sich am vorhergehenden Tage während einiger Minuten mit der Prinzessin unterhalten hatte; auch diese, die ihn, die treue Mach an ihrer Seite, empfing, war von seiner Erscheinung freudig überrascht, und nachdem sie einen kurzen Gruß mit ihm gewechselt hatte, begann sie zunächst mit jungfräulicher Schüchternheit, bald jedoch offen und frei wie folgt zu sprechen:

„Ich habe erkannt, daß Ihr mich liebt, und was ich seitdem gethan habe und Euch jetzt sagen werde, würde meiner Ehre und aller Zucht zuwider sein, könnte ich mein Benehmen nicht dadurch erklären, daß Eure Liebe und Schönheit mein Herz gewonnen haben, so daß Ihr Euch als den von mir auserkorenen Gemahl betrachten dürft."

Hassan verbeugte sich tief und dankte, indem er seine Hand an Herz, Mund und Stirn führte; aber er wagte nicht, die Sultana anzublicken, und hielt die Augen zu Boden geschlagen.

Darauf fuhr Eßma fort: „Meine Zuneigung zu Euch war bereits, bald nachdem ich Euch kennen gelernt hatte, so groß geworden, daß ich sie Mach bekannte und diese, trotz ihrer Widerrede, veranlaßte, Euch wiederholt in meinen Harem zu führen. Meine Liebe zu Euch wuchs mit jeder unserer Zusammenkünfte, und ich war deshalb bis zum Tode erschreckt, als mir der Chan, mein erlauchter Herr Vater, eines Tages die Mitteilung machte, der Zar wünsche mich mit seinem Lieblingssohn zu vermählen, und der Chan habe dazu seine Ein-

willigung gegeben. — Ich konnte meinem Vater nicht ſagen, daß ich Euch liebte und nur Euch angehören wollte; denn dadurch würde ich Euch einem matervollen Tode preisgegeben haben, und als er mich fragte, weshalb ich bleich geworden ſei, als ob die frohe Botſchaft, die er mir gebracht, mich ſchmerze, da antwortete ich nur, es beunruhige mich, in ein fremdes Land ziehen zu ſollen, und der Gedanke quäle mich, daß ich weit von der Heimat und von allen, die ich liebe, mein Leben werde beſchließen müſſen. Ich wünſchte nun, ich möchte dann bald ſterben. — Mein Vater ſchalt dies thörichte, kindiſche Worte und ging erzürnt von dannen. — Am nächſten Tage war ich krank, und während der qualvollen einſamen Stunden, die ich auf meinem Lager verbrachte, faßte ich den Entſchluß, mich dem grauſamen Schickſal, das mir bevorſtand, durch die Flucht zu entziehen. Dies teilte ich Mach mit, und als ſie mich leidend ſah und von mir vernommen hatte, daß ich mich vergiften würde, wenn ich gezwungen werden ſollte, dem Zarenſohn zu folgen, gab ſie ihre Zuſtimmung, mir zur Ausführung meines Planes behilflich zu ſein. Die Geldmittel, die ich zu ihrer Verfügung ſtellen konnte, da ich im Beſitz koſtbarer Juwelen und goldener Schmuckſachen war, geſtatteten ihr, uns zwei verwegene Männer dienſtbar zu machen, und da Mach allein das Recht hatte, ungerufen in meine Kammer zu treten, und von dieſer aus der unterirdiſche Gang zu erreichen war, der ins Freie führte, ſo konnten wir den Harem eines Abends, bald nach Sonnenuntergang unbemerkt verlaſſen, mit der Gewißheit, einen Vorſprung von wenigſtens zwölf Stunden vor unſeren etwaigen

Verfolgern zu haben. — Wir nützten diese Frist nach Möglichkeit aus, denn auch unseren zwei Begleitern war alles daran gelegen, sich schleunigst aus dem Machtgebiet des Chan zu entfernen. So gelangten wir auf klug erdachten Umwegen, die unsere Spur verwischten, noch an frühem Abend an Bord eines schnellen Schiffes, auf dem alles zur Abreise vorbereitet war, und das sogleich nach unserer Ankunft geräuschlos die Anker lichtete und still und geheimnisvoll, bei dunkler Nacht, ins Meer stach. — Als wir am nächsten Morgen auf das Deck traten, waren die Küsten der Krim längst am Horizont verschwunden, und wir steuerten, von günstigen Winden getrieben, auf öder, offener See der türkischen Küste zu. Nachdem wir endlich in Sinope ans Land gestiegen waren, wollten sich unsere Begleiter, die alles getreulich erfüllt, was sie versprochen und wofür sie sich verkauft und in ihrer Heimat ihr Leben verwirkt hatten, von mir verabschieden; aber da sie sich meines Vertrauens würdig gezeigt, so bot ich ihnen an, in meinen Diensten zu bleiben, womit sie sich einverstanden erklärten. ‚Wir sind jetzt heimatlos und ohne Sippe,‘ sagten sie. ‚Wo du weilst, da soll fortan unser Vaterland sein, und wir werden dich wie unsere Mutter ehren und lieben.‘

„Von Sinope begaben wir uns nun in langen Tagereisen nach Kastamuni, denn ich glaubte, mich im Innern des Landes sicherer vor meinem Vater verbergen zu können, als in einem Hafen, der von seinen Schiffen besucht wurde. In Kastamuni mietete ich dies Haus, in dem ich Euch, Hassan, erwarten wollte, und in das Euch nun ein glücklicher Zufall geführt hat. Meine eignen

Bemühungen, Euch wiederzufinden, waren bisher vergeblich gewesen; ich wußte durch geheime Nachforschungen, die ich in der Krim mit Hilfe meiner treuen Diener hatte anstellen lassen, daß Ihr aus dem Palaste des Chan entflohen und verschollen wäret. Man berichtete mir, Ihr seiet wahnsinnig geworden. — Nun erblicke ich Euch, gesund an Leib und Seele, vor mir, und mein Herz ist froh, wie nie zuvor . . . Ich wähne, daß unserer Vermählung kein Hindernis mehr im Wege steht, und wenn es Euch genehm ist, so begeben wir uns nach Stambul, um im Gewühl der großen Stadt den Augen der Welt zu entschwinden und ruhig unser schwer errungenes Glück zu genießen."

Es geschah, wie Eßma Sultana angeordnet hatte, und drei Monate später lebte Hassan wieder in seinem alten Konak, wo seine Mutter den verloren geglaubten Sohn und die neue schöne Schwiegertochter mit Thränen der Freude empfangen hatte.

Ein kurzes Jahr verbrachte das junge Paar in ungetrübtem Glück. Dann aber regten sich in Hassan die wilden Leidenschaften wieder, die zuerst Unglück und später glückliche Liebe zwei Jahre lang im Zaum gehalten hatten. Er begann des Abends auszugehen, dieselbe schlechte Gesellschaft aufzusuchen, die ihn schon einmal seinem Untergange nahe gebracht hatte und ihn nun wieder ins Verderben führte. Seine alte Mutter und seine schöne Frau machten ihm wiederholt Vorwürfe über seine Lebensweise. Dies berührte ihn schmerzlich, denn sein Herz war nicht verhärtet; aber seine thörichte Lust an lauten und unerlaubten Vergnügungen war stärker

als sein Hang zum Guten, und tiefer, immer tiefer versank er wieder in den Sumpf eines gottlosen Lebens.

Eines Nachts, als er in ein verrufenes Haus trat, befand er sich plötzlich vor Ali und Mustapha, den Räubern und Mördern. Sie hatten ihn tot gewähnt, auf dem Grunde des Schwarzen Meeres, in das sie ihn geworfen, und der Schreck, als sie das Opfer ihrer Habgier lebend vor sich erblickten, lähmte ihre Glieder. — Auch Hassan war erbleicht, aber von gerechtem Zorn. — Er rief den Wirt:

„Wenn diese beiden Männer," sagte er, auf Ali und Mustapha deutend, „das Haus vor meiner Rückkehr verlassen, so wirst du vor dem Kadi dafür verantwortlich sein, zwei gefährliche Räuber der Gerechtigkeit entzogen zu haben. Achte darauf, was ich, Hassan, Sohn Hadschi Mehmeds, dir gesagt habe."

Der Wirt, dessen Gewissen nicht rein war, und der tödliche Furcht vor einem Zusammentreffen mit dem Kadi hatte, antwortete unterwürfig: „Es wird geschehen, wie Ihr befohlen, Effendi!" — Darauf rief er einen starken Hamal herbei, der in dem schlechten Hause hauptsächlich angestellt war, um bei Ausbruch eines Streites zwischen Gästen gewaltthätig Ruhe und Ordnnug zu stiften, und befahl ihm, darauf zu achten, daß Ali und Mustapha das Zimmer nicht ohne Hassans Genehmigung verließen. Der riesige Hamal streckte seine furchtbaren Arme aus, so daß sie die schmale Thür versperrten und sagte finster: „Die beiden werden das Zimmer, ohne Hassans Erlaubnis, lebend nicht verlassen."

Bald darauf kam Hassan zurück, von zwei Polizei-

beamten begleitet, die Ali und Mustapha Handschellen anlegten und nach dem Gefängnis abführten. Am nächsten Tage begab sich Hassan zum Scheich-ul-Islam, dem er das vom Kadi von Trapezunt aufgesetzte Schriftstück vorlegte, welches bezeugte, daß Ali und Mustapha den Kaufmann Hassan beraubt und alles gethan hätten, um ihn zu ermorden. Der Versuch der Elenden, ihr Verbrechen zu leugnen, scheiterte kläglich, und sie wurden zu langen Jahren schweren Kerkers und zur sofortigen Rückzahlung an Hassan der diesem geraubten Geldsumme verurteilt.

Nun war Hassan nochmals ein reicher Mann. Er hätte bedenken sollen, daß das Geld, das ihm ausgezahlt wurde, die Hinterlassenschaft seines Vaters war, von diesem dazu bestimmt, den leichtsinnigen Sohn wieder zum rechtschaffenen Mann zu machen; — aber daran dachte der Verblendete nicht: er empfand nur mit großer Befriedigung, daß ihm nun wieder reichliche Mittel zur Verfügung ständen, um während geraumer Zeit all seinen unlauteren Gelüsten fröhnen zu können. — Sein Leben wurde ein abscheuliches, und es vergingen nicht selten Wochen, ohne daß er seine Mutter und seine Frau, die den Harem nicht mehr verließen, gesehen hätte.

Darüber floß ein Jahr dahin. Eßma hatte aufgehört, Hassan Vorwürfe zu machen, aber ihr Aussehen verriet deutlich, wie tief der Schmerz um den noch immer innigst Geliebten an ihr nagte.

Während einer dunklen, unfreundlichen Winternacht, zu später Stunde näherte sich Hassan seinem Konak. Er war übler Laune, denn er hatte gespielt und, wie ge-

wöhnlich, da er mit niedrigem, betrügerischem Gelichter verkehrte, verloren. Er machte sich klar, daß bei dem Leben, das er führte, sein Vermögen bald aufgezehrt sein würde und er sodann daran denken müsse, zu arbeiten und Geld zu verdienen, wenn er nicht in die beschämende Lage kommen wollte, in den Schmuckkasten seiner Gemahlin zu greifen und die darin aufbewahrten kostbaren Juwelen zu verkaufen. Zum ersten Male seit langer Zeit stellte sich vor seines Geistes Augen das Bild des unwürdigen Lebens, das er nun seit mehr als einem Jahre führte, klar und deutlich dar, aber der Gedanke, sich zu bessern, stieg nicht einmal in ihm auf, denn nur ein Leben voll unlauterer Zerstreuungen hatte in dem Augenblick noch Reiz für ihn. Vor dem stillen Glück, das er im Harem hätte finden können, schauderte ihm beinah, wenn er an die traurigen Blicke seiner Frau und seiner Mutter dachte. Er fürchtete sich davor, weil sie ihn wie stumme, schwere Anklagen trafen, und er vermied sie. — Unwirsch klopfte er an die Eingangsthür seines Konak. — Aber dahinter blieb alles ruhig. „Ich werde den Kapudschi (Pförtner) fortjagen müssen, obgleich er ein besonderer Günstling Eßmas ist," sagte er vor sich hin, und er klopfte ein zweites und ein drittes Mal laut und lange. — Nichts regte sich im Konak. „Es ist, als ob sie drinnen den Schlaf des Todes schliefen," rief er wütend, und nun begann er so großen Lärm zu machen, daß zwei der Wachtleute des Viertels herbeieilten. — „Was giebt es, Effendi?" fragten sie, „Können wir Euch behilflich sein?"

„Ihr seht ja, was es giebt," antwortete Hassan un-

freundlich. „Ich will in mein Haus eintreten, aber man öffnet es mir nicht. Der elende, pflichtvergessene Kapudschi! Noch heute nacht jage ich ihn aus dem Hause.“ Die Wächter umkreisten das Haus, wobei sie mit ihren Stäben hart auf das Pflaster stießen, damit der wohlbekannte Schall, der dadurch hervorgerufen wurde, den Bewohnern des Konak sagen solle, daß die Wächter der Straße zur Stelle seien. — Da erscholl hinter einem der vergitterten Fenster des Harem eine verängstigte, feine Stimme:

„Wir sind überfallen worden. O, rettet uns!“

„So öffne uns das Thor,“ gab einer der Wächter zurück.

„Wir wagen uns nicht aus dem Zimmer.“

„Thörichtes Kind, was fürchtest du, da wir hier sind, um euch zu beschützen?“

„Öffne das Thor!“ befahl Hassan herrisch. „Öffne es sogleich, bei meinem Zorn!“

Darauf sah man von der Straße aus, daß ein flackerndes Licht an den Haremsfenstern vorbeischwebte, dann vernahm man einen herzzerreißenden Aufschrei, aber das Licht wurde in fliegender Hast weitergetragen, jetzt erkannte man, daß es Treppe und Flur erleuchtete, ein zweiter gedämpfter Schrei erscholl — und dann vernahm man, daß schwache Hände bemüht waren, den schweren Bolzen zurückzuschieben, der die Thür verriegelte. Endlich öffnete sich diese und vor den Wächtern und Hassan stand eine zitternde kleine Sklavin. „O Herr, o Herr!“ rief sie wimmernd, und Thränen des Jammers stürzten aus ihren Augen.

Ein schreckliches Schauspiel bot sich den drei Männern.

Auf dem Flur, zwischen Thor und Treppe lag in seinem Blute, mit einer klaffenden Wunde, die die Stirn spaltete, der getreue Kapudschi und in seiner Nähe, auf den obersten Stufen der Treppe, ebenfalls tot, sein Landsmann und Gefährte, der zweite der beiden Männer, die die Flucht Eßmas beschützt hatten. — Es war augenscheinlich, daß dieser herbeigeeilt war, um seinem überfallenen Freund zu Hilfe zu kommen, und daß er dabei den Tod gefunden hatte.

Hassan entriß einem der Wächter die Laterne und lief in den Harem. Das erste, worauf seine entsetzten Augen fielen, war der Leichnam seiner Mutter, sodann erblickte er die zweite junge Sklavin, die Gefährtin des Kindes, das ihnen die Thür geöffnet hatte. — Von Eßma und Mach keine Spur.

Die Wächter waren nun auch herbeigekommen und versuchten den unter Thränengüssen hervorgestoßenen Worten der beiden Kinder zu entnehmen, was vorgefallen sei. Es war einfach und grausig. Die Frauen hatten in dem entlegenen Teil des Hauses, den sie bewohnten, nur undeutlich vernommen, daß irgend etwas im Flur und auf der Treppe des Konak vorging, sie hatten nicht Zeit gehabt, sich Rechenschaft davon abzulegen, was dies sein könnte, denn gleich darauf war die Thür des Harems aufgeflogen, und drei Männer, mit dichten schwarzen Schleiern vor den Gesichtern, waren in das Gemach gestürmt. Die beiden Kinder hatten sich darauf in ein entlegenes Zimmer geflüchtet und von dem, was weiter vorgefallen war, nichts mehr gesehen. Der Leichnam der Mutter Hassans und das Verschwinden Eßmas und

ihrer Amme erzählten dies deutlich, und nach einer flüchtigen Besichtigung des Hauses und des Gartens war es leicht, sich eine Vorstellung von den schrecklichen Vorgängen der Nacht zu machen. — Die Mörder hatten noch in den frühen Abendstunden durch Klopfen an das Thor Einlaß in den Konak begehrt. Der arglose Kapudschi hatte ihnen geöffnet und war, noch ehe er Zeit gehabt, um Hilfe zu rufen, durch einen Schlag mit einem Beil, der ihm den Schädel gespalten hatte, sterbend zu Boden gestreckt worden; sein Kamerad mochte aber Verdächtiges vernommen haben und hatte an die Thür eilen wollen: auf der Treppe waren ihm die Mörder entgegengetreten und hatten ihn getötet; dann, nachdem sie die Hausthür wieder verschlossen hatten, um ohne Furcht vor einer Störung ihr verbrecherisches Werk vollenden zu können, waren sie in den Harem getreten, wo sie zuerst die unglückliche Mutter Hassans zu Boden geschlagen und sodann Eßma und deren Amme geknebelt und durch eine Hinterthür, die vom Garten aus in eine öde Straße führte, mit sich fortgeschleppt hatten. Alles deutete darauf hin, daß der Überfall die Entführung der beiden Frauen bezweckt hatte, denn die Schmucksachen Eßmas und ihrer Schwiegermutter waren nicht berührt worden.

Die Wächter begaben sich noch in der Nacht auf das Polizeiamt, und die Verfolgung der Mörder wurde sofort angeordnet und mit Eifer betrieben, aber alle Nachforschungen nach ihnen und den beiden Frauen blieben erfolglos. Gewisse Anzeichen deuteten darauf hin, daß die Übelthäter sich mit den von ihnen entführten Frauen, in einem von mehreren Ruderern geführten Boote, von

Stambul in der Richtung nach dem Schwarzen Meere entfernt hatten.

Haſſan ſah am Morgen nach der blutigen That, wie die drei Leichname aus dem Hauſe entfernt und zur letzten Ruheſtätte getragen wurden, er bemerkte auch, daß fremde Menſchen, unter Aufſicht eines Polizeibeamten, damit beſchäftigt waren, die beſudelten Stellen, wo die Unglücklichen gefallen und geſtorben, von den großen Blutlachen zu reinigen, die dort zurückgeblieben waren; aber dies alles beſchäftigte ſeine Gedanken nicht, die nur an einem hingen, an der Anklage, er ſelbſt, er allein habe verſchuldet, was geſchehen ſei, ja, er habe das furchtbare Gericht, das Allah über ihn gehalten, heraufbeſchworen. Er erinnerte ſich des Gebetes, mit dem er Gott gedankt hatte, als ihm aus dem Stamme des alten Feigenbaums ein zweites großes Erbe geworden war, das ihm geſtatten ſollte, ein neues rechtſchaffenes Leben anzufangen; und jedes Wort fiel ihm ein, mit dem er damals gelobt hatte, ſich dieſes neuen Geſchenkes der Gnade Allahs würdig zu zeigen: „Sollte ich wieder in meinen alten ſündhaften Lebenswandel verfallen, ſo möge mir der Himmel das Teuerſte nehmen, was ich auf Erden beſitze, und ich will nicht darüber klagen und nie wieder froh werden.“ — Nun war ihm das Teuerſte genommen! Es verblieb ihm, ſeinem Gelübde treu zu bleiben: er durfte nicht über ſein Unglück klagen, und er wollte nie wieder lächeln. — Zwei Tage und zwei Nächte verbrachte er ſchlaflos und ohne Nahrung zu ſich zu nehmen in ſeinem Konak, und während der Zeit reifte in ſeinem Herzen der Gedanke, den Reſt ſeines Lebens dem Wohle ſeiner

Mitmenſchen zu widmen. Am dritten Tage begab er ſich in den Palaſt des Sultans, dem er melden ließ, er ſei im Beſitze eines vom verſtorbenen Großherrn an ſeinen Vater gerichteten Iradés, das ihn ermächtigte, vor dem Sultan zu erſcheinen; er bäte, dies möchte ihm geſtattet werden. Er wurde bald darauf in die Gegenwart des Padiſchah geführt, und nachdem er dieſen in pflichtſchuldiger Ehrfurcht begrüßt, blieb er geſenkten Hauptes ſtehen, des Befehls zu ſprechen gewärtig.

Der Sultan betrachtete eine Weile den vor der Zeit vom Kummer gebeugten, ſchönen jungen Mann, der vor ihm ſtand, und ſagte ſodann: „Du beſitzeſt ein Schreiben meines erlauchten Vorfahren an deinen Vater . . . Du darfſt es mir überreichen.“

Haſſan that, wie ihm befohlen war. Der Sultan las das Schriftſtück aufmerkſam durch, dann ſprach er: „Das Wort des verſtorbenen Sultan iſt ſo heilig, wie das des lebenden. Du darfſt dir eine Vergünſtigung von mir erbitten, und wenn ſie nicht unvernünftig iſt, ſo iſt ſie gewährt.“

„Effendimis,“ antwortete Haſſan, „ich wünſche in Euer Majeſtät Dienſte zu treten, in einer Stellung, in der ich unter Euren Augen und mit Eurer gnädigen Hilfe die Leiden meiner Mitmenſchen lindern kann.“

„Du gehörſt fortan zu meinem Hofſtaate,“ ſagte der Sultan, „und du darfſt dich morgen bei dem Miniſter der Frommen Stiftungen melden, der dir eine deinen Wünſchen entſprechende Thätigkeit anweiſen wird.“

Der Miniſter, dem ſich Haſſan am nächſten Tage vorſtellte, empfing ihn mit großer Auszeichnung, denn er

war einige Stunden vorher in die Gegenwart des Padischah befohlen worden und hatte dort die Weisung erhalten, sich Hassans ganz besonders anzunehmen und für dessen möglichst schnelle Beförderung in eine einfluß-reiche Stellung Sorge zu tragen. — Hassan zeigte sich der Gnade des Großherrn würdig und galt bald für den pflichttreuesten und für einen der umsichtigsten Beamten seines Ministeriums. Der Sultan, der bereits zu ver-schiedenen Malen Berichte über ihn erhalten hatte, ver-nahm dies gern und ernannte Hassan zu einem seiner Wesire. Fortan war der neue Günstling häufig bei Hofe zu sehen, aber seine Beziehungen zum Großherrn be-schränkten sich darauf, daß er diesen bei zahlreichen Ge-legenheiten begrüßen durfte. Angeredet hatte ihn der Sultan nicht wieder; es genügte dem mächtigen Herrn, das von seinem Vorfahren gegebene Versprechen im vollsten Maße eingelöst zu haben.

Eines Tages wurde Hassan aufgefordert, an einer Belustigung im Palaste teilzunehmen, die auf Befehl des Sultan veranstaltet worden war. — Der hohe Rang, den er nun bekleidete, gestattete ihm, sich in dem Saale, in dem das Fest gefeiert wurde, dem Padischah bis auf eine geringe Entfernung zu nähern. — Da bemerkte der Sultan, daß, während auf den Gesichtern aller Anwesenden freundliches Lächeln und der Ausdruck wohlgefälliger Be-friedigung schwebte, das Antlitz Hassans, als wäre es versteinert, unbeweglichen, tiefen Ernst bewahrte. Seine Augen wandten sich nicht einmal dem heiteren Festspiele zu, sondern waren zu Boden geschlagen. Nach einer Weile, während der der Sultan den stillen jungen Wesir

beobachtet hatte, beschied er seinen ersten Kammerherrn durch einen Blick und eine kurze Bewegung des Hauptes zu sich.

„Du siehst Hassan, meinen Wesir?“

Der Kammerherr wandte den Kopf nach der Stelle, wo Hassan stand, und antwortete: „Ich sehe ihn, Effendimis.“

„Er ist der einzige in der Versammluug, der sich nicht an der allgemeinen Fröhlichkeit beteiligt.“

„Er lacht niemals,“ sagte der Kammerherr.

„Was sagtest du?“ fragte der Sultan.

„Er lacht niemals, Majestät. Daher auch der Name, unter dem er seit zwei Jahren bekannter ist, als unter seinem eigentlichen.“

„Welcher Name?“

„‚Gülmes Wesir,‘ der Wesir, der niemals lächelt, wird er, seitdem er bei Hofe ist, genannt.“

Als das Fest beendet war, und Hassan sich mit den anderen dazu Geladenen entfernen wollte, trat ein Kammerherr auf ihn zu und sagte mit artigem Gruße:

„Der Sultan hat geruht, Euch in seine Gegenwart zu befehlen, Pascha. Ich soll Euch sogleich dorthin führen.“

Hassan folgte dem überraschenden Befehle ohne Herzklopfen, denn er war ohne Wünsche und ohne Befürchtungen. Als er in das Gemach getreten war, in dem sich der Sultan befand, verabschiedete dieser den Kammerherrn, der den Wesir begleitet hatte, dann bedeutete er Hassan, sich ihm zu nähern.

„Du hast einen Kummer,“ sagte der Sultan teilnehmend. „Du darfst mir vertrauen, was dir fehlt.“

„Ich erfreue mich der Gnade, Eurer Majestät," antwortete Hassan. „Was könnte mir fehlen?"

„Du antwortest mir nicht, wie es deine Pflicht wäre: klar und deutlich," sagte der Sultan, doch blieb seine Stimme, trotz des Vorwurfes, den seine Worte enthielten, milde und freundlich. „Ich habe dich soeben beobachtet: du bewahrtest während der Vorstellung, die alle, nur dich nicht erfreute, unaufgeklärten, finsteren Ernst."

„O, Effendimis," entgegnete Hassan. „Das Leben bietet große, lange Traurigkeit und kleine, kurze Freuden. Ich kann nicht lachen."

Da reckte sich die hohe Gestalt des Großherrn noch höher und seine Stimme hatte einen strengen Klang, als er sagte: „Auch ich habe Sorgen, größere, als du es verstehen kannst, kleines Menschenkind, doch wird es mir leicht, mich des Lebens zu freuen. — Weshalb kannst du nicht ein Gleiches thun? Sprich!"

„Gestattet mir zu schweigen, ich flehe darum; denn spräche ich, so müßte ich klagen — und das ist mir verboten."

„Wer hat es dir verboten?" fragte der Sultan.

„Ein Gelübde, das ich geleistet habe, verbietet mir zu klagen."

„Ich entbinde dich deines Gelübdes, — also sprich! Und wisse, daß du mir so fern stehst, daß mich deine Antwort deinetwegen nicht kümmern kann; dein Schicksal berührt mich nur, weil ich aus dem Schreiben, das mein erlauchter Vorfahr an deinen Vater richtete, erkannt habe, daß seine Absicht war, dich glücklich zu machen. In diesem Sinne, gleichgiltig für deinen Dank oder Undank,

habe ich dich unter meinen Schutz genommen und will nun hören, weshalb du unglücklich bist. — So sprich!"

„Euer ist das Recht, mich meines Gelübdes zu entbinden," sagte Hassan ehrfurchtsvoll, „mein ist die Pflicht, Euch zu gehorchen." — Und darauf erzählte er in möglichst kurzen Worten die Geschichte seines Lebens, wobei er besonders seines Gelübdes gedachte und der furchtbaren Strafe, die ihn erreicht, weil er es gebrochen hatte. — „Nun habe ich auf Euren Befehl gesprochen und geklagt," schloß er seine jammervolle Erzählung. „Froh werde ich nicht wieder werden, und so habe ich mein Gelübde auch nicht gebrochen, da Ihr, großmächtiger Kalif, mich des Teils, der mir befahl, nicht zu klagen, entbunden habt."

Der Sultan hatte der Erzählung schweigend gelauscht. Jetzt saß er sinnend da, die Augen in die Leere gerichtet. Nach einer Weile sagte er leise und wiederum in mildem Tone: „Du hast nur gehorcht. Es ist gut. Du kannst nun gehen."

Der Sultan, der dem Himmel nahe steht, so daß er aus seiner erhabenen Stellung vieles sehen kann, was den niedrigen Sterblichen verborgen bleibt, hatte sogleich erkannt, daß Esma Sultana, wenn sie noch auf Erden weilte, zuerst bei ihrem Vater, dem Chan, zu suchen sei. Er entsandte deshalb einen Armenier, der in seinen Diensten stand, und der außerordentlich klug und gewandt war, nach der Krim, um dort Erkundigungen über das Schicksal der Prinzessin einzuziehen. Der Armenier traf erst nach vier Monaten wieder in Stambul ein. Wie er dem Sultan berichtete, hatte er unmittelbar nach seiner

Ankunft in der Krim erfahren, daß Eßma Sultana im Winter vor zwei Jahren nach der Krim zurückgekehrt sei und seitdem wieder ihre frühere Wohnung im Harem des Chan bezogen hatte. Diese leichterworbene Kenntnis hatte dem Armenier nicht genügt, dem daran gelegen war, den ihm erteilten Auftrag in einer Weise zu lösen, die seiner berühmten Klugheit Ehre machen und alle Erwartungen des Großherrn erfüllen sollte. Die unbeschränkten Geldmittel, die zu seiner Verfügung standen und ihm gestatteten, sich in jedem Kreise Freunde zu machen, hatten ihm die Ausführung seines Vorhabens erleichtert, so daß er nun dem Sultan einen Bericht über die Prinzessin erstatten konnte, der seit ihrer Flucht aus dem Harem des Chan bis auf den heutigen Tag keine Lücke zeigte.

Tatar Chan, nachdem er die Flucht seiner Tochter erfahren, hatte sich nicht dabei beruhigt, ihr auf allen Wegen, an die er denken konnte, nachzusetzen. Als seine Boten und Schiffe von ihren Irrfahrten heimgekehrt waren, ohne dem betrübten Vater die geliebte Tochter zurückgeben zu können, da hatte er alle Vorkommnisse, die mit dem Verschwinden Eßmas in Zusammenhang gebracht werden konnten, auf das sorgfältigste untersucht und bei der Gelegenheit auch erfahren, daß der Gärtnerbursche Hassan in dem Augenblicke, wo er von dem Tode der Sultana gehört, den Palast in auffälliger Weise verlassen hatte und seitdem nicht wieder gesehen worden war. Der Chan hatte die verdächtige Spur verfolgt, die, nachdem sie ihn nach langem Suchen zu Abdullah, dem Bettelderwisch geführt, dann leicht bis zu Ende verfolgt werden konnte. Denn Hassan hatte seinem Freunde Abdullah

gegenüber kein Geheimnis aus seiner Herkunft gemacht, und der Derwisch wußte aus den Erzählungen seines jungen Schützlings, obgleich dieser seine Beziehungen zur Eßma Sultana in keiner Weise erwähnt, daß er die Prinzessin für tot gehalten hatte. An deren Flucht konnte Hassan nicht beteiligt sein, dessen war Abdullah sicher, da der Jüngling ihn bis Kastamuni begleitet hatte und dort um eine geringfügige Geldsumme in Verlegenheit gewesen war. Wozu Hassan die drei Pfund, die er sich damals erbeten, gebraucht hatte, das wußte der Derwisch nicht; unglaublich erschien es ihm aber, daß sie etwas mit der Entführung der vornehmen Jungfrau zu thun gehabt haben könnten. Auch der Chan hielt dies für unwahrscheinlich und konnte nicht mehr daran zweifeln, daß Hassan nicht mit der Sultana entflohen sei, aber da er allem auf den Grund gehen wollte, was mit den Schicksalen seiner Tochter in Zusammenhang gebracht werden konnte, so entsandte er einen geheimen Agenten nach Stambul, der Hassan, den Sohn des Hadschi Mehmed auskundschaften und über ihn berichten sollte. — So erfuhr der Chan, daß Hassan vermählt sei, seine Frau arg vernachlässige und unglücklich zu machen scheine. Diese Frau war aber keine andere als die Tochter des Chan, denn ihre Sklavinnen nannten sie Eßma Hanum, und die Beschreibung, die der geheime Agent von ihr machen konnte, nachdem er sie einmal in ihrem Wagen erblickt, paßte genau auf die Prinzessin. Dazu kam auch noch die Thatsache, die der Spion festgestellt hatte, daß Hassans Konak von zwei Tataren der Krim bewacht wurde. — Diese Berichte ließen keinen Zweifel mehr im Geiste des

Chan, daß Hassan seine Tochter entführt, sich mit ihr vermählt habe und jetzt mit ihr lebe und sie durch Vernachlässigung, möglicherweise durch schlechte Behandlung unglücklich mache. — Daß dies mit dem Berichte des Derwisch nicht in Einklang zu bringen war, konnte die Zuversicht des Chan nicht erschüttern. Hassan mochte geheuchelt haben, als er sich dem Derwisch als ein Lebensüberdrüssiger darstellte, oder der Derwisch war ein Helfershelfer des Verführers und hatte gelogen — fest stand die Thatsache, daß Eßma Sultana jetzt als unglückliche Gemahlin Hassans in Stambul lebte. Sie mußte diesem ihrer unwürdigen Schicksale entrissen und dem Vater zurückgegeben werden; diejenigen aber, die das arglose, unerfahrene Kind verführt und ins Elend gestürzt hatten, sollten der verdienten Strafe nicht entgehen.

Der Chan rüstete im geheimen ein schnelles Fahrzeug aus, das er mit einer Anzahl guter, starker Schiffer und seiner treusten und tapfersten Diener bemannte. Das Schiff sollte im Bosporus, am Eingange des Schwarzen Meeres vor Anker gehen, um nicht später durch die starke, südliche Strömung der engen Wasserstraße in seinen Bewegungen behindert zu werden. Ein von sechs geschickten Ruderern getriebener leichter Kaïk sollte sodann mit vier entschlossenen, bewaffneten Männern an Bord, nach Sonnenuntergang, ohne verdächtige Eile zu zeigen, den Bosporus hinunterfahren und sich an einer einsamen Stelle des Ufers, die vorher in möglichster Nähe von Hassans Konak, ausgekundschaftet worden war, verborgen halten. Bis zur Ankunft des Kaïk in Stambul würde es tiefe Nacht geworden sein. Dann lag es den vier Bewaffneten ob,

in den Konak zu bringen, ohne die Aufmerksamkeit der Wächter zu erregen. Wie dies zu veranstalten sei, mußte der bewährten Umsicht des Führers der Bewaffneten, dem der geheime Agent ein genaues Bild von der Lage, Umgebung und Einrichtung des Konak entworfen hatte, überlassen bleiben. — Einmal im Konak sollten die beiden Krimtataren des Todes sterben, als verdiente Strafe für den an ihrem Chan geübten feigen Verrat, und auch der verbrecherische Hassan war verurteilt, für die Missethat der Entführung der Prinzessin mit seinem Leben zu büßen. Die Bestrafung Eßmas und Machs behielt sich der Chan vor. Die beiden Frauen sollten in den Kaïk geleitet und dann so schnell wie möglich an Bord des Fahrzeugs eingeschifft werden, in dem alles für ihr Unterkommen eingerichtet war, und das sie nach der Krim führen würde.

Die Getreuen des Chan hatten die Befehle ihres Herrn bis auf einen Punkt ausgeführt. Hassan weilte noch unter den Lebenden. Aus Besorgnis, der Hauptzweck des Unternehmens könnte vereitelt werden, hatten sie Eßma und Mach ohne Zeitverlust in Sicherheit bringen wollen, und der abwesende Hassan war dem ihm zugedachten Tode entgangen. An seiner Stelle hatten sie die Mutter erschlagen, von deren Blute er war.

Bei der ersten Zusammenkunft zwischen dem Chan und seiner Tochter nach deren Wiederkehr in ihren Harem war niemand zugegen gewesen, und der Armenier hatte deshalb auch nicht erfahren können, was dabei vorgefallen war. Augenscheinlich war jedoch der Zorn des Chan nach geübter Rache beim Anblick seiner unglücklichen Tochter verraucht, und er hatte nicht nur ihr, sondern

auch Mach verziehen. Die beiden lebten seitdem in vollständiger Zurückgezogenheit im Harem, unauffällig, doch streng überwacht, da es selbst den Dienerinnen und Sklavinnen bei Todesstrafe verboten war, die Grenzen des Gartens zu überschreiten, in denen sich außer dem Chan selbst, kein Mann blicken lassen durfte. Der Fürst dagegen verbrachte täglich viele Stunden in Gesellschaft seiner Tochter, und seine Liebe für die Wiedergefundene schien noch zugenommen zu haben.

Nachdem der Sultan den Bericht des Armeniers vernommen und in seiner Weisheit wohl erwogen hatte, beschied er Hassan, den Gülmes Wesir, zu sich und betraute ihn mit einer hohen politischen Mission für seinen Verbündeten und Freund den Tatar Chan der Krim. — „Du wirst dich bei dem Chan als mein Abgesandter vorstellen. Dein Name thut nichts zu dem Geschäfte, das dich zu ihm führt, und du darfst ihn verschweigen. In dem Schreiben, das dich bei ihm beglaubigt, habe ich dich als einen getreuen, unter dem Namen Gülmes Wesir gekannten Diener bezeichnet. Es ist nicht Fürstenart, über geringfügige Sonderbarkeiten zu erstaunen, und der Chan wird, da er in dir nur meinen Abgesandten kennt, deinen Namen als etwas Gleichgültiges betrachten . . . Im Palaste Tatar Chans wird es alsbald zu deiner Kenntnis kommen, daß Eßma Hanum sich wieder im Harem ihres Vaters befindet . . ."

Hassan zuckte zusammen. Der Sultan, als hätte er dies nicht bemerkt, fuhr fort: „Der Chan selbst ist es gewesen, der alles angeordnet hat, um sich wieder in den Besitz seines entflohenen Kindes zu setzen, und auf seinen Befehl sind die beiden Tataren getötet worden, die Eßma

Hanum bei der Flucht aus dem Palaſt behilflich geweſen waren. Du ſelbſt warſt von ihm dem Tode geweiht, denn er erblickte in dir den Verführer ſeiner Tochter. Deine Abweſenheit allein rettete dir das Leben. — Nun geh, wohin ich dich ſende, und wo dein Glück weilt. Ob du es wieder erreichen kannſt, nachdem du es durch deine Schuld verloren hatteſt, liegt jetzt, unter Allahs Schickung, in deinen Händen."

Haſſan wurde vom Tatar Chan mit den einem Abgeſandten des Padiſchah ſchuldigen Ehren empfangen und bewirtet. Er entledigte ſich ſeines ſchwierigen politiſchen Auftrages mit vollem Erfolge und war nun berechtigt, all ſein Denken und Sinnen ſeinen eignen Angelegenheiten zuzuwenden. Seine früheren Arbeitsgenoſſen kamen ihm nicht zu Geſicht; auch würde keiner von ihnen in dem ſtillen Gülmes Weſir, deſſen blondes Haar erbleicht war und auf deſſen edlem Antlitz ſich tödliche Bläſſe gelagert hatte, den jugendlichen Gärtnerburſchen Haſſan wiedererkannt haben.

Gülmes Weſir ſtellte ſeine Nachforſchungen nach Eßma Sultana mit Klugheit und Vorſicht an und gelangte bald zu der ſicheren Erkenntnis, daß es ihm, ohne Erlaubnis des Chan, unmöglich ſein würde, ſie zu ſehen und zu ſprechen oder auch nur im geheimen, durch Briefe oder Botſchaften, mit ihr in Verbindung zu treten. — Da faßte er einen Entſchluß, der ihm vielleicht das Leben koſten konnte, aber vor deſſen Ausführung er nicht zurückſchreckte, da er keine andere Möglichkeit ſah, ſein verlorenes Glück wiederzufinden. Er erbat ſich vom Chan eine Audienz, um ſich von ihm zu verabſchieden,

und nachdem ihm dieſe gewährt und er, mit reichen Geſchenken überhäuft, vom Chan entlaſſen worden war, verbeugte er ſich ehrfurchtsvoll und fragte, ob ihm das Glück zuteil werden könnte, noch einmal vom Fürſten empfangen zu werden, nicht als Abgeſandter des Sultans, denn der habe ſich ſoeben von ihm verabſchiedet, ſondern in eigenen Angelegenheiten.

Der Chan antwortete: „Ich bin Euch gern gefällig, Gülmes Weſir, denn Ihr habt mein Wohlwollen und mein Vertrauen erworben; ſo erſcheint in einer Stunde in meinen Gemächern, wo Ihr mich bereit finden werdet, Euch zu hören.“

Als Gülmes Weſir zur beſtimmten Stunde wieder vor dem Chan ſtand, ſagte er mit ruhiger leiſer Stimme: „Ich bin Haſſan, der Sohn Hadſchi Mehmeds aus Stambul, in Euren Augen, erlauchter Fürſt, ein Schuldiger, den Ihr zum Tode verurteilt hattet . . . Nicht für mich würde ich es wagen Eure Gnade zu erflehen, denn ich fühle mich deren nicht würdig, aber für Eßma Sultana, die ich unbeſchreiblich liebe, die auch Eurem edlen Herzen ſo nahe ſteht, bitte ich fußfällig darum . . . Zürnt mir die Prinzeſſin, ſo tötet mich oder laßt mich gehen, um zu ſterben, — denn dann mag ich nicht länger leben; liebt ſie mich noch, ſo vereinigt mich wieder mit ihr und begründet dadurch der Sultana und mein Glück. Ihr würdet dadurch Eure Tochter nicht ein zweites Mal verlieren, denn der Sultan, mein allergnädigſter Herr, der mein Glück will, würde mir geſtatten, Stambul zu verlaſſen, und dann würde ich, mit Eurer Genehmigung, zu Euch kommen und bis zu meinem Tode Euch

und Eurem Lande treu, mit allen meinen Kräften dienen."

Der Chan antwortete: „Ich will auf diese erstaunliche Mitteilung morgen antworten. Erscheine dann zur selben Stunde an dieser Stelle vor mir. — Nun bist du entlassen, Hassan, Sohn Hadschi Mehmeds."

Eßma hatte ihrem Vater seit langer Zeit unter Thränen bekannt, daß Hassan nicht gewagt haben würde, die Blicke zu ihr zu erheben, daß sie es gewesen wäre, die ihn zu sich gerufen und ihn zu ihrem Gemahl erkoren hätte, weil sie ihn über alles geliebt habe. „Und ich liebe ihn noch heute wie damals," hatte sie hinzugesetzt, als der Chan ihr Hassans Anwesenheit im Palast mitgeteilt. „Verzeiht mir, wenn meine Liebe mich zur Sünderin machte, aber zürnt dem unschuldigen Hassan nicht. Und, o Fürst, geliebter Herr Vater, macht meinem und seinem unerträglichen Unglück ein Ende, indem Ihr uns wieder miteinander vereinigt."

Am darauf folgenden Tage erschien Hassan, wie ihm befohlen war, wiederum vor dem Chan. Dieser reichte ihm die Hand, die Hassan küßte und führte ihn durch einen geheimen Gang in den Harem, wo er ihn mit Eßma allein ließ.

Gülmes Wesir kehrte bald darauf nach Konstantinopel zurück, erstattete dem Sultan pflichtschuldigen Bericht über das Ergebnis seiner Mission in der Krim und bat sodann um die Erlaubnis, dorthin zurückkehren und in die Dienste des Chan treten zu dürfen.

„So hast du dein Glück wiedergefunden?"

„Ja, dank Eurer Gnade!“

„Nein: dank Allah, und dank nach ihm dem Versprechen meines Vorfahren, das die Tugend Eures Vaters belohnen sollte und nun belohnt hat.“

Nach einem Jahre genas Eßma Sultana des schönsten Knaben, den man je gesehen hatte, mit rosigen Gliedmaßen, blond von Haaren wie der Vater und mit den schwarzen, tiefen Augen der Mutter. — Der alte Chan schloß dies Kind mit gewaltiger Liebe in sein Herz und bestimmte, unter Genehmigung des Sultans, daß es ihm auf dem Thron folgen sollte.

Hassan, der Eidam des regierenden Chan, der Vater des zukünftigen, wurde ein mächtiger Mann in der Krim, und in seinem Herzen ein dankbarer und glücklicher; aber er hatte während seines Unglücks das Lachen verlernt und gewöhnte es sich nicht wieder an, so daß ihm bis zu seinem Tode der Name Gülmes Wesir verblieb. — Die Fischerleute von Trapezunt, die ihm das Leben gerettet und den Beraubten gastfreundlich aufgenommen hatten, machte er zu den reichsten Reedern der Südküste des Schwarzen Meeres und auch Abdullah, den guten Derwisch, seinen treuen Freund in der Not, wollte er gern belohnen und ihm das Geld, mit dem er sich in Kastamuni seinen Hochzeitskaftan gekauft, mit tausendfachem Zins zurückzahlen. Abdullah aber wies das zurück: „Nur wer nichts besitzt, hat keinen Verlust zu fürchten,“ sagte er, „und wer nichts begehrt, ist vor Enttäuschung sicher. Als Bettelderwisch habe ich glücklich gelebt, und als Bettelderwisch hoffe ich, mit Allahs Gnade, in sein Paradies eintreten zu dürfen. — Fülle meine

Schale mit Reis, Haſſan, geliebter Sohn, und laß mich ziehen. Allah behüte dich!“

Eßma und Haſſan ſtarben, ohne ein hohes Alter erreicht zu haben, aber die letzten Jahre, die ſie zuſammen verlebten, waren Jahre ſtillen, wohlthätigen Glücks geweſen, und ihre Umgebung bewahrte ihnen ein liebe- und ehrenvolles Andenken. Sie hinterließen drei Söhne, von denen der älteſte Chan der Krim wurde, und auch die beiden anderen, die ſich mit reichen Prinzeſſinnen vermählt hatten, mächtige, durch körperliche Schönheit ausgezeichnete Geſchlechter gründeten. Sie herrſchten ein Jahrhundert an den nördlichen Geſtaden des Schwarzen Meeres und wurden dann von Horden ſiegreich vordringender Barbaren vertrieben und vernichtet. — In der Türkei aber findet man bis auf dieſen Tag Menſchenkinder von eigentümlicher Schönheit: weiß von Angeſicht mit blondem Haar und roten ſchmalen Lippen und mit großen dunklen Augen, die das Volk „Kinder des Gülmes Weſir“ nennt.

Der Sebildschi.*)

*) „Sebildschi“ nennt man nach dem Rufe, den sie häufig vernehmen lassen: „Fi sebil ullah“! — das heißt wörtlich „Auf dem Wege Gottes“ — fromme Männer, die, um sich Gottes Lohn zu verdienen, auf den Straßen umhergehen und den Durstigen gutes Wasser spenden. Sie sind zu dem Behuf mit einem ledernen Schlauch, den sie auf dem Rücken tragen, und mit einer Anzahl von Bechern, die einen Gürtel um ihre Hüften bilden, ausgerüstet und bewirten jedermann, der sie darum bittet, mit einem Labetrunk. Von den Armen empfangen sie dafür zum Dank ein „bereket wersin“ — „Möge Gott es dir lohnen“. Wohlhabende Leute machen ihnen bei der Gelegenheit nicht selten ein kleines Geldgeschenk, da sie wissen, daß der Sebildschi in den meisten Fällen nur von derartigen Almosen lebt. Bei Festlichkeiten, namentlich bei Hochzeiten und Begräbnissen, fehlt der Sebildschi nur selten, und dann schenkt er seinen Trunk „zum Wohle der Neuvermählten“ oder „zum Heile des Verstorbenen“. Dafür werden ihm von den Angehörigen Geldgeschenke gemacht, die in einigen Fällen eine nicht unbedeutende Höhe erreichen. Der Sebildschi ist eine volkstümliche Straßenfigur, die man in allen Stadtteilen antrifft.

Die Kindheit Abdullahs und die schönsten Jahre seiner Jugend und Mannheit waren glücklich gewesen, aber die letzten Lebenstage des gottesfürchtigen Mannes durch schwere Kümmernisse getrübt worden. Er hatte in rechtschaffener Weise ein großes Vermögen erworben, an dem nicht er allein sich erfreut, sondern das für sein Haus und seinen Anhang, sowie für viele Arme und Hilfsbedürftige eine Freude und Wohlsein spendende Quelle gewesen war, und seine junge, schöne Frau waltete so sanft und treu, daß, wenn er sich nach des Tages Last und Aufregung, arbeitsmüde in seinen Harem zurückzog, er dort stillen Frieden und Erholung fand und, gleich dem Seemann nach stürmischer Fahrt, im sicheren Hafen ruhen konnte. Abdullahs Geschäftsfreunde waren glücklich, wenn er sich an ihren Unternehmungen beteiligen wollte, denn sie schätzten seine Klugheit und Ehrenhaftigkeit, und die angesehenen Bürger und Beamten der Stadt, die ihn kannten, verkehrten mit ihm in achtungsvoller und wohlwollender Weise. — Da brach das Unglück über ihn herein! Gleich finsterem Gewölk, das am Rande eines heiteren Himmels auftaucht und, von wütendem Sturme

getrieben, plötzlich das ganze Firmament überzieht, entlud sich über des Hadschi Abdullah Haupte ein verheerendes Ungewitter schwerer Schicksalsschläge: Feuersbrünste, Unglücksfälle zur See, Ruchlosigkeit ungetreuer Schuldner, unvorhergesehenes Mißlingen großer kaufmännischer Unternehmen zerstörten seinen Wohlstand, und ein bösartiges Fieber befiel seine geliebte Frau und tötete sie in drei Tagen. Abdullah war zunächst wie betäubt, und es dauerte einige Zeit, bis er den ganzen Umfang seiner Verluste erkannte. Dann versank er in unheilbare Traurigkeit. Er empörte sich nicht gegen Gott, sein Herz blieb frei von Bitterkeit, er dankte Allah täglich für das Glück, das ihm während so langer Jahre beschieden worden war, und die verbürgten Versprechen des heiligen Koran, die dem Geduldigen im Unglück das Paradies verheißen hielten seinen frommen Mut aufrecht; — aber der Schmerz, den der Prophet gestattet, wenn er ohne Klagen und hoffnungsvoll getragen wird, nagte an seinem Herzen und führte ihn alsbald an das Ende seiner irdischen Laufbahn. Auf dem Totenbette vermochte er noch inbrünstigen Herzens das Glaubensbekenntnis zu wiederholen, und seine letzten Worte, die dem, der sie ausspricht, die Pforten des Paradieses öffnen, waren: „Es giebt nur einen Gott! — La Illah il Allah.“

Abdullah hinterließ nur einen Sohn, der den Namen Ferhad Effendi führte. Er war von hoher Gestalt, anmutigen Angesichts und zählte zur Zeit des Todes seines Vaters zwanzig Jahre. Er hatte eine vortreffliche Erziehung genossen und sich in seinen Mußestunden eifrig mit dem Erlernen der Musik beschäftigt, zu der er eine

besondere Veranlagung zeigte. Ein frommer Mewlewi (tanzender Derwisch), der durch sein Flötenspielen in ganz Konstantinopel berühmt war und den man deshalb allgemein den Neïhsenn (Flötenspieler) nannte, war Ferhads Lehrer gewesen und hatte sich mit einer Art väterlicher Zuneigung an seinen begabten Schüler angeschlossen. An ihn wandte sich nun der verwaiste Ferhad, um sich von der Weisheit und dem Wohlwollen des bewährten alten Freundes guten Rat zu erbitten.

„Ich besitze nichts, Derwisch Effendi," sagte er, „als die Kleider, die ich auf dem Leibe trage, eine armselig eingerichtete Hütte, die von dem Feuer verschont geblieben ist, das den Konak meines Vaters verzehrt hat, und eine kleine Summe baren Geldes, die vielleicht genügen würde, mich zwei oder drei Monate lang kümmerlich zu ernähren. Ich habe nicht nötig, von meinen Eigenschaften und Fehlern zu sprechen, da Ihr mich seit meiner Geburt kennt. — So ratet mir denn, ich bitte Euch, was ich vornehmen soll, um ein gottgefälliges und nicht gänzlich freudloses Dasein zu fristen. Meine Seele ist heute noch von Schmerz so verdunkelt, daß ich nicht zu erkennen vermag, was mir wohlthun wird."

Der alte Derwisch legte die Hände in einander und wiegte sich langsam in seinen breiten Hüften, wie es seine Gewohnheit war, wenn er über etwas nachdachte. Nach einer langen Pause, während der Ferhad mit zu Boden geschlagenen Augen vor ihm gestanden hatte, sagte er: „Du kennst die heiligen Gesetze, du kannst lesen und schreiben, und du weißt auf der Neïh (Flöte) zu spielen trotz eines Mewlewi. Ich kann dich deswegen nur loben;

aber wie du dir damit deinen Lebensunterhalt verdienen willst — das vermag ich nicht zu erkennen. Du sagst, dein Herz sei augenblicklich bis zum Tode betrübt. Es wird sich bald beruhigen, denn alles Menschliche ist von kurzer Dauer. Friede wird wieder in deine Seele einziehen, und du wirst dann ohne meine Weisung die Straße erkennen, auf der du in Zukunft zu wandeln hast. Aber du darfst die Tage deiner kurzsichtigen Traurigkeit nicht vergeuden. Verwende sie im Gegenteil in gottgefälliger Weise. Und darum rate ich dir, begieb dich auf den Weg Allahs, — Fi sebil ullah — der dich zu einem guten Ende führen wird. — Gott begleite dich!"

Ferhad dankte dem Derwisch für den Rat, den er ihm gegeben hatte, und befolgte ihn, indem er zunächst mit dem Gelde, über das er noch verfügen konnte, einen Wasserschlauch, einen Sebildschigürtel und ein Dutzend blanker Becher kaufte. Damit machte er sich am nächsten Morgen auf den Weg durch Stambul, und da das Wetter sehr heiß war, so hatte er seinen Schlauch schon im Laufe des Vormittags geleert und dagegen einige kleine Geldgeschenke empfangen, die ihm gestatteten, an Lebensmitteln einzukaufen, was zur Befriedigung seiner bescheidenen Bedürfnisse nötig war. Als er sich, bald nach Sonnenuntergang, zur Ruhe begab, gedachte er mit Dankbarkeit seines Freundes, des Derwisch, denn der Tag, den er verbracht hatte, war seit dem Tode seines Vaters der erste frei von peinigendem Kummer gewesen.

Mehrere Monate vergingen, und der Herbst nahte Ferhad hatte sich vollkommen an das Leben gewöhnt, das er führte, und seine Traurigkeit hatte einer großen

Gleichgiltigkeit Platz gemacht. Daher war ihm auch der Gedanke noch nicht gekommen, seinen Schlauch und seine Becher abzulegen und sich nach einer ersprießlicheren Wirksamkeit als der eines Sebildschi umzusehen.

Eines Tages, als er in der Nähe des alten Palastes von Top-Kapu durch eine belebte enge Straße dahinwanderte, bemerkte er plötzlich, daß die Leute, die vor ihm gingen, beiseite traten, um einer breiten Karosse Platz zu machen, die, von anderen Wagen und von Reitern gefolgt, langsam dahergerollt kam. Ferhad drückte sich gegen ein Haus, und als die Karosse in geringer Entfernung an ihm vorüberfuhr, erblickte er darin ein Mädchenantlitz von erstaunlichem Liebreiz. Er wandte sich an einen alten Muselman, der neben ihm stehen geblieben war, und fragte: „Könnt Ihr mir sagen, Effendi, wer jene junge Dame war?“

„Ich bin überrascht, daß sie Euch fremd ist,“ antwortete der alte Mann, „da Ihr doch viel auf der Straße seid, und kaum ein schöner Tag vergeht, an dem Senïeh Sultana nicht ausfährt.“

„Prinzessin Senïeh? — Die Tochter des Kalifen?“ fragte Ferhad zurück.

„Wie du sagst: Senïeh Sultana, die geliebte, einzige Tochter des Großherrn. Allah schenke ihnen beiden langes und glückliches Leben.“

„Sie ist über alle Beschreibung schön,“ sagte Ferhad unbedacht.

Der alte Muselman sah den jungen Sebildschi strafend an und erwiderte ernst: „Das weiß ich nicht, und das solltest auch du nicht bemerkt haben, denn es ziemt

weder dir noch mir, die Augen zur Tochter des Sultans zu erheben.“

Ferhad entfernte sich beschämt, denn er empfand wohl, daß er sehr unschicklich gesprochen hatte. Er sollte die Augen zu keiner fremden Frau erheben, am wenigsten zur Tochter des Kalifen; — aber wenn er auch sein Unrecht erkannte, so war es ihm doch unmöglich, das flüchtig geschaute Bild aus seinem Herzen zu verbannen. Es verfolgte ihn während des ganzen Tages und der darauf folgenden Nacht. — Als er am nächsten Morgen seinen üblichen Gang durch die Stadt antrat, war seine Hauptsorge, wie er es wohl anfangen könnte, um die Prinzessin wieder zu sehen, und da er mehrere Bürgersleute kannte, die in der Umgegend des Seraï wohnten, und bei denen er als ein freundlicher Mann „auf dem Wege Gottes“ wohlgelitten war, so wurde es ihm leicht, vieles, was auf die äußerlichen Lebensgewohnheiten der Sultanstochter Bezug hatte, in Erfahrung zu bringen, so daß er ihr fortan fast täglich, so oft sie ihre Ausfahrt nach den „Süßen Wassern“ unternahm, in den Weg treten konnte.

Dies erregte keine Aufmerksamkeit, denn seine menschenfreundliche Thätigkeit brachte es mit sich, daß er sich in allen Straßen der Stadt unbeargwohnt bewegen konnte, doch waren seine scheuen Blicke schon verschiedene Male den leuchtenden Augen der schönen Prinzessin begegnet, und ihn bewegte ein wonniges Gefühl, daß sie angefangen hätte, auf ihn acht zu geben und ihn von der großen Menge zu unterscheiden. Wohl wußte er, daß sein Thun ein ungerechtes und thörichtes sei, und er legte sich

ſelbſt Buße dafür auf, indem er monatelang faſtete und allem entſagte, was ihm früher Freude gemacht hatte, namentlich auch der Muſik; — aber die Kraft, ganz von ſeinem Vorhaben zurück zu treten, gebrach ihm: wie ſeinem Leibe das tägliche Brot, ſo war es ſeiner Seele ein unwiderſtehliches Bedürfnis geworden, Senïeh Sultana zu ſehen, und er fühlte ſich krank und lebensüberdrüſſig, wenn einmal mehrere Tage vergingen, ohne daß er ſie angetroffen hatte. Die kurze Sekunde einer Begegnung mit ihr genügte dagegen, ſein pochendes Herz mit neuem Mut zu füllen, obgleich er ſich nicht etwa mit wahnwitzigen Hoffnungen trug, ſondern wohl wußte, daß ſeine Liebe zur Tochter des Kalifen eine verzweifelte war. Aber dieſe Liebe hatte ſich ſeines ganzen Weſens in dem Maße bemächtigt, daß es ſein Leben ausfüllte, die Geliebte von Zeit zu Zeit ſehen zu dürfen.

Mit dem Einbrechen der kalten Jahreszeit zeigte ſich die Prinzeſſin nur noch ſelten außerhalb des Seraï, und Ferhad erkrankte an der Entbehrung, ſie regelmäßig zu ſehen, als hätte man ihm die körperliche Nahrung entzogen. Doch trieb es ihn noch täglich in die Nähe von Top-Kapu. Mancher Mitleidige, der ſein abgemagertes, vergrämtes Geſicht ſah, machte ihm, auch ohne einen Trunk gefordert zu haben, ein Geldgeſchenk. Ferhad ſammelte auf dieſe Weiſe, und ohne darauf zu achten, eine für ſeine Verhältniſſe nicht unbedeutende Geldſumme, denn er lebte nur von trockenem Brot und den gewöhnlichſten Gemüſegattungen und konnte mit einem Piaſter (etwa achtzehn Pfennige), den er täglich ausgab, alle Bedürfniſſe ſeines Leibes beſtreiten.

Im Palast herrschte um diese Zeit große Bekümmernis. Senïeh Sultana war plötzlich schwer erkrankt. Die weisen Frauen und Ärzte, die herbeigerufen waren, standen ratlos an dem Bette, auf dem sie mit geschlossenen Augen, bleich und still dalag. An ihrer Seite hielt sich der Sultan, das Antlitz so weiß und starr wie das eines Toten, denn er liebte seine Tochter über alles auf Erden; — aber nur seine furchtbare Ruhe ließ den Schmerz ahnen, der an seinem Herzen nagte. — Senïeh stieß einen leisen, tiefen Seufzer aus, und dann blieb sie unbeweglich liegen. Nach langen, qualvollen Minuten für die Umstehenden legte eine der weisen Frauen zuerst die Hand, dann das Ohr an das Herz Senïehs und horchte aufmerksam, inmitten tiefster Stille. Nachdem sie sich gesenkten Hauptes abgewandt hatte, trat der alte, durch seine Gelehrsamkeit berühmte Arzt an das Bett. Er hielt einen hellen Spiegel vor den Mund der regungslosen jungen Gestalt — aber kein Hauch trübte die reine Fläche; darauf untersuchte er die Augen, die er sanft öffnete, die Zunge, das Herz, die Füße der Liegenden, und dann wandte er sich, die Hände über seinen Gürtel gekreuzt, zum Sultan, verbeugte sich ehrfurchtsvoll und sagte leise, mit zu Boden geschlagenen Augen:

„Alles, was atmet, muß den Tod kosten."

Die hohe Gestalt des Padischah schien zusammen zu schrumpfen, als sei ihm eine unerträgliche Last auf die Schultern gelegt worden, aber gleich darauf hörte man ihn tief aufatmen und sah, wie sich seine mächtige Gestalt wieder emporrichtete. — „Gott allein ist ewig," sagte er und entfernte sich festen, feierlichen Schrittes.

Nach etwa vier Stunden, die der Sultan allein in seinen Gemächern zugebracht hatte, erschien der Imam des Palastes vor ihm, um zu bitten, der Großherr möge die zur Beerdigung der Prinzessin nötigen Bestimmungen erlassen. In dem Vaterherzen wogte ein schwerer Kampf. Der Imam erkannte dies und sprach leise vor sich hin wie in einem Gebete: „Du sollst einen Toten nicht über der Erde weilen lassen — denn ist ihm das Paradies beschieden, so darfst du die Stunde seiner Glückseligkeit nicht hinausschieben; wäre er aber der Verdammnis verfallen, so soll der Erdboden sogleich von seiner Gegenwart gereinigt werden."

Der Sultan sprach den Spruch des heiligen Koran andächtig nach, und das hehre Pflichtgefühl des Kalifen siegte über jede menschliche Schwäche. Er gab die zur Bestattung seiner Tochter nötigen Befehle, sagte, daß er selbst der Leichenfeier beiwohnen werde, und entließ darauf den Imam. Dieser, in Erwartung der Zustimmung des gottesfürchtigen Sultans, hatte bereits die wichtigsten Anordnungen zum Begräbnis der Prinzessin getroffen. Alle anderen Einzelheiten der heiligen Handlung wurden nun schnell erledigt, denn der kurze, rauhe Wintertag nahte seinem Ende, und eine Stunde vor Sonnenuntergang bewegte sich der Leichenzug schnellen Schrittes, wie es die Religion befiehlt, der Türbe (Totenkapelle) zu, in der die irdischen Überreste mehrerer nächsten Anverwandten des Sultans aufgebahrt waren, und nun auch der Körper Seniehs zur ewigen Ruhe bestattet werden sollte. Der Sultan schritt unmittelbar hinter dem Sarge seiner Tochter. Niemand wagte, die Augen zu ihm zu erheben. — Auf

dem Wege vom Palaſt bis zur Türbe, herrſchte Totenſtille.

Die Nachricht von der Krankheit und dem Hinſcheiden der Sultanstochter hatte ſich ſchnell in Stambul verbreitet. Ferhad war einer der erſten, zu dem ſie gedrungen war. Sie traf ihn wie ein ſchwerer Schlag, ſo daß er beinahe umgefallen wäre und mehrere Minuten wie betäubt daſtand. Als er wieder zu ſich kam, war ſein erſter Gedanke, daß das Leben nun keinen Wert mehr für ihn habe: freudlos und kalt wie eine dunkle Winternacht erſchien es ihm, er wünſchte ſich den Tod, und nur die Furcht Gottes hielt ihn davor zurück, ſelbſt Hand an ſich zu legen. Faſt beſinnungslos vor Schmerz begab er ſich nach der Türbe, wo die Leiche Seniehs beigeſetzt werden ſollte, um dort für die unzeitig Abberufene zu beten. Die Totenkapelle und der Garten, in dem ſie ſich erhebt, waren für die große Menge abgeſperrt, den Sebildſchi jedoch ließ man wegen ſeines gottgefälligen Gewerbes in den Garten treten, wo er verblieb, bis der Sultan, nach Beendigung der Feier, die Türbe wieder verlaſſen hatte. Ferhad, der mehreren der Anweſenden Waſſer gereicht und dabei den frommen Spruch: „Der Verſtorbenen zum Heil!“ ausgeſprochen hatte, erhielt von einem hohen Hofbeamten ein anſehnliches Geldgeſchenk.

Die Sonne war untergegangen, der Schnee fiel in dichten Flocken und bedeckte den Garten wie mit einem großen Leichentuch. Es war bitter kalt. Alle, die an der Beſtattung teilgenommen hatten, waren dem Sultan, dem Hauptleidtragenden, gefolgt, und in der Totenhalle, die durch einige Wachskerzen ſpärlich erleuchtet war, befanden

sich bald nur noch der Türbedar (Kirchendiener) und Ferhad. Dieser kniete in der Nähe des Sarges und betete inbrünstig, wobei er bittere Thränen vergoß. Der greise Türbedar beobachtete ihn mit Erstaunen.

„Warum weinst du?“ fragte er nach einer Weile. „Welches Leid kann dir der Tod einer Sultanstochter zufügen?“

„Ich weine, weil mich dieser Tod daran erinnert, daß ich in kurzer Zeit alles verloren habe, woran mein Herz hing,“ antwortete Ferhad. „Ich bin sehr unglücklich, und ich bete hier in der Hoffnung, dadurch meine Schmerzen zu lindern.“

„Das Gebet ist gut,“ sagte der Greis, „aber noch besser ist gottergebene Fassung.“

Ferhad erhob sich und nickte bedeutungsvoll mit dem Haupte. „Ihr habt recht, Vater. Ich danke Euch für frommen Rat.“ Als er ihn dabei anblickte und ein müdes, mildes Antlitz vor sich sah, fügte er hinzu: „Ich hoffe, Ihr steht nicht allein in Eurem hohen Alter, sondern habt Angehörige in Eurer Nähe, die Euch pflegen würden, wenn Ihr, was Allah verhüten möge, krank werden solltet.“

Da zog ein friedliches Lächeln über das ehrwürdige Gesicht des Alten, und er erwiderte: „Allah sei gepriesen! Ich habe Kinder, Enkel und Urenkel, und ich bin ihnen keine Last, sondern kann den Jüngsten noch manch kleine Freude bereiten, da ihr Vater arm ist.“

„Gestattet mir, zur Freude der Kleinen beizutragen,“ sagte Ferhad. „Ich habe heute mehr Geld erhalten, als ich in einem Monat verzehren könnte, und ich ge-

brauche wenig, da ich allein ſtehe; auch iſt durch Erſparniſſe, die ich gemacht habe, auf lange Zeit hinaus für all' meine Bedürfniſſe reichlich geſorgt."

Mit dieſen Worten zog er die Summe Geldes aus dem Gürtel, die ihm der hohe Hofbeamte kurz vorher geſchenkt hatte, und reichte ſie dem Alten. Dieſer zauderte einen Augenblick, dann nahm er das Geſchenk. „Ihr gebt freudig," ſagte er dabei, „und ich danke Euch herzlich dafür in meinem und meiner Urenkel Namen. — Gott vergelte es Euch tauſendmal!"

Ferhad hatte ſich wieder neben dem Sarge niedergelaſſen, um weiter zu beten. Nach einer Weile unterbrach ihn der Türbedar von neuem: „Gedenkſt du noch lange hier zu bleiben, mein Sohn?"

„Ich möchte, Ihr erlaubtet mir, die Nacht hier im Gebet zu verbringen," antwortete Ferhad.

„Schrecken dich Kälte und Einſamkeit nicht?"

„Ich bitte Euch, laßt mich hier verweilen."

„Es ſei denn wie du es wünſcheſt," ſagte der Türbedar. „Ich werde zum Sabach namasy (Frühgebet vor Sonnenaufgang) zurückkehren. Sollteſt du die Halle vorher verlaſſen, ſo verſchließe ſie und reiche mir den Schlüſſel durch das Fenſter, das ich öffnen werde, ſobald du an die Thüre meines Hauſes klopfſt. Ich habe einen leiſen Schlaf. Folge mir, daß ich dir meine Wohnung zeige. Die Gartenthür wird von innen verriegelt. Ich werde ſie verſchließen, nachdem du gegangen biſt."

Darauf begleitete Ferhard den Alten bis nach deſſen kleinem Hauſe, das im Garten ſelbſt, dicht neben der Türbe gelegen war, und dann begab er ſich wieder in

den ſtillen, matt erleuchteten, hohen Dom, in dem er mit den Toten, die dort ruhten, allein blieb.

Es war ganz ſtill rings um ihn her, ſo ſtill, daß er das Brennen der hohen Wachskerzen gleich dem Nagen einer Maus in einem entfernten Raume zu vernehmen glaubte. Der Schnee fiel noch immer. Die dichten Flocken lagerten ſich wie eine Decke aus weichem, leichtem Flaum auf die langen Fenſterſcheiben und gaben einen ſchwachen, geiſterhaften Schein, der auf die mächtigen ſilbernen Kandelaber, die Metallverzierungen der Särge und die koſtbaren ſeidenen und wollenen Shawls fiel, mit denen dieſe behangen waren. Aus dem Munde des leiſe betenden Ferhad ſtieg der Atem wie durchſichtiger Weihrauch empor, denn eiſige, reine Luft füllte den hohen Raum. Aus einer unſichtbaren Öffnung des Domes zog ein ſchmaler, ſcharfer Zugſtreifen quer durch die Kuppel. Eines der Lichter, das davon getroffen wurde, flackerte hin und her; die anderen Kerzen ſchwelten mit langen ſchwarzen Dochten in dunkelroter, ruhiger Glut.

Nach geraumer Zeit wurde die Stille unterbrochen. Vom nahen Minaret rief die helle, klare Stimme des Muëſin zum fünften, dem Nachtgebet. Dann wurde es wieder ſtill, ganz ſtill . . . Plötzlich fuhr Ferhard erſchreckt in die Höhe. Ganz deutlich hatte ſein Ohr, obgleich es nicht aufmerkſam war, einen unheimlichen, dumpfen Laut vernommen. Er blickte ſcheu um ſich. Nichts in ſeiner Umgebung hatte ſich verändert. Schon glaubte er das Opfer einer Selbſttäuſchung geweſen zu ſein, da ließ ſich derſelbe Ton, diesmal unverkennbar in ſeiner unmittelbaren Nähe, vernehmen: ein leiſes, langes Stöhnen.

Er sprang entsetzt auf. Was er gehört hatte, schien aus dem Sarge zu kommen, neben dem er kniete. Nun lauschte er atemlos, das Ohr an die Totenbahre gelegt, und gleich darauf stieß er einen leisen Schrei aus: in dem dunklen Gemach, in dem Senïeh zur ewigen Ruhe bestattet war, lebte etwas, bewegte sich etwas.

„Senïeh lebendig begraben!" Der Gedanke allein, nichts als dieser eine Gedanke füllte Ferhads Herz und Hirn. Die Heiligkeit des Grabes, das Ungeheuerliche, daß er, ein Mann, den Leib der Sultanstochter berühren würde, waren vergessen. In wahnsinniger Hast riß er die Decken von dem Sarge, und mit Anwendung fast übermenschlicher Kraft gelang es ihm, die verschlossene Lade zu öffnen und deren schweren Deckel zu lüften. Und da, unter dem schneeweißen seidenen Leichentuch zeigten sich die Umrisse des Körpers der über alles Geliebten. Mit zitternden Händen zerriß Ferhad Tuch und Schleier und entblößte Senïehs bleiches Haupt, aus dem ihn weitgeöffnete, dunkle Augen schreckhaft anstarrten.

„Wo bin ich? — Wer bist du?" fragte die Totgeglaubte. Sie war bemüht, sich emporzurichten, aber die Decken und Tücher, in die sie eingehüllt war, machten es ihren schwachen Kräften unmöglich, sich zu bewegen. Als Ferhad dies erkannte, umfaßte er die leichte Gestalt mit seinen starken Armen und richtete sie halb in die Höhe, so daß Senïeh, im Sarge sitzend, um sich schauen konnte. Sie glich einer Geistererscheinung mit ihrem weißen Antlitz, den dunklen Augen und den langen schwarzen Haaren, die, in zwei gleiche Teile geordnet, wie ein dichter Schleier aus langen seidenen Fäden,

Schultern und Bruſt bedeckten und bis über die Kniee hinabfielen.

„Wo bin ich?“ wiederholte ſie; aber als ſie die Särge erblickte, da durchſchauerte ſie die Erkenntnis des entſetzlichen Schickſals, das ſie bedroht hatte, und ſie wimmerte leiſe.

„Ihr ſeid gerettet, Herrin!“ tröſtete Ferhad. „Beruhigt Euch. Allah hat gnädig verfügt, daß ich erkennen ſollte, Ihr wäret noch am Leben, und Euch aus dem Grabe befreien konnte.“

„Wer ſeid Ihr?“ fragte Senïeh.

„Ich bin ein armer Sebildſchi. Mein Name iſt Ferhad.“

„Ihr ſeid mein Retter! Mein Vater wird Euch reich und mächtig machen.“ Und nach einer kleinen Weile fügte ſie hinzu: „Ruft meine Leute, daß ich dieſen Ort verlaſſe.“

Ferhad war inzwiſchen wieder zu vollem Bewußtſein gelangt und erkannte, daß er durch ſein unbedachtes Vorgehen ſein Leben verwirkt hatte. Er blickte traurig vor ſich hin.

„Habt Ihr meinen Befehl nicht verſtanden?“ fragte die Prinzeſſin mit einem leichten Anflug von Ungeduld.

Da warf ſich Ferhad auf die Kniee und ſagte demütig: „Ihr nanntet mich Euren Retter, Herrin. Darf ich um eine Gnade bitten?

„Sprich.“

„Leiht mir für einige Minuten Gehör.“

„Du darfſt ſprechen.“

„Ich ſehe Euch heute nicht zum erſten Male," begann Ferhad.

„Ich erkenne dich," unterbrach ihn die Prinzeſſin ernſt, doch nicht ſtreng, und ihre Augen ruhten mild auf dem Antlitz des ſchönen Jünglings.

Ferhad atmete nach dieſem erſten Bekenntnis erleichtert auf. Dann fuhr er, die Augen zu Boden geſchlagen, in ehrfurchtsvollem Tone fort und erzählte, wie der Anblick der Prinzeſſin ihm unbegrenzte Verehrung für ſie eingeflößt und die Nachricht ihres Todes ſein Herz mit tiefem Schmerz gefüllt habe. Dieſe Gefühle hätten ihn zur Ausübung einer frommen Pflicht in die Türbe geführt, und dieſe Gefühle wären die einzige Erklärung dafür, daß er es gewagt habe, das Grab der Sultanstochter zu entweihen, ihr Angeſicht zu ſchauen und ihren Körper zu berühren. „Dafür habe ich den Tod verdient," ſchloß er ſeine Rede, „aber ich erleide ihn gern, denn ich ſterbe für Euch, Herrin!"

Senïeh hob langſam das ſtolze, ſchöne Haupt und ſagte ruhig: „Sollteſt du mich ſterben laſſen? Das wäre grauſam geweſen. Und ſollteſt du ſterben müſſen, weil du mir das Leben gerettet haſt? Das wäre ungerecht."

Aber Ferhad, der die heiligen Geſetze und Gebräuche kannte, wußte, daß er ſich eines Verbrechens ſchuldig gemacht hatte, daß er dem Tode verfallen war. Es hätte Mittel und Wege gegeben, die Lebendigbegrabene in geſetzlicher Weiſe vom Tode zu retten; Ferhad aber hatte gar nicht daran gedacht, ſolche Mittel zu ſuchen, ſondern in frevelhafter Haſt, der eine ſündige Leidenſchaft zu

Grunde lag, das Gesetz gebrochen. — Senïeh hörte ihm gelassen zu, während er dies auseinandersetzte, dann sagte sie ruhig:

„Ich will nicht, daß deine barmherzige Handlung mit Strafe vergolten werde. Ist das Gesetz wirklich so hart, wie du es beschreibst, so entziehe dich ihm, bis es mir durch Fürsprache bei meinem Vater gelungen sein wird, es für dich zu mildern. Entferne dich sogleich und verbirg dich. Ich werde den Türbedar hier erwarten und ihm, wenn er kommt, sagen, ich selbst hätte mich gerettet, nachdem ich aus meinem todesähnlichen Schlafe erwacht war."

Es ward Ferhad nicht schwer, Senïeh zu erklären, daß dieses Ansinnen ein kindliches sei. Der Wächter würde sogleich erkennen, daß ein starker Mann Senïeh befreit habe, und daß Ferhad dieser Mann gewesen sei. Verbergen könne er sich aber nicht, denn er sei als Sebildschi im Stadtviertel bekannt, und die Häscher des Tomruk Aghassi (Polizeipräfekten) würden ihn mit Leichtigkeit ausfindig machen.

Da wurde Senïeh kleinlaut und mutlos. Die Schwäche ihres Geschlechts, ihres jugendlichen Alters und wohl auch die Folgen der schweren Krankheit, von der sie sich soeben erst erhoben hatte, ließen sie plötzlich zusammenbrechen. — „Aber ich will nicht, daß du stirbst," sagte sie leise weinend. „Du sollst leben, weil du mir wohlgethan hast, weil ich dir dankbar bin, weil ich dich liebgewonnen habe. Du bist stark und klug: ersinne ein Mittel, dich zu retten."

„Es giebt keines," entgegnete Ferhad traurig.

„Keines? — keines?" wiederholte sie fragend und

nun bitterlich weinend. „Dann wäre es besser gewesen, du hättest mich nicht vom Tode befreit, denn wie könnte ich fortan noch glücklich werden, wenn ich mir sagen müßte, daß mein Leben um den Preis des deinen erkauft worden ist.“

Ferhad blickte sinnend zu Boden. Endlich sagte er: „Es gäbe vielleicht ein Mittel, mich zu retten.“

„Welches?“ rief Senïeh.

„Ich wage nicht, es zu nennen.“

„Ich befehle dir, zu sprechen.“ Sie hatte ihre Thränen getrocknet und war wieder die Sultanstochter, die ihren Willen zu erkennen gab.

„Auf Euren Befehl denn, Herrin!“

„Auf meinen Befehl; sprich sogleich, ohne Umschweife, ohne Rückhalt!“

„Ihr müßtet darein willigen, mir in meine armselige Hütte zu folgen und dort zwei Tage lang verborgen zu verweilen. Während der Zeit könnte ich meine Flucht vorbereiten und über die Grenzen des Reiches entkommen.“

„Du kennst mich nicht,“ sagte Senïeh milde, „und darum verzeihe ich dir, daß du an mir zweifeln konntest und es eines Befehles bedurfte, um dich sagen zu lassen, was doch so natürlich ist. Ich bin nicht undankbar, und ich bin nicht kleinmütig, und gern thue ich, was du verlangst, um dein Leben zu retten.“

Ferhad warf sich auf die Kniee und sagte inbrünstig: „Ich danke Euch, Herrin! Aber nun müssen wir eilen, uns von hier zu entfernen . . . Könnt Ihr Euch allein erheben, oder bedürft Ihr dazu meiner Hilfe.“

„Ich kann mich allein erheben.“

Ferhad wandte ſich ab, während die Prinzeſſin aus dem Sarg ſtieg und ſich verſchleierte. Dann bedeutete ſie Ferhad, ſich ihr wieder zu nähern, und ſah, wie er den Sarg verſchloß und ſorgfältig die Tücher und Shawls ordnete, die ihn verdeckt hatten. Nach einer Viertelſtunde verriet nichts mehr, daß das Grab von unbefugten Händen berührt worden war. Die ſchwere Arbeit hatte Ferhads Antlitz gerötet, und ſeine Augen blitzten in freudigem Mute. Er verbeugte ſich vor der Prinzeſſin und ſagte: „Nun geruhet, mir zu folgen, und geſtattet mir ſodann, Euch zu tragen, damit nicht der Türbedar Eure Fußſpuren im Schnee finde.“

Darauf verließen die beiden das Totenhaus. Ferhad verſchloß die Thür, trug den Schlüſſel zum Türbedar und eilte dann zu Senïeh zurück, die ihn in der verdeckten Vorhalle der Türbe erwartet hatte. Sie ließ ſich von ihm wie ein Kind in die Höhe nehmen, ſchlang zutraulich den Arm um ſeinen Nacken, und er lief mit der ſüßen Laſt, die ihn federleicht dünkte, zur Gartenthür hinaus. Die dunklen Straßen und engen Gaſſen, die er durchſchritt, waren menſchenleer, und unbehelligt und wohlbehalten erreichte er ſeine Wohnung. In dem Augenblick, als er die Schwelle derſelben überſchritt, rief der Muëſin zum Frühgebet. Niemals in ſeinem Leben hatte Ferhad mit ſolcher Inbrunſt gebetet wie zu jener Stunde.

In der Hütte Ferhads, die aus vier von einander getrennten kleinen Zimmern beſtand, ſah es reinlich und wohnlich aus, denn der arme Sebildſchi hatte die Ge-

wohnheiten seiner glücklichen Kindheit im reichen elterlichen Hause bewahrt; auch waren ihm von seinem früheren Wohlstande einige gute Teppiche, Tücher, Decken und weiche Kissen verblieben. Damit richtete er nun das beste der Zimmer behaglich ein, und als der große Mangal (Kohlenbecken) eine halbe Stunde darin geglüht hatte, gewährte der bescheidene Raum ein Unterkommen, in dem sich auch ein verwöhntes junges Mädchen wohlbefinden konnte. Nachdem Senïeh dies Gemach betreten und Ferhad sich mit stummem Gruß entfernt hatte, warf sie sich auf das Lager und verfiel sogleich in einen tiefen Schlaf, aus dem sie erst zur Mittagszeit wieder erwachte.

In geringer Entfernung von Ferhads Hütte wohnte eine ältliche, alleinstehende Frau, eine befreite Sklavin, die bis zum Tode seiner Mutter als erste Dienerin in deren Harem gewaltet hatte und den Sohn des Hauses, Ferhad, so zärtlich und uneigennützig liebte, als ob er ihr eigenes Kind gewesen wäre. Zu dieser, der getreuen Gülnar, begab sich nun Ferhad und sagte ihr, ein junges Mädchen, nach deren Herkunft sie nicht forschen dürfe, habe sich unter seinen Schutz begeben und werde während einiger Tage wie eine Schwester bei ihm wohnen. Er bäte deshalb Gülnar, die Fremde zu bedienen und zu dem Zweck zeitweilig bei ihm zu wohnen. Die Alte war innig erfreut, ihrem geliebten Ferhad gefällig sein zu können, und als Senïeh aus tiefem Schlaf erwachte, erblickte sie neben ihrem Lager eine bescheiden gekleidete Frau mit gutem, stillem Gesichte, in der sie alsbald eine so gewandte und angenehme Dienerin erkannte, daß sie

die zahlreichen Sklavinnen, die sie im kaiserlichen Harem umgeben hatten, nicht einen Augenblick vermißte.

Nach Sonnenuntergang fand sich Ferhad wieder ein, ließ sich bei Senïeh anmelden und wurde von ihr wie ein Bruder empfangen. Er erzählte ihr, er habe sich auf einem griechischen Fahrzeug, das in zwei Tagen in See stechen sollte, als Matrose verdungen und werde sich bereits am nächsten Tage von der Prinzessin verabschieden; er bäte diese jedoch, nach seiner Abreise noch einen Tag in der Hütte zu verbleiben, damit er vor jeder Verfolgung der türkischen Behörden gesichert sei . . . „Gülnar wird nach besten Kräften für Euer Wohlbefinden sorgen," fügte er hinzu, „und ich hoffe, Ihr werdet Euren Harem nicht zu schmerzlich entbehren."

Senïeh gab durch ein stummes Zeichen ihre Zustimmung zu erkennen und. blickte nachdenklich vor sich hin. Nach langem Schweigen fragte sie leise: „Ihr sagt, daß Ihr mich bereits morgen verlassen wollt."

„Ich muß in der That morgen abend an Bord gehen, denn die Stunde der Abfahrt des Schiffes am nächstfolgenden Tage ist nicht vorher zu bestimmen. Sie hängt von Wind und Wetter ab. Darum bat ich Euch, Herrin, nach meiner Abreise noch einen Tag in dieser Hütte verweilen zu wollen."

„Ich wünsche noch länger als einen Tag hier zu bleiben," sagte Senïeh. „Ich befinde mich wohl in Eurem Hause, Gülnar sorgt freundlich und gut für mich, und ich fühle mich zu schwach, um das Zimmer so schnell zu verlassen . . . Müßt Ihr bereits morgen gehen, Ferhad Effendi? Könnt Ihr mir nicht Zeit geben, zu genesen?"

„O Herrin!“ stammelte Ferhad, der bei den Worten Seniehs bleich geworden war.

„Nun,“ fuhr diese fort, „müßt Ihr morgen bereits gehen?“

„Nur der Wunsch, Euch nicht zur Last zu fallen, zwingt mich dazu,“ antwortete Ferhad.

„Ihr fallt mir nicht zur Last, und es ist mein Wunsch, daß Ihr zu meinem Schutz und zu meiner Beruhigung hier verweilt, bis ich Euch mitteile, daß ich mich stark genug fühle, um Euren Konak zu verlassen und in meinen Harem zurück zu kehren.“

Nun begann eine schöne Zeit im Leben des armen Sebildschi. Während des Tages ging er in gewohnter Weise seinem Gewerbe nach, und er mußte dies auch thun, um den erhöhten Aufwand seines Hausstandes bestreiten zu können; aber nach Sonnenuntergang lohnten ihn für seine Mühen lange Stunden vertraulichen, harmlosen Zusammenseins mit der angebeteten Sultanstochter. Sie erblühte schnell wieder zu herrlichster Gesundheit, die ihre Schönheit noch vergrößerte, und erschien vollkommen glücklich in dem engen, bescheidenen Kreise, in dem sich ihr Leben jetzt bewegte, und der so verschieden war von der Pracht und Größe, die ihre Kindheit im kaiserlichen Harem umgeben hatten. Sie empfing Ferhad wie einen älteren Bruder, doch hatte sie den Schleier nicht wieder vor ihm abgelegt, aber der war so fein, daß Ferhad darunter alle Linien des anmutigen Antlitzes, das frische Rot des süßen Mundes, das schneeige Weiß der kleinen Zähne deutlich erkennen konnte, und zwischen der schmalen Öffnung des Schleiers strahlten ihn die großen, tiefen Augen mild und ruhig an.

So vergingen Tage, Wochen, so vergingen Monate, die für Ferhad von vollkommenem Glück gewesen wären, hätte ihn nicht den Tag über, so lange er von der Geliebten getrennt war, der Gedanke geängstigt, Senïeh werde ihn verlassen. Sie war die Sonne seines Lebens, verschwand sie, so war er ausgestoßen in dunkle, kalte Nacht. Er konnte die Schwelle seines Hauses niemals ohne eine Beängstigung überschreiten, die ihm die Brust zusammenschnürte. „Heute wird sie wieder sagen, daß ich zu gehen habe," war dann sein Gedanke, und der verschwand erst, nachdem Senïeh ihn mit unveränderter, ruhiger Freundlichkeit bewillkommt hatte.

Eines Abends erschreckte Ferhad eine Veränderung in ihrem Gruß. Senïeh erschien ihm ernst und nachdenklich, wie er sie nie zuvor gesehen hatte. „Nun ist alles verloren," sagte ihm sein gequältes Herz. Bleich und zitternd stand er vor ihr, aber sie bemerkte es nicht, so sehr war sie mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Nach langem Schweigen sagte sie leise, ohne ihn anzublicken, wie zu sich selbst sprechend:

„Die Luft ist lau. Die Bäume beginnen zu grünen. Es wird Frühling — Als ich dies Gemach zum ersten Male betrat, herrschte der Winter." Sie schlug die Augen auf, die in feuchtem Schimmer glänzten. „Erinnert Ihr Euch der weißen, kalten Nacht, da Ihr mich hierher trugt? — Wie gut Ihr wart! Und ich habe Euch dafür nie gedankt."

„Daß Ihr mir das Vertrauen schenktet, bei mir zu weilen, war mir reicher Lohn," erwiderte Ferhad.

„Es freut mich, daß es Euch keine Last war, und

ich erkenne darin einen neuen Beweis Eurer Güte; aber das vergrößert nur die Schuld meiner Dankbarkeit . . . Wie kann ich sie abtragen?“

„O, sprecht davon nicht!“ Er war vollständig entmutigt. Er zweifelte nun nicht mehr daran, daß die Prinzessin ihn verlassen wollte, und er glaubte, sie beabsichtige, ihn vorher für die Dienste, die er ihr geleistet hatte, zu belohnen — vielleicht durch ein großes Geldgeschenk. Der Gedanke beschämte ihn, er empfand ihn als einen Vorwurf seiner Niedrigkeit. Wie hatte er so thöricht sein können, auch nur für einen Augenblick die ungeheure Entfernung zu vergessen, die den armen Sebildschi von der Tochter des mächtigen Sultans trennte?

„Ich will aber davon sprechen,“ unterbrach ihn Senïeh. Es war nichts in dem Tone ihrer Stimme, was an die Prinzessin erinnerte, die daran gewöhnt ist, Gehorsam zu finden, wenn sie sagt: ‚Ich will!‘ Es klang vielmehr wie verhaltenes Weinen. „Ich will davon sprechen — ich will! . . . Erkennt Ihr nicht, Effendi, daß ich schon zu lange bei Euch geblieben bin, daß unser Zusammensein zu Ende gehen muß? . . . Antwortet mir — sprecht!“

„Ich erkenne es, Herrin.“

„Haltet Ihr es für möglich, unsere Trennung noch für lange Zeit hinauszuschieben?“

„Nein.“

„Wißt Ihr dazu kein Mittel?“

„Ich weiß keines — keines.“ Er sprach leise, mit großer Traurigkeit. Es wurde ihm unendlich schwer,

die Fassung nicht zu verlieren, seine Thränen zurückzuhalten.

Seniehs Atem flog, ihre Augen glänzten wie im Fieber; aber auch sie war stark und wußte sich zu beherrschen. „Und habt Ihr bedacht, was aus mir werden wird, wenn wir uns trennen müssen?“ — Ferhad starrte sie mit weitgeöffneten Augen verwundert an. — „Ihr meint, ich hätte nichts zu thun, als zu meinem Vater zurückzukehren, wo ich Friede und Glück finden würde. — Mein Vater . . . Seit Monaten bin ich tot für ihn, tot für alle, die mich gekannt haben — und von allen vergessen! So will es das heilige Gesetz — und ich klage nicht darüber. Ich habe drei Geschwister verloren, die meine einzigen Genossen waren, und meine heißgeliebte Mutter. Mein Bruder war meines Vaters Abgott. Sein ganzes Herz schien an ihm zu hängen. Unsere Mutter war des Sultans Liebling vor allen anderen Frauen seines Harems. Unheilbar schien seine Trauer, als sie ihrem einzigen Sohn, meinem Bruder, ins Grab folgte. . . Wie schnell sind beide vergessen! Vielleicht denkt der Großherr in seinem innersten Herzen noch an sie. Wer kann den Gewaltigen durchschauen? Aber glaubt Ihr, daß er sich meiner noch erinnert, einer Tochter, die zu nichts bestimmt war, als einem Günstling zum Gemahl gegeben zu werden? Ich glaube es nicht. Ich bin tot auch für ihn — ich bin vergessen — nur für Euch lebe ich noch. Und wäre dem nicht so, gedächte der Sultan noch meiner — könnte er mir je verzeihen, daß ich mich freiwillig von ihm getrennt habe? Sein Zorn würde furchtbar sein, gerade weil sein Schmerz so

tief gewesen ist. Er würde mich töten . . . Ich habe an vieles gedacht während der einsamen Stunden, die Eure Abwesenheit vom Hause mir schuf, auch an das Unwahrscheinliche, mein Vater könnte mir verzeihen. Dann würde ich in meinen Harem zurückkehren und mich wohl bald mit einem Prinzen vermählen. Dich aber, Ferhad, dem ich mein Leben verdanke und größeres Glück, als ich je geahnt hatte — dich würde ich niemals wiedersehen!" — Sie konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten. Sie wandte sich weinend ab und barg ihr Gesicht in beiden Händen.

Ferhad konnte lange keine Worte finden für das, was ihn so tief bewegte. Endlich kniete er neben der noch immer still weinenden Senïeh nieder und sprach mit bewegter, sanfter Stimme: „Ich glaube, ach, so gern, daß Ihr für alle tot, von allen vergessen seid und nur noch für mich lebt . . . Erinnert Ihr Euch, Herrin, der Nacht in der Türbe, als Ihr mir befahlt, Euch zu sagen, auf welche Weise mein Leben gerettet werden könnte?"

Senïeh hatte aufgehört zu weinen, aber ihr Gesicht war noch immer von Ferhad abgewandt. „Ich erinnere mich," gab sie kaum verständlich leise zurück.

„Heute, glaube ich, gäbe es vielleicht ein Mittel, mir mehr als das Leben zu retten — aber ohne Euren Befehl wage ich nicht es anzudeuten."

„Sprich!"

„Wenn die Sultanstochter, die in unerreichbaren Fernen über mir schwebte, wirklich gestorben wäre und ich neben einer Jungfrau kniete, die meine Liebe nicht beleidigt, dann würde ich sagen: ‚Es giebt ein Mittel,

das uns bis zum Tode vereint. Sei mein Ehegemahl, denn ich liebe dich von ganzem Herzen.'"

Da neigte Senïeh sich zu Ferhad, und er las in ihren Augen das Versprechen eines Glücks, das er nicht einmal ersehnt, weil er es für unmöglich gehalten hatte.

* * *

In Ferhads Hütte herschte seit einem Jahre stilles, ungetrübtes Glück. Gülnar stand dem kleinen Hauswesen mit nimmermüder Sorge und Tüchtigkeit vor, voll befriedigt, in der Gemahlin ihres Lieblings Ferhad eine milde, schöne Herrin gefunden zu haben; Senïeh hatte ihre großartige Vergangenheit vergessen, vermißte nichts von der Pracht und Herrlichkeit, die sie ihr geboten hatte, und lebte anspruchslos in dem bescheidenen Kreise, in den ihr Leben jetzt gebannt war; ihr Glück suchte und fand sie einzig in der treuen Liebe des geliebten Gemahls; dieser entfernte sich nur von ihr, um bei jedem Wetter, von früh bis spät, „auf dem Wege Allahs" die Mittel zu suchen, die geringen Kosten seines Hausstandes zu bestreiten. Sie wurden ihm in reichlichem Maße geboten. Als dem jungen Paar ein schönes Knäblein geboren ward, da glaubten Ferhad und Senïeh, es bleibe ihnen nichts mehr zu wünschen übrig, und sie dankten Gott, der das Maß ihres Glücks gefüllt hatte. Bald darauf wurde jedoch Ferhad unruhig und ängstlich. Er verbarg dies sorgfältig vor Senïeh, so daß diese keine Ahnung davon hatte, aber an seinem Herzen nagten Sorgen kleinlicher und drückender Art: Geldsorgen. Bei der Geburt des Sohnes hatte er verschiedene Anschaffungen

machen müſſen, die den Reſt ſeiner geringen Erſparniſſe vollſtändig aufgezehrt hatten, und ſeitdem war es ſeine täglich wiederkehrende Sorge, ſo viel Geld mit nach Hauſe bringen zu können, wie nötig war, um die Ausgaben des nächſten Tages zu decken. Bisher war ihm dies noch immer gelungen, aber ſchon verſchiedene Male hatte er nicht einen Para übrig gehabt, und an einem Abend hatte er gefaſtet, damit Senïeh und dem kleinen Osman am folgenden Tage nicht das Geringſte fehlen ſolle. — „Allah bewahre uns geſund," ſprach er vor ſich hin, — „aber wenn einer von uns krank würde!" Er ſchauderte zuſammen bei dem Gedanken, Senïeh oder ſeinen Sohn hilflos auf dem Krankenbett zu ſehen. — „Ich will zu meinem Freund, dem Derwiſch gehen," ſagte er ſich endlich; „er hat mir guten Rat gegeben, als er mich ‚auf den Weg Allahs' wies, wo ich mein Glück gefunden habe; er kann mir vielleicht auch heute aus der Not helfen."

Ferhad kannte das Kaffeehaus, in dem der alte Derwiſch zu beſtimmten Stunden des Tages zu finden war, und begab ſich dorthin. Bald hatte ſein Auge den Geſuchten entdeckt. Die beiden begrüßten ſich herzlich. Der Derwiſch war augenſcheinlich erfreut, ſeinen Lieblingsſchüler wieder zu ſehen und wünſchte ſogleich zu erfahren, welcher Art deſſen Schickſale ſeit ihrem letzten Zuſammentreffen geweſen waren. Ferhad erzählte, er habe ſich verheiratet, und Allah habe ſeine Ehe geſegnet, denn er ſei ſeit einigen Wochen Vater eines geſunden Knaben. Dazu beglückwünſchte der Derwiſch ſeinen jungen Freund, und dieſer dankte für das ihm bezeugte Wohlwollen.

Und sogleich fügte er hinzu, dies bewährte Wohlwollen führe ihn heute wieder zu seinem alten Lehrer, von dem er sich einen Rat erbitten wolle.

„Sprich, mein Sohn," sagte der Derwisch gelassen, denn er war einer von denen, die nicht fürchten, einen Dienst erweisen zu sollen.

Nun erzähle Ferhad von seinen Geldverlegenheiten und von der Notwendigkeit, in der er sich befände, mehr als bisher zu verdienen.

Der Mewlewi ließ ihn ruhig ausreden und saß dann noch längere Zeit nachdenklich da. Ferhad wußte aus früherer Erfahrung, daß der Derwisch Hast und Übereilung als eines Muselmans unwürdig betrachtete, und hatte wohl acht, ihn in seinem Gedankengang nicht zu unterbrechen. Endlich sprach der alte Mann:

„Ich könnte dir wohl eine Kleinigkeit schenken oder leihen, wenn dir das angenehmer sein sollte, und ich würde das eine wie das andere gern thun; — aber damit wäre dir nicht geholfen. Du willst dir selbst Geld verdienen. Das ist recht: Geschenke annehmen oder Schulden machen, bahnt eine breite Straße zu unwürdigen Handlungen. Nun verlangst du von mir zu hören, auf welche ehrliche Weise du wohl Geld verdienen könntest. Ich will versuchen, es dir zu sagen. — Kennst du den reichen Schevket Bey, den Sohn Oweïs-Paschas?"

„Den Verschwender?"

„Ich glaube, man nennt ihn so . . . Kennst du seinen Konak?"

„In Kassim Pascha, am Goldenen Horn?"

„So ist es. — Nun wohl: Schevket Bey liebt die

Muſik und war lange Zeit mein Schüler; doch ich konnte ihn nicht bewegen, mit dem nötigen Eifer zu arbeiten, und da verzichtete ich darauf, ſein Lehrer zu ſein. Aber wir blieben gute Freunde. Seine Fehler behelligten mich nicht, und mir gefiel ſeine Wohlthätigkeit; er ſeinerſeits liebte es, mich auf der Neïh zu hören. Da bat er mich denn wiederholentlich, ihn zu beſuchen und ihm etwas vorzuſpielen. Das that ich gern, und er belohnte mich jedesmal durch ein reichliches Geldgeſchenk für meine leichte Mühe. Vor einiger Zeit aber traf ich in ſeinem Hauſe zwei Ungläubige, einen Mann und eine Frau, und ſeitdem habe ich den Konak gemieden. Geſtern nun ſandte er wieder zu mir und ließ beſtellen, er würde ſich freuen, mich morgen abend zu ſehen. Ich ſchwankte noch, ob ich ſeiner Einladung folgen ſollte oder nicht, denn es iſt dem Muſelman erlaubt, einen Ungläubigen zu ſehen, ihn ſogar zuerſt zu grüßen, wenn ſeine Intereſſen dies erheiſchen; aber nun bin ich entſchloſſen, anf den Beſuch zu verzichten, um dir Gelegenheit zu bieten, Schevket Bey kennen zu lernen, und ſodann wohl auch, weil es mir keine Freude macht, vor Ungläubigen zu ſpielen, und ich des Geldes, das ich dadurch verdienen würde, nicht bedürftig bin. Begieb du dich alſo morgen, nach dem Abendgebet, zu Schevket Bey und ſage ihm, du kämſt auf meine Veranlaſſung und wärſt erbötig, vor ihm und ſeinen Gäſten, falls ſich ſolche eingefunden hätten, zu ſpielen. Er kennt deinen Namen ſchon, er wird mit dir zufrieden ſein und dich, wenn du ihn verläßt, reichlich beſchenken. Dies wird aber, ſo glaube ich, nur der Anfang zu anderen Zuſammenkünften mit Schevket Bey ſein,

und du dürfteſt dann in Zukunft als Neïhſenn das Doppelte und Dreifache von dem verdienen, was du als Sebildſchi erwerben kannſt.“

Ferhad dankte dem Derwiſch und begab ſich nach Hauſe, wo er ſeiner Frau erzählte, daß er am nächſten Abend in wichtigen Geſchäften ausgehen und erſt zu ſpäter Stunde wieder heimkehren werde. Es war das erſte Mal ſeit ihrer Verheiratung, daß er ſie nach Sonnenuntergang auf längere Zeit allein ließ, und ſie war darüber betrübt; aber ſie gab dies nicht zu erkennen. Daß Ferhad geldbedürftig ſein könnte, ahnte ſie nicht: ſie wußte überhaupt nicht, daß es Geldſorgen gäbe.

Ferhad wurde von Schevket Bey empfangen, ſobald er ſich bei dieſem hatte anmelden laſſen. Er traf ihn in einem geräumigen Gemach, das mit koſtbaren Teppichen und ſeidenen Stoffen ausgeſchmückt war. Außer ihm befanden ſich noch zwei Perſonen im Zimmer: ein Herr und eine Dame, in denen Ferhad auf den erſten Blick Ungläubige erkannte. Der Bey war ein ſehr großer, ſchöner Mann, mit bleichem, traurigem, müdem Antlitz. Auffallend darin war eine Narbe, wie von einem wuchtigen Säbelhieb, die ſich von der inneren Seite der linken Augenbraue über die ganze Stirn zog und unter dem Turban verlor. Der fremde Mann, in abendländiſchen Gewanden, war klein und ſchmächtig, häßlich von Angeſicht, das von Pockennarben zerriſſen war, und in dem ein Paar kleiner, dunkler. unruhiger Augen, mißtrauiſch und bösartig glänzten. Auf die Frau warf Ferhad nur einen ſcheuen Blick, der aber genügte, ihm zu zeigen, daß ſie weiß, jung und ſchön und daß ihr Antlitz ſowohl wie

ihr Hals, den eine Reihe großer Perlen schmückte, unverhüllt waren. Die beiden saßen an einem Tisch, von dem Schevket Bey sich beim Eintritt Ferhads erhoben hatte. Der Tisch war mit kostbarem Geschirr aus Gold, Silber und Porzellan, mit großen und kleinen Kristallgläsern und mit den Überresten eines Mahles bedeckt.

Nachdem Ferhad die Bestellung des Derwisch ausgerichtet hatte, sagte der Bey: „Ihr seid willkommen, Effendi. Beliebt Platz zu nehmen — neben mir, wenn es Euch gefällig ist."

Aber es widerstrebte dem frommen Ferhad, sich ohne Notwendigkeit an die bedeckte Tafel, neben Ungläubige zu setzen, und er sagte: „Ich dürfte auf jenem Schemel freier in meinen Bewegungen zum Spielen sein. Gestattet mir, mich dort nieder zu setzen."

Schevket Bey ließ durch einen Diener, der soeben mit Kaffee für die Anwesenden, auch für Ferhad, eingetreten war, den bezeichneten Schemel neben den Tisch tragen, und Ferhad ließ sich darauf nieder, wobei er sich höflich nach rechts und links verbeugte, ohne jedoch die Augen vom Boden zu erheben. In seinem ganzen Wesen auch in den edelgeschnittenen Gesichtszügen, den weißen Händen und der wohlgesetzten höflichen Rede war etwas, das den Mann von guter Erziehung bekundete; dem entsprechend behandelte ihn auch Schevket Bey nicht etwa wie einen zum Zeitvertreib seiner Freunde gedungenen Gaukler, sondern wie einen Gast, der auf alle Ehren, die einem solchen zukommen, berechtigten Anspruch erheben darf.

Die drei, die am Tisch saßen, sprachen in einer fremden Sprache unter einander, die Ferhad nicht verstand. Nach-

dem er die Taſſe Kaffee ausgetrunken hatte, die ihm vorgeſetzt worden war, wandte Schevket Bey ſich zu ihm und ſagte: „Würdet Ihr uns nun vielleicht mit einer Eurer ſchönen Weiſen erfreuen, Effendi? Meine Gäſte, obgleich ſie ſchon ſeit geraumer Zeit in Konſtantinopel wohnen, haben noch niemals auf der Neïh ſpielen hören. Sie werden nun den Vortrag eines Meiſters vernehmen.“

„Eines Meiſters?“ ſagte Ferhad beſcheiden ablehnend.

„Ja, als einen ſolchen hat Euch unſer gemeinſchaftlicher Freund und Lehrer, der gute Mewlewi Derwiſch bezeichnet. Ich ſollte mir an Euch ein Beiſpiel nehmen, ſagte er oftmals. Ich habe den guten Rat nicht befolgt,“ — und mit einem leiſen Anflug von Traurigkeit fügte er hinzu: „wie ſo manchen andern.“

Ferhad ſetzte darauf die Neïh an den Mund und ſpielte einige der alten Weiſen, deren Urſprung, von den Mewlewi ſelbſt, bis auf die Gründung ihres Ordens zurückgeführt wird. Das Inſtrument, deſſen er ſich bediente, hatte einen vollen weichen Ton, und Ferhad ſpielte es mit vollkommener Reinheit und Sicherheit.

„Ich hätte gar nicht geglaubt, daß man der unſcheinbaren Flöte ſo angenehme Töne entlocken könnte,“ ſagte die Dame. „Ihr habt mich wirklich erfreut; ich danke Euch dafür.“ Sie ſprach türkiſch, doch ließen ihre Ausſprache und Ausdrucksweiſe erkennen, daß ſie eine Fremde war.

Ferhad wußte nicht, was er darauf antworten ſollte, und ſchwieg. Er fühlte ſich unbehaglich in Gegenwart der Frau, deren dreiſte Augen die ſeinigen zu ſuchen ſchienen. Schevket Bey bemerkte ſeine Verlegenheit und

versuchte die Aufmerksamkeit der Frau von ihm abzulenken, indem er ihr einige Worte in der fremden Sprache sagte. Aber sie zuckte ungeduldig die Achseln, stieß mit sehr lauter Stimme einige kurze Worte aus, die wohl eine unfreundliche Bedeutung haben mußten, denn Schevket fuhr sichtlich zusammen, als er sie vernahm. Sie aber wandte sich wieder freundlich lächelnd zu Ferhad.

„Seid Ihr verheiratet, Effendi?“ fragte sie.

„Ich bin verheiratet,“ antwortete Ferhad leise.

„Liebt Ihr Eure Frau sehr?“ fuhr die Fremde fort.

Ferhad warf den Kopf in die Höhe und blickte die Fragerin mit seinen großen Augen streng an; — aber er antwortete nicht.

„Ihr scheint mich nicht verstanden zu haben,“ fuhr die Frau fort, ohne Verlegenheit zu zeigen. „Ich fragte Euch, ob Ihr Eure Frau liebtet, ich möchte wissen, ob sie jung und schön ist?“

Da wandte sich Ferhad ruhig ab, als ob die Frage nicht an ihn gerichtet gewesen wäre, und sagte zu Schevket: „Wünscht Ihr noch ein anderes Lied von mir zu hören, Bey, oder soll ich annehmen, daß Ihr bereits genug von meiner schwachen Kunst vernommen habt und ich mich entfernen darf?“

„Euer Freund ist nicht gerade höflich einer Dame gegenüber,“ rief die Fremde auf türkisch, damit Ferhad sie verstehen sollte; „da Ihr mir aber seine Gesellschaft aufgenötigt habt, so wäre es wohl Eure Pflicht, mich unter Eurem Dach gegen seine Beleidigungen zu schützen!“

Sie sprach in so großer Aufregung, daß Ferhad sich für sie schämte und sie nicht anzublicken wagte. Der

kleine Herr mit dem pockennarbigen Gesichte versuchte sie zu beruhigen, und auch Schevket sprach sanft und eindringlich zugleich auf sie ein. Dies geschah in der Sprache die Ferhad nicht verstand, doch konnte er wohl vermuten, daß die beiden Männer bemüht waren, die Wütende zu beschwichtigen. Diese aber antwortete darauf durch ein lautes, häßliches Lachen und sprang mit so heftiger Bewegung von ihrem Sitz in die Höhe, daß sie den leichten Tisch, hinter dem die drei gesessen hatten umwarf, und die kostbaren Geräte, Schüsseln und Gläser, die darauf gestanden hatten, auf den Teppich rollten und zerbrachen. Dann eilte sie der Thür zu, von ihren bestürzten Begleitern gefolgt. Gleich darauf befand sich Ferhad allein. Er war sich bewußt, die Ursache des unpassenden Auftritts gewesen zu sein, der sich soeben vor seinen Augen abgespielt hatte, aber er konnte nicht bereuen, der Fremden auf die Fragen nach seiner Frau, die sie in Gegenwart zweier junger Männer an ihn gerichtet hatte, Auskunft verweigert zu haben. Plötzlich vernahm er das Geräusch eines davonrollenden Wagens, der vor der Thür des Konak gewartet zu haben schien, und eine Minute später trat Schevket Bey, das Haupt gebeugt, langsam in das Zimmer. Er näherte sich Ferhad und sagte mit großer Traurigkeit in der Stimme:

„Ich bedauere, Effendi, daß der erste Besuch, durch den Ihr mich erfreuen wolltet, einen so peinlichen Verlauf genommen hat. Ich bitte Euch, mir deswegen nicht zu zürnen."

„Wie könnte ich Euch zürnen, Bey?" erwiderte Ferhad schnell und freundlich, „Ihr habt mich in ehren-

voller Weise empfangen, und ich hege nur Gefühle der Dankbarkeit für Euch.“ Er hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort: „Hoffentlich finde ich bei Euch Verständnis für die Haltung, die ich der fremden Dame gegenüber einnahm, und durch die ich, ohne es zu beabsichtigen, ihren Zorn reizte; andernfalls wäre ich Euch eine Erklärung schuldig, zu der Ihr mich bereit finden werdet. Ich würde es tief bedauern, sollte ich in Eurem Herzen das Andenken eines Mannes zurücklassen, der den Frieden eines Hauses, in dem er gastfreundlich aufgenommen war, mutwillig gestört hat.“

„Es bedarf keiner Erklärung, Effendi. Ihr habt gehandelt, wie es Euer Recht, ja wie es Eure Pflicht war. Die Dame allein trifft alle Schuld an dem Vorgang, den ich beklage.“ Er blickte um sich, wie ein entmutigter, niedergeschlagener Mann. „Hier sieht es wüst aus!“ sprach er weiter. „Darf ich Euch bitten, mir in ein anderes Zimmer zu folgen. Ich möchte, wenn Eure Zeit es erlaubt, noch mit Euch sprechen. Ich schätze Euch bereits nach dem, was ich durch unsern gemeinschaftlichen Freund, den Derwisch, erfahren hatte. Eure würdige Haltung während des ganzen Abends hat mein Vertrauen gewonnen.“

Die beiden begaben sich darauf in ein kleineres, behaglicheres, ebenfalls sehr kostbar eingerichtetes Zimmer, wo sie sich auf einem Diwan niederließen und, den Rauch der Tschibuk vor sich hinblasend, längere Zeit schweigend verharrten. Dann sagte der Bey:

„Was Ihr heute von der Dame gesehen habt, wird Euch befremdet haben. Für mich ist es leider nichts

Neues. Ich kenne sie nun bereits seit einem Jahre als rücksichtslos, eigenwillig und heftig.“ Er seufzte leise. „Ich zweifle sogar an der Güte ihres Herzens,“ setzte er, wie zu sich selbst sprechend, hinzu.

Ferhad sah ihn mitleidig an und sagte teilnehmend: „Ihr scheint sehr unglücklich zu sein, Bey.“

„Ich bin es — durch meine Schuld — durch jene Frau.“

„Ihr sagt: durch Eure Schuld. Läge es dann nicht in Eurer Macht, Euch von dem Übel zu befreien? Ich bitte Euch, glaubt nicht, daß ich mich in ein fremdes Leben einzudrängen beabsichtige. Ihr seid Herr Eurer Geheimnisse und habt nicht zu fürchten, daß ich sie Euch entreißen wolle. Teilnahme an Eurem Unglück allein soll aus meinen Worten sprechen.“

„Ich danke Euch, Effendi! Ihr seid ein edler Mann. Ich weiß, mit welcher Standhaftigkeit Ihr den Verlust Eures Vermögens und den unzeitigen Tod Eurer Eltern getragen habt. Das war ein schweres Unglück ... Doch nicht so schwer wie die Last, die ich zu tragen habe — die Last der Sünde.“

„Ihr seid sehr zu bedauern, wenn Ihr sündigt und wißt, daß Ihr sündigt, und dennoch sündigt.“

„Ja, ich bin zu bedauern,“ gab der Bey mit leiser Stimme zurück.

Ferhad wußte nicht, was er darauf antworten sollte. Er stand langsam auf und schickte sich zum Gehen an. Als der Bey dies bemerkte, zog er einen Beutel mit Gold aus seinem Gürtel, den er Ferhad überreichte. „Mit bestem Dank für Eure Bemühungen,“ sagte er dabei.

Ferhad erkannte, daß der Beutel eine weit größere Summe Goldes enthalten mußte, als er zu erwarten berechtigt gewesen war. Er fühlte sich beschämt, aber die bedrängte Lage, in der er sich befand, gestattete ihm nicht, das Geld abzulehnen. „Ihr erweist mir einen großen Dienst, indem Ihr mich über Gebühr für meine geringen Leistungen belohnt," sagte er. „Ich werde Euch dafür immer dankbar sein und sehne den Tag herbei, dies beweisen zu können. Solltet Ihr einmal eines sicheren Freundes bedürfen, so gedenkt meiner. Unser gemeinschaftlicher Lehrer wird Euch jederzeit sagen können, wo ich zu finden bin."

Als Ferhad in einem Kaïk, den er in der Nähe des Landungsplatzes gefunden hatte, über das Goldene Horn fuhr, um von Kassim Pascha nach Stambul zu gelangen, dankte er in stillem, inbrünstigem Gebet dem Spender alles Guten für das unerwartete Glück, das ihm widerfahren war. Die Summe Goldes, die der Beutel enthielt, den der verschwenderische Schevket Bey ihm geschenkt hatte, war bedeutend genug, um ihm zu ermöglichen, nunmehr einen Plan auszuführen, mit dem er sich schon seit längerer Zeit getragen hatte. Er wollte den Schlauch und den Gürtel des Sebildschi an den Nagel hängen und ein Geschäft anfangen, von dem er sich guten Nutzen versprechen durfte. Ein alter Kaufmann, den er auf seinen Wegen in den Straßen von Stambul kennen gelernt, hatte ihm vor einiger Zeit gesagt, er wünsche sich von dem Geschäft zurückzuziehen, das ihn vierzig Jahre lang reichlich ernährt habe. Er sei ruhebedürftig und wolle die Jahre, die ihm noch beschieden sein möchten,

in ungestörter Freiheit genießen. Könne Ferhad unter seinen Bekannten einen Käufer für das Geschäft finden, so solle das auch sein Nutzen sein, denn er werde ein reichliches Geschenk erhalten; der Käufer aber werde ebenfalls einen guten Handel abschließen. — Diesen Handel wollte nun Ferhad für seine eigene Rechnung machen. Während er darüber nachsann und Zukunftspläne machte, hörte er den Bootsmann, der den kleinen Kaïk führte, tief seufzen.

„Was bedrückt dein Herz?" fragte Ferhad teilnehmend.

„Ich bin krank, und ich bin unglücklich," antwortete der Kaïkdschi.

„Könnte dir geholfen werden?"

„Mir könnte nur geholfen werden, wenn sich eine barmherzige Seele fände, die mir zwei Pfund schenken oder auf ein Jahr leihen wollte."

„Zwei Pfund sind eine große Summe für einen Mann in deinen und auch in meinen Verhältnissen. Ich gebrauche einen Monat, um sie zu verdienen. Doch sage mir, wie sie dich vom Unglück retten könnte."

Darauf erzählte der Fährmann eine alltägliche Krankheits- und Leidensgeschichte, aus der klar hervorging, daß, wenn er sich nicht im Laufe des nächsten Tages zwei Goldpfund verschaffen könnte, sein Boot verkauft und er selbst an den Bettelstab gebracht werden würde. Der alte Mann hatte ein gutes, ehrliches Gesicht, und Ferhad glaubte ihm. Er dachte daran, daß er selbst soeben aus großer Not gerettet worden sei, und die Bitte des Fährmanns schien ihm fast wie eine

Prüfung auf seine Dankbarkeit und Frömmigkeit. Er entnahm dem Beutel, den Schevket Bey ihm kurz vorher geschenkt hatte, zwei Goldstücke und reichte sie dem Kaïkdschi. „Hier!“ sagte er dabei. „Dies gebe ich dir, um deiner Not ein Ende zu machen.“

„Es ist finstere Nacht,“ sagte der Schiffer, „aber Allah sieht, was du gethan hast, und wird es dir lohnen.“

Es war, als ob mit dem Geschenke Schevkets und dem Dank des Schiffers der Segen Gottes bei Ferhad eingezogen sei, denn alles, was er fortan unternahm, gedieh in wunderbarer Weise. Aus dem kleinen Handel, den er von dem alten Kaufmann übernommen hatte, wurde ein blühendes, großes Geschäft, in dem zahlreiche Gehilfen thätig waren und ihren Lebensunterhalt verdienten, und das Ferhad in kurzer Zeit zu einem wohlhabenden Mann machte. Alte Bekannte seines Vaters erinnerten sich wieder des Verstorbenen und suchten den Sohn auf, um sich auf große kaufmännische Unternehmen mit ihm einzulassen, denn sein Glück war in Stambul bekannt geworden und bewährte sich täglich von neuem. Bereits im zweiten Jahre, nachdem Ferhad das Geschäft des alten Kaufmanns übernommen hatte, war er in der Lage, auf dem Platze, wo der Konak seines Vaters gestanden hatte, ein stattliches Gebäude zu errichten und es mit den Seinigen zu beziehen. Die treue Gülnar war hocherfreut über das Wiederaufleben des Wohlstandes der Familie, der sie so lange gedient hatte und nun bis zu ihrem Tode dienen würde; Senïeh dagegen schien die großen Veränderungen, die in ihrer Umgebung vorgingen, nicht zu bemerken. Sie war mit dem Sebildschi glücklich

gewesen, ohne auf seine Armut zu achten; der Reichtum des Kaufmanns schien ihr ebenso gleichgiltig. Arm und reich waren Begriffe, die die Sultantstochter nicht kannte. Der kluge Ferhad verstand dies und bemühte sich nicht, seiner Gemahlin in dieser Beziehung Aufklärung zu geben. Niemals, das fühlte er — und würde er der reichste Kaufmann von Stambul — hätte er den Ansprüchen gerecht werden können, die die Tochter des Kalifen machen durfte. Er dankte Allah, daß seine Liebe und ihre Mutterfreude an dem sich herrlich entwickelnden Knaben zu ihrem Glücke genügten.

Eines Tages, als Ferhad durch seine Geschäfte nach Galata geführt wurde, kam ihm auf dem steilen Wege, der von Pera nach dem griechischen Viertel und dem Goldenen Horn führt, ein Wagen entgegen gefahren, den er schon von weitem bemerkte wegen der prachtvoll geschirrten Pferde, die ihn zogen und der reich gekleideten Diener, bie sich auf dem Kutscherſitz hielten. In dem Wagen befand sich nur eine Person, eine Dame, deren auffallender Anzug mit ihrer Umgebung in Einklang stand. Unwillkürlich lenkten Ferhads Augen sich auf sie, und er erkannte an ihrer Schönheit und ihren dreisten Blicken die zornige Frau, vor der er im Hause Schevkets gespielt hatte. Er wandte den Kopf sogleich wieder ab, und der Wagen rollte schnell vorüber. Diese Begegnung lenkte seine Gedanken auf den Mann, in dem er seinen Wohlthäter und die unmittelbare Ursache seines Glücks erblickte. Er hatte ihn verschiedenmale aufgesucht, aber er war von dem Pförtner regelmäßig mit dem kurzen Bescheide abgewiesen worden, der Bey sei nicht zu Hause.

Darauf hatte Ferhad diesem ausführlich geschrieben und ihn um seinen Besuch gebeten. Der Brief war unbeantwortet geblieben. Ferhad dachte deshalb, der Bey wünsche den Umgang mit ihm aus irgend einem Grunde zu vermeiden, möglicherweise auf Anregung der Dame, die so große Gewalt über ihn hatte. Er wollte nicht aufdringlich erscheinen, und seit zwei Jahren hatte er die Schwelle von Schevkets Konak nicht wieder überschritten. Nun aber beschloß er, sich durch die Unfreundlichkeit des Bey nicht abhalten zu lassen, ihm seine Dankbarkeit zu bezeugen. Jener war und blieb sein Wohlthäter, welche Haltung immer er ihm gegenüber einnehmen mochte.

Sobald Ferhad in sein Geschäftshaus zurückgekehrt war, traf er mit liebevoller Sorgfalt eine Auswahl kostbarer Stoffe aus Seide und feinster indischer Wolle, ließ sie in einen Koffer aus duftendem Holz verpacken und begab sich damit, von einem Hamal (Lastträger) begleitet, nach Kassim Pascha, um einen neuen Versuch zu machen, Schevket Bey anzutreffen. Gelang ihm dies nicht, so wollte er die Kiste mit den Geschenken als ein Zeichen seiner Dankbarkeit zurücklassen, damit sie dem Bey später übergeben werde.

Vor der Thür des Konak stand ein Wagen zum Ausfahren bereit. Ferhad glaubte nun zuversichtlich, Schevket zu Hause zu finden, und sagte dem Pförtner, er möchte ihm bei seinem Herrn, dem Bey, anmelden.

„Ihr irrt Euch wohl, Effendi," antwortete der Pförtner. „Der Name meines Herrn ist Ali Nakkasch Pascha."

„Gehört dieser Konak nicht Schevket Bey?" fragte Ferhad.

„Er gehörte ihm, Herr, aber er hat ihn vor etwa zwei Jahren an den Paſcha verkauft.“

„Kannſt du mir ſagen, wo ich Schevket Bey antreffen könnte?“

„Das kann ich, Effendi. Wenn der Bey nicht verhungert oder in anderer Weiſe ums Leben gekommen iſt, ſo werdet Ihr ihn bei einer armen Wäſcherin finden, einer ſchwarzen Frau, die ihn als Kind genährt hat, und die jetzt das wenige, was ſie beſitzt und erwirbt, mit dem Verſchwender teilt.“

Ferhad war durch dieſe Nachricht tief erſchüttert. Er wollte aber keinen Augenblick verlieren, ſeinen Wohlthäter aufzuſuchen, denn er war nun in der Lage, dankbare Vergeltung an ihm zu üben, die vorausſichtlich ſehr willkommen ſein würde. Schevket Bey ſollte in ſein Haus ziehen, um dort wie ein Bruder gepflegt und bewirtet zu werden. Er drückte dem Pförtner ein Geldſtück in die Hand, worauf dieſer bereitwillig erzählte, was er von Schevket wußte, und deſſen augenblicklichen Wohnort genau beſchrieb. Der Hamal, der, mit der Kiſte auf dem Rücken, dem Zwiegeſpräch beiwohnte, ſagte: „Ich kenne das Haus, Effendi, und werde Euch dorthin führen.“

Darauf beſtiegen Ferhad und der Hamal wieder einen Kaïk und fuhren über das Goldene Horn nach Stambul zurück. Dort ging der ſchwer beladene Hamal langſam voraus, um ſeinem Herrn den Weg zu zeigen. Nachdem die beiden die belebten Straßen verlaſſen hatten und in einem öden, ärmlichen Viertel angelangt waren, machte der Laſtträger endlich vor einer halb zerfallenen Hütte Halt und ſagte:

„Hier sind wir am Ziele.“

Die Thüre der Hütte stand offen. In dem ärmlichen Raum, zu dem sie führte, befand sich eine alte Frau, eine Negerin.

„Seid Ihr die Amme Schevket Beys?“ fragte Ferhad.

„Ihr sagt es, Herr!“

„Ich möchte den Bey sprechen.“

„Dann müßt Ihr Euch eine kleine Weile gedulden. Er ist nicht im Hause.“

„Wo befindet er sich? — Ich werde ihn aufsuchen.“

„Es ist besser, Herr, Ihr erwartet ihn hier. Er ist augenblicklich beschäftigt, und Ihr würdet ihn bei seiner Arbeit stören. Aber Ihr werdet nicht lange zu warten haben. Tretet ein und seid willkommen, oder wenn es Euch besser behagt, so laßt Euch auf dieser Bank vor der Thür nieder. Ihr könnt von dort ein Stück der Straße übersehen, auf der der Bey vom Friedhof zurückkehren wird.“

„Vom Friedhof?“ fragte Ferhad verwundert.

„Wie ich sagte: vom Friedhof.“

„Was hat der Bey bei den Toten zu thun?“

„Wir haben dort Wäsche zum Trocknen ausgebreitet, und die bringt mein Sohn jetzt zurück.“

„Ist der Bey gänzlich verarmt, daß er solche Arbeit verrichten muß?“ fragte Ferhad bekümmert.

„Wir sind ganz arme Leute,“ antwortete die Negerin, „aber darüber würde ich nicht klagen, wenn mein Sohn nicht von so tiefer Traurigkeit befallen wäre.“

„Ich hoffe, Ihr werdet bald überhaupt keinen Grund mehr haben, zu klagen. Ich bin ein Freund des Bey

und werde ihn und Euch aus der traurigen Lage befreien, in der Ihr Euch befindet."

„Allah hört Euch. Möge es ihm gefallen, daß, was Ihr versprecht, in Erfüllung gehe." Sie blickte mit ihren dunklen Augen, die noch immer scharf und klar waren, die Straße hinauf und setzte hinzu: „Dort kommt mein Sohn."

Ferhad wandte sich um, und da sah er einen großen, hageren Mann in ärmlichen Kleidern, der, unter einer schweren Last gebeugt, langsam dahergeschritten kam. Ferhard blieb wie angewurzelt stehen.

Nach einigen Minuten war der unglückliche Mann vor der Hütte angelangt und ließ sich, ohne ein Wort zu sagen, gefallen, daß der Hamal, der seine Kiste inzwischen auf die Bank gestellt hatte, ihm behilflich war, den schweren Korb niederzusetzen. Als er sich von der Last befreit fühlte, beugte er sich zurück, breitete die Arme aus und atmete tief auf. Dann wischte er sich den Schweiß von der Stirn und sagte mit hohler Stimme: „Gieb mir zu trinken, Mutter. Ich bin sehr durstig." Ferhad und den Hamal schien er nicht zu sehen. — Die alte Negerin eilte in das Haus und kam mit einer Schale voll Wasser zurück, die der Arme in langen Zügen leerte. Dann erst wandte er sich zu Ferhad und sagte höflich, doch ohne Freundlichkeit:

„Was ist Euer hoher Befehl, Herr?"

Ferhad hätte Schevket Bey nicht wieder erkannt, wäre nicht die große Narbe auf der Stirn gewesen, die bezeugte, er stände in der That vor demselben Mann, der ihn vor einigen Jahren in einem prachtvoll eingerichteten Konak empfangen und reichlich beschenkt hatte.

„Ihr scheint mich nicht wiederzuerkennen, Bey," sagte er artig. „Mein Name ist Ferhad. Ich war vor einiger Zeit Euer Gast, um unsern gemeinschaftlichen Freund und Lehrer, den Neïhsendedda, zu vertreten."

„Entschuldigt mich, Effendi, daß ich Euch nicht sogleich erkannte. Ich bin krank gewesen, und mein Gedächtnis hat darunter gelitten. Jetzt ist mir alles wieder gegenwärtig, was auf unsere Zusammenkunft Bezug hat. Seid mir willkommen!"

Die Worte waren höflich, aber Schevket sprach sie in müdem, gleichgiltigem Ton. Es schien Ferhad, als wäre sein Besuch unwillkommen; er durfte sich dadurch jedoch nicht verhindern lassen, seinen Vorsatz auszuführen. „Wollt Ihr mir eine kurze Unterredung mit Euch gestatten?" fragte er.

„Ihr habt zu befehlen, Effendi," antwortete Schevket. „Ich bitte Euch, mir zu folgen." Damit trat er in die Hütte, durchschritt den ärmlichen Raum, den Ferhad von der Straße aus gesehen hatte und öffnete eine Thür, die in ein kleines Gemach führte, das wohl die ganze Wohnung des einst so verwöhnten Bey ausmachte. Freudlos und elend sah es darin aus. Schevket bat Ferhad durch eine stumme Gebärde, auf einem schmalen, harten Diwan Platz zu nehmen, der mit einem billigen Teppich bedeckt war, und ließ sich ihm gegenüber auf einen roh gezimmerten hölzernen Schemel nieder. Dann, die mageren, blutleeren Hände auf die Kniee gelegt, wartete er, mit unverändert gleichgiltigem und müdem Ausdruck im Gesicht, daß Ferhad zu sprechen begönne. Dieser sammelte sich einen Augenblick, dann sagte er:

„Als ich Euch zum letzten Male sah, Bey — es war gleichzeitig das erste Mal — machtet Ihr mir, ehe ich Euch verließ, ein für meine damaligen Verhältnisse sehr bedeutendes Geldgeschenk.“ Er hielt inne, aber Schevket unterbrach ihn nicht, und Ferhad fuhr fort: „Mit diesem Gelde ist das Glück in mein Haus gezogen. Alles, was ich damit unternommen habe, hat mir großen Gewinn gebracht — und heute bin ich ein reicher Mann. Ich habe verschiedentlich versucht, Euch dies mitzuteilen und bei der Gelegenheit meinen Dank für die mir erwiesene Wohlthat zu wiederholen; aber es ist mir bisher nicht geglückt, Euch anzutreffen. Heute endlich sehe ich Euch vor mir, und die Lage, in der ich Euch finde, ermutigt mich, Euch zu bitten, mir einen neuen Beweis Eures Wohlwollens zu geben.“

„Was kann ich, der Verarmte und Ausgestoßene, für Euch, den Glücklichen, thun?“

Ferhad erhob sich und legte freundlich und vertraulich seine Hände auf die Schultern des vor ihm sitzenden, vom Unglück gebeugten Mannes: „Ich erblicke in Euch einen Freund und Bruder,“ sagte er. „Neigt auch Ihr Euch mir freundschaftlich zu. Folgt mir in das Haus, das ich, dank Eurer Wohlthat, errichten konnte, und das Ihr als das Eurige betrachten dürft; erholt Euch dort von dem Unglück, das Euch niedergeschlagen hat, und wenn Ihr Euch an Leib und Seele wieder gesund fühlt, so beginnt an meiner Seite ein neues Leben. Ihr seid jung; alles kann noch gut werden.“

Schevket stand nun ebenfalls auf, und innige Rührung, aber auch tiefe Traurigkeit klangen aus seiner Stimme,

als er antwortete: „Ich habe ein vor Gott und den Menschen abscheuliches Leben geführt und leide dafür verdiente Strafe. Ich habe nie darüber geklagt. Aber mein Herz war nicht hart, und ich habe manchem Gutes gethan. Ihr seit der erste und der einzige, der mir dafür Dank zollt. Der Lohn genügt mir. Gern möchte ich mich für Eure treue Güte erkenntlich zeigen — aber ich kann es nicht. Ihr sagt mir, ich werde in Eurem Hause wieder gesunden, — ich bin todeskrank, ich sollte ein neues Leben beginnen — ich habe mit allem abgeschlossen. Mir bleibt nichts, als das Gebet. Gott möge mir meine Sünden verzeihen und mich in seiner unerschöpflichen Gnade in sein Paradies aufnehmen, und ich wünsche mir nichts mehr als den Tod, der meinen Leiden auf Erden ein Ende macht. Darum: habt Dank für Eure große Güte und zürnt mir nicht, weil ich sie zurückweise."

Ferhad redete noch lange freundlich tröstend und ermutigend auf Schevket ein, er wagte nicht, von den beabsichtigten Geschenken zu sprechen, die sich in der von ihm mitgebrachten Kiste befanden — denn was hätten seidene Stoffe und kostbare Shawls in der ärmlichen Hütte der schwarzen Wäscherin nützen sollen; — aber er bat seinen Freund, eine Geldsumme, ob klein oder groß, anzunehmen, um damit einiges Behagen in sein freudloses Dasein zu bringen. Schevket verharrte unbeweglich bei seinem Vorsatze, nichts von Ferhad anzunehmen, und dieser mußte sich endlich unverrichteter Sache und schweren Herzens entfernen.

Der Tag nahte bereits seinem Ende, als er wieder in den belebten Teil der Stadt zurückgekehrt war. Er

ging, gesenkten Hauptes, langsam seines Weges, von dem Hamal gefolgt. Plötzlich vernahm er eine gebieterische Stimme, die ihm „Halt!“ zurief. Er blieb stehen und erblickte vor sich einen grimmig aussehenden, großen Mann in der Uniform des gewaltigen und von vielen gefürchteten Tomruk Aghassi (Polizeipräfekten); Ferhad jedoch hatte keinen Grund, die Polizei zu fürchten, und verwundert, aber keineswegs eingeschüchtert, fragte er: „Was steht zu Eurem Befehl, Agha Effendi?“

„Wer bist du? Was treibst du?“

„Mein Name ist Ferhad. Ich bin Kaufmann.“

„So? Du bist Kaufmann? Und du wirst dich sogleich rühmen, ein ehrbarer zu sein!“

„Meine Ehrenhaftigkeit ist niemals angezweifelt worden.“

„Das dachte ich mir.“ Der Agha lachte höhnisch. „Willst du mir sagen, was es zu bedeuten hat, daß du dich den ganzen Tag, von einem Hamal gefolgt, in Konstantinopel umhertreibst? . . . Ich habe Augen, die mehr sehen, als du und deinesgleichen wohl annehmen. Du hast dich zur Mittagszeit nach Kassim Pascha übersetzen lassen, bist von dort zurückgekehrt, hast dich dann stundenlang in einem Stadtviertel aufgehalten, in dem mehr Räuber und Mörder als ehrliche Menschen hausen, und tauchst jetzt wieder hier auf, immer von einem Hamal gefolgt, der eine schwere Kiste schleppt. — Ist das das Leben eines ehrbaren Kaufmanns? Was mag die Kiste wohl enthalten? Ich denke mir, recht wertvolle Sachen! — Das wollen wir zunächst einmal feststellen. — Folge mir!“

„Was Ihr sagt, ist richtig, Agha; auch daß die Kiste Stoffe von großem Wert enthält, trifft zu. Aber ich kann das alles erklären. Beliebt nur, mir in mein Geschäft zu folgen, das in geringer Entfernung von hier gelegen ist.“

„Du bist ein frecher Bursche! Ich befehle dir, mir zu folgen, und du wagst es, darauf zu erwidern, ich solle dich begleiten! Kein Wort weiter! Ihr beide, du und dein Spießgeselle, geht mit mir. Und machst du auch nur Miene, mir nicht gehorchen zu wollen, so trifft dich mein Zorn. Du weißt, wer ich bin. Alle Missethäter kennen den Jenitscheri Aghassi. Nun vorwärts!“

Der Mann gebärdete sich wie ein Wütender. Ferhad fürchtete, ihn noch mehr zu reizen und dadurch vielleicht einen Auftritt auf offener Straße hervorzurufen, der ihn beschämt haben würde. Er durfte hoffen, sich bald vollständig rechtfertigen zu können, und folgte dem Agha, ohne weiter ein Wort zu sagen. Dieser führte ihn nach dem Gefängnis, wo, nachdem man dem Hamal die Kiste abgenommen hatte, der Herr und der Diener in eine Zelle gesperrt wurden. Eine Viertelstunde später erschien der Gefängniswärter bei ihnen. Es war ein älterer Mann mit ernstem, aber nicht hartem Gesicht. Ferhad redete ihn an. „Bist du seit längerer Zeit auf diesem Posten?“

„Seit zwanzig Jahren.“

„Dann kennst du vielleicht meinen Namen und hast auch von meinen Verhältnissen gehört. Ich heiße Ferhad. Mein Geschäft ist im Großen Bazar gelegen.“

„Ich kenne Euch wohl, Herr; auch Euer Gesicht ist

mir bekannt, und meine Verwunderung war groß, als Ihr hier wie ein Verbrecher abgeliefert wurdet."

„Meine Verhaftung beruht auf einem Mißverständnis, das sich bald aufklären wird. Ich hätte dem Agha sogleich Aufklärung geben können, aber er verweigerte mir Gehör."

Der Gefängniswärter näherte sich Ferhad und sagte ihm leise, so daß der Hamal seine Worte nicht hören konnte: „Unser Agha ist ein neuer Herr. Er ist erst seit drei Tagen am Ruder. Da sein Vorgänger abgesetzt worden ist, weil man ihm Nachlässigkeit und Schwäche vorwarf, so will er ein strenges Regiment einführen. In den letzten zwei Tagen haben mehr Verhaftungen stattgefunden, als ich je während meiner langen Dienstjahre in so kurzer Zeit erlebt habe. Der Herr Agha will sich dadurch bei den armen Leuten gefürchtet und bei dem Großherrn beliebt machen, aber ich denke mir, es wird schließlich üble Folgen für ihn haben."

Als Ferhad den Kerkermeister so sprechen hörte, faßte er Vertrauen zu dem Mann, und sagte: „Ihr könntet mir einen Dienst erweisen, für den ich Euch reichlich belohnen würde, sobald ich wieder auf freiem Fuß bin."

„Wenn ich es mit meinen Pflichten vereinigen kann, Euch gefällig zu sein, Herr, so stehe ich gern zu Diensten."

„Urteile selbst: ich verlange nichts Unerlaubtes von dir. — Hast du einen zuverlässigen Boten, den du nach meiner Wohnung senden könntest?"

„Mein Sohn, ein sechzehnjähriger Bursche, ist verständig und zuverlässig."

„Schicke ihn sogleich zu meiner Frau. Er soll ihr

bestellen, ich sei soeben ohne irgendwelchen Grund verhaftet worden, aber ich hoffte zuversichtlich, schon morgen wieder in Freiheit gesetzt zu werden, denn ich fühlte mich jeder Schuld frei. Sie solle sich über mein Ausbleiben nicht unnütz ängstigen . . . Würde ich gegen alles Erwarten längere Zeit hier festgehalten, so würde sie Nachricht von mir erhalten. — Hast du verstanden?"

„Ich habe verstanden."

„Nun wohl, so eile, dir und deinem Sohn reichliche Belohnung zu verdienen."

Es war bereits Nacht geworden, als der Senïeh Hanum die Botschaft ihres Gemahls überbracht wurde. Sie versetzte die Frau in große Bestürzung, denn die Verhaftung Ferhads „ohne irgend welchen Grund" ließ in ihrem Geiste keine andere Erklärung zu, als daß ihr Gemahl heute, nach vier Jahren, dafür bestraft werden sollte, ihren Sarg geöffnet und sie aus der Türbe entführt zu haben. Wie dies, nach so geraumer Zeit, plötzlich bekannt geworden war, dafür konnte Senïeh keine Erklärung finden, wohl aber erinnerte sie sich, von Ferhad gehört zu haben, daß er sich durch seine Handlung des Todes schuldig gemacht habe. Sollte er sterben müssen, so wollte sie mit ihm in den Tod gehen. — Während der schlaflosen Nacht dachte sie darüber nach, was sie thun könne, um den geliebten Gemahl vom Tode zu befreien, und als ein mutiger, fester Entschluß in ihr gereift war, erhob sie sich von ihrem Lager und setzte ein Schriftstück auf. Es war nur kurz, aber da sie jedes Wort darin sorgfältig erwogen hatte, so verging geraume Zeit, ehe sie damit fertig war. Darauf legte sie ihrem

Sohn seine besten Kleider an und bereitete sich selbst zum Ausgehen vor. Der kleine Osman war ein Kind von auffallender Schönheit. Er hatte die großen, ernsten Augen seiner Mutter und ein weißes, edel geformtes Antlitz. Senïeh hatte ihrem Gemahl oftmals gesagt, er gleiche auf ein Haar ihrem längst verstorbenen, vom Sultan heiß geliebten Bruder: nicht nur sein Antlitz, auch seine Bewegungen und Stimme erinnerten sie fortwährend an ihren kleinen Liebling Murad.

Als Senïeh bereit war, den Harem zu verlassen, stieg sie mit dem Knaben in eine Sänfte und ließ sich bis vor die Pforte des kaiserlichen Palastes tragen. Dort stieg sie aus, nahm ihr Kind auf den Arm und durchschritt langsam und würdevoll den breiten freien Hof, der sich zwischen der äußeren Pforte und dem Palast ausbreitet. Sie fühlte sich seltsam bewegt, als sie die Örtlichkeiten wieder erblickte, in denen ihre Kindheit dahingegangen war, und die sie seit mehr als vier Jahren gemieden hatte. Ihre Augen schweiften über die lange Fensterreihe des Palastes und hafteten plötzlich auf der hohen Gestalt ihres Vaters. Sie schlug die Lider sogleich wieder zu Boden, aber das Herz pochte ihr zum Zerspringen. Ein nie gekanntes Gefühl, Schmerz und Freude zugleich, beengte ihre Brust. „Mein Vater, mein Vater," sprach sie leise vor sich hin, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Der Diener, der an der Eingangsthür des Schlosses Wache hielt, ein Riese von Gestalt, in prächtigen Kleidern, blickte zunächst mit einer gewissen Herablassung auf die Frau, die sich ihm, mit einem Kinde auf dem Arm

näherte. Aber es war etwas in der Haltung ihres verſchleierten Hauptes, in den kurzen Worten, die ſie ſprach, in dem Ton ihrer Stimme, das ihn zur Ehrfurcht zwang.

„Einer der Kammerherren Seiner Majeſtät ſoll hier erſcheinen.“

Der hohe Beamte, der keine geringe Meinung von ſeiner Wichtigkeit hatte, war erſtaunt, als ihm einer der Diener des Palaſtes dieſe eigentümliche Meldung überbrachte. — „Was?“ herrſchte er den Mann an, „eine Frau läßt mich zu ſich beſcheiden wie einen Diener? Und du wagſt es, den Auftrag auszurichten? Du wirſt der verdienten Strafe für deine Dreiſtigkeit nicht entgehen. Der Frau da unten kannſt du beſtellen, ſie ſolle ihr Geſuch in gehöriger Form einreichen, und ich würde ſodann darüber beſtimmen.“

„Herr!“ ſtammelte der Diener.

„Nun?“

„Es ſcheint eine ſehr vornehme Dame zu ſein. Der Pförtner meinte, wohl eine Prinzeſſin.“

„Eine Prinzeſſin? Narr!“ rief der Kammerherr und lachte dabei höhniſch. Doch machte ihn die Mitteilung nachdenklich. „Nun, ſie mag warten. Du kannſt ihr ſagen, ich würde ſie ſehen.“

Als der Mann ſich entfernt hatte, blieb der Kammerherr noch eine Minute zurück, ſchon um der Dienerſchaft gegenüber nicht zu großen Eifer zu zeigen. Dann begab er ſich gemeſſenen Schritts in das Vorzimmer. Senïeh kam ihm nicht eine Spanne breit entgegen und richtete ihre gerade Geſtalt noch mehr in die Höhe, als der Kammerherr vor ihr ſtand.

„Bringe dies sogleich deinem Herrn, dem Padischah," sagte sie mit der klaren Stimme einer, die zu befehlen gewöhnt ist, und dabei übergab sie ihm das Schriftstück, das sie am Morgen aufgesetzt hatte.

Dem Kammerherrn verging, er wußte selbst nicht wie, der Wille, nicht zu gehorchen. Er nahm den Brief mit einer ehrerbietigen Verbeugung und entfernte sich schnell. Als er das Schreiben bald darauf dem Sultan überreichte, fragte dieser, noch ehe er es geöffnet hatte: „Von wem?"

„Eine Dame, die in der Halle wartet, gab es mir für Eure Majestät."

„Ist sie von einem Kinde begleitet?"

„Sie trägt einen Knaben auf dem Arm."

„Laß das Kind zu mir führen."

Der Kammerherr zog sich eiligst zurück, und der Sultan öffnete den Brief. Die wenigen, sorgfältig verfaßten und geschriebenen Zeilen, die er enthielt, besagten nichts, was die besondere Aufmerksamkeit des Großherrn hätte erregen können: eine Frau klagte über die gestern, aus unbekannten Gründen erfolgte Verhaftung ihres Gatten und flehte um dessen Befreiung. Wollte der Sultan die Gnade haben, sie zu empfangen und sie anzuhören, so würde sie ihn von der Unschuld des Verhafteten überzeugen.

Unterdessen war der Kammerherr wieder vor Senieh getreten. „Der Sultan wünscht Euren Knaben zu sehen. Ein Diener wird ihn hinauftragen."

Osman, der mit großen Augen aufmerksam zugehört hatte, legte seine kleinen Arme um den Nacken seiner

Mutter und rief ungeduldig: „Ich will nicht zum Sultan getragen werden. Ich will bei meiner Mutter bleiben.“

„Sei ruhig, mein Kind,“ beschwichtigte ihn Senïeh, „Du bleibst bei mir.“ Dann zu dem Kammerherrn gewandt, fuhr sie fort: „Sagt Eurem Herrn, dem Padischah, ich könnte mich nicht von meinem Sohne trennen; wenn er ihn sehen wollte, so möchte er nns beide empfangen.“ Das stolze Blut des Hauses Osman rollte in Senïehs Adern. Sie wußte nicht, was Furcht war.

Der Kammerherr befand sich in großer Verlegenheit: was sollte er der Frau antworten, was thun? Es war nicht daran zu denken, das Kind mit Gewalt an sich reißen zu wollen. Er stammelte verlegen: „Aber der Sultan hat befohlen — aber Ihr werdet doch einem hohen Befehle gegenüber nicht ungehorsam sein . . . Bedenkt die Folgen . . . Laßt mir das Kind, dem kein Leides geschehen wird.“

Senïeh antwortete darauf nicht. Das stolze Haupt zurückgeworfen, den Blick in's Leere gerichtet, stand sie da, als hätte sie die Worte des Höflings gar nicht gehört. Endlich entschloß sich dieser, zum Sultan zurückzukehren, dem er mit zitternder Stimme meldete, die Frau verweigere, sich von ihrem Sohn zu trennen; er habe, ohne besonderen Befehl, nicht gewagt, Gewalt anzuwenden, um ihr das Kind zu entreißen. Vielleicht würde der Sultan geruhen, der Mutter zu gestatten, den Knaben zu begleiten.

Der Kammerherr atmete beruhigt auf, als der Sultan, ohne Unwillen zu zeigen, darauf erwiderte: „So führe man Mutter und Kind in den Harem.“

Nun zweifelte der Hofmann nicht mehr daran, daß er mit einer vornehmen Dame zu thun habe, und in ehrerbietigſter Weiſe begleitete er Senïeh bis zu der Grenze des Harems, die er ſelbſt nicht überſchreiten durfte. Dort ſagte er einem Schwarzen, der an der Pforte des Frauengemachs Wache hielt: „Der Sultan hat befohlen, daß dieſe Dame mit ihrem Kinde im Harem auf ſein Kommen warten ſolle. Gieb dieſen Auftrag an die erſte Dienerin.“

Senïeh hatte auf die Worte, die der Kammerherr an den Schwarzen richtete, nicht geachtet und war ruhig weiter geſchritten. Sie wandelte wie im Traum in den alten Gängen, die ihre Heimat geweſen waren, und aus denen ſie ſelbſt ſich verbannt hatte. Die Dienerinnen und Sklavinnen, die ihr begegneten, ſahen ihr verwundert nach, aber keine wagte es, ſie anzuſprechen oder aufzuhalten. Jetzt öffnete ſie eine Thür und trat langſam in ein helles, ödes Gemach. Da aber waren plötzlich mehrere Frauen an ihrer Seite: „O Herrin! Hier dürft Ihr nicht verweilen. Entfernt Euch ſchnell, ehe der Padiſchah Euch überraſcht. Dies iſt das Zimmer der verſtorbenen Prinzeſſin, das niemand betreten darf.“

„Ich darf es betreten,“ ſagte Senïeh gelaſſen; und als ſie unter den anweſenden auferregten Frauen eine Sklavin wiedererkannte, die jahrelang in ihren Dienſten geſtanden hatte, lüftete ſie ihren Schleier und ſagte: „Habe ich mich ſo ſehr verändert, daß du mich nicht wiedererkennen ſollteſt, alte, gute Leïla?“

Die ſtieß einen Schrei aus: „Allah ſei uns gnädig! Die tote Senïeh Sultana . . . Ein Geſpenſt!“

„Nein, kein Gespenst. Eine, die tot geglaubt war, aber nicht aufgehört hat, unter den Lebenden zu wandeln," sagte Senïeh.

Die Kunde von dem Wiedererscheinen der Prinzessin verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch den Harem und erregte eine so wilde Aufregung, daß, als der Sultan eintrat, die alte Leïla, alle Gebräuche vergessend, vor ihm auf die Kniee stürzte und, ihrer Sinne kaum noch mächtig, ausrief: „Eure Tochter Senïeh Sultana, . . . Eure Tochter . . . sie lebt!"

Ueber das Antlitz des Sultans lagerte sich tödliche Bläße, aber sonst verriet nichts, was in seinem Herzen vorging, und würdevoll und ruhig betrat er das Gemach, in dem seine Tochter ihn erwartete. Diese sank bei dem Anblick des Sultans auf die Kniee, und das Haupt zur Erde gebeugt, flüsterte sie leise, mit von Thränen erstickter Stimme: „O, mein Vater — innigst geliebter Vater!" Mehr vermochte sie nicht zu sagen.

Der Sultan gab durch ein Zeichen zu erkennen, daß die Dienerinnen sich zu entfernen hätten; bald hatten sich die Thüren hinter ihnen geschlossen, und der Sultan und seine Tochter standen sich allein gegenüber. Der Großherr atmete tief auf, dann sagte er milde:

„Du darfst sprechen, meine Tochter."

Er hatte auf einem Diwan Platz genommen und Senïeh bedeutet, sich auf einem Tepich niederzulassen, der zu seinen Füßen lag. In dieser Stellung, dem Vater ganz nahe, und ihr Antlitz dem seinen ehrfurchtsvoll zugewandt, erzählte sie wahrheitsgetreu die wunderbare Geschichte ihres Wiedererwachens aus todesähnlichem

Schlafe und ihre Rettung durch Ferhad; wie der Gedanke ihr unerträglich gewesen sei, daß Ferhad für das, was er an ihr gethan hatte, mit dem Leben büßen sollte, wie sie deshalb mit ihm aus der Türbe entflohen sei, ihren Retter, ohne daß sie es zuerst bemerkt, lieb gewonnen und sich endlich mit ihm vermählt habe. „Er war so gut," schloß sie ihre lange Erzählung, „und ich fürchtete, Euren Zorn verdient zu haben. Verzeiht mir, Herr Vater, wenn ich unrecht gethan habe. Ich erinnere mich dankbar Eurer Liebe für mich, die stets mein Glück wollte — so verzeiht mir um des Glückes willen, das ich bei meinem Gemahl gefunden habe."

Der Sultan antwortete: „Der Himmel weiß, was ich seit deinem Begräbnis um dich gelitten habe. Du hättest mir den Kummer ersparen können. Aber ich bin so glücklich, dich wiedergefunden zu haben, daß ich dir alles, was du an mir verschuldet hast, von ganzem Herzen verzeihen will." Er breitete die Arme aus, und Senïeh sank glücklich weinend an seine Brust.

Niemand hatte sich während dieser Zeit um Osman bekümmert, der, nachdem er alles, was in dem prachtvollen Zimmer stand, neugierig betrachtet, sich müde niedergelegt hatte und eingeschlafen war. Das Weinen seiner Mutter weckte ihn. Er erhob sich schnell und trat an ihre Seite, als wolle er sie beschützen: „Weshalb weint Ihr?" fragte er. „Ist der Mann böse?"

„Er ist gut wie ein Vater, mein Kind," antwortete Senïeh; „geh und danke ihm dafür."

Osman wandte sich zum Sultan und blickte ihn freundlich an. „Ich danke dir," sagte er.

Der Sultan hob das Kind in die Höhe, was es sich zutraulich gefallen ließ, und streichelte ihm sanft das weiche Haar. „Murad, mein Liebling," murmelte er, „auch du bist von den Toten auferstanden, bist mir zum zweiten Male geschenkt worden. Ich erkannte dich, als du über den Hof getragen wurdest, und konnte meinen Augen nicht glauben. Dies ist ein Tag des Glücks. Gelobt sei Allah!"

Senïeh hatte nicht vergessen, weshalb sie in den Palast gekommen war; aber das Schicksal Ferhads flößte ihr keine Besorgnis mehr ein, seitdem sie erfahren, daß nicht der Sultan seine Verhaftung angeordnet hatte. In Ferhads Leben, das wußte Senïeh, war nichts Strafwürdiges. Sie hegte jedoch das dringende Verlangen, ihren Gemahl nicht länger in unverdienter Haft schmachten zu lassen, und erzählte dem Sultan in kurzen Worten das wenige, was sie von Ferhads Verhaftung wußte. „Es muß ein Mißverständnis obwalten," schloß sie, „und ich bitte Euch, Herr Vater, anzuordnen, daß es aufgeklärt werde, denn ich sehne mich danach, meinem Gemahl von Eurer Güte und Gnade sprechen zu können. Es wird ihn glücklich machen."

Das Zusammensein zwischen dem Großherrn und Senïeh hatte bereits mehrere Stunden gedauert. Nun entließ der Sultan seine Tochter: sie solle mit Osman in ihren Harem zurückkehren, sie würde bald wieder von ihm hören. Nachdem die beiden gegangen waren, entsandte der Padischah einen Offizier in das Gefängnis und ließ Ferhad zu sich bescheiden.

„Ich weiß," sagte er, als Ferhad vor ihm stand,

„daß du meiner Tochter das Leben gerettet haſt, und in welcher Weiſe. Ich weiß auch, daß du dich würdig gezeigt haſt der Ehre, die die Prinzeſſin dir erwieſen, indem ſie dich zu ihrem Gemahl auserkoren hat. Darum darfſt du fortan meiner Gnade verſichert ſein. Ordne deine Angelegenheiten, ſo daß du demnächſt in meine Dienſte treten kannſt.“

Sodann vernahm der Sultan noch die Einzelheiten der Verhaftung Ferhads, denen er jedoch keine Bedeutung beizumeſſen ſchien, und entließ ihn hochbeglückt. Im Laufe desſelben Tages wurde der Tomruk Aghaſſi, wegen Mißbrauchs der ihm anvertrauten Gewalt, ſeines Amtes enthoben. Kurze Zeit darauf erhielt Ferhad ſeine Ernennung zum Miniſter der kaiſerlichen Schatulle und bezog mit den Seinigen einen prachtvoll eingerichteten Konak, den der Sultan ſeiner Tochter zum Geſchenk gemacht hatte. Ferhad ließ ſich keine Anſtrengung verdrießen, um das Vertrauen des Großherrn zu rechtfertigen und deſſen Gnade durch ſeine Dienſtleiſtungen zu verdienen, und da er eine gute Erziehung genoſſen hatte und klug und gewandt war, ſo konnte er ſeines Amtes zur vollen Zufriedenheit des Sultans walten. Nach einem Jahr ſchon bezeichnete man ihn in den hohen Hofkreiſen als einen, der augenſcheinlich berufen war, in nicht zu ferner Zukunft die wichtigſten Stellen im Reiche zu bekleiden. „Er iſt nur noch zu jung, um Großweſir zu ſein,“ ſagte man, „aber er wird es werden, wenn Allah dem Padiſchah noch einige Jahre Leben verleiht.“

Inmitten ſeines Glückes vergaß Ferhad ſeiner alten Wohlthäter nicht, des Derwiſch und Schevket Beys. Den

Mönch fand Ferhad auf seinem gewöhnlichen Platze im Kaffeehause. Er hatte von dem schnellen Emporsteigen seines ehemaligen Schülers gehört und beglückwünschte ihn dazu. Als Ferhad ihm seine Dienste anbot, sagte er: „Ich höre deine Worte gern und werde sie nicht vergessen, auch wenn ich nicht in die Lage kommen sollte, eine Vergünstigung von dir zu erbitten.“

Von dem zufriedenen Derwisch begab sich Ferhad nach der ärmlichen Hütte, in der er Schevket Bey zum letzten Male gesehen hatte. Er traf dort dessen Amme, die schwarze Wäscherin.

„Wo ist Schevket Bey, Euer Sohn?“ fragte er.

„Mein Sohn ist tot,“ antwortete die alte Frau.

„So steht Ihr jetzt allein?“

„Ganz allein, Herr.“

„Ich werde Euch in mein Haus nehmen, wo Ihr bis zum Ende Eurer Tage wohl aufgehoben sein sollt.“

„Ich danke Euch, Herr.“

„Sagt mir, seit wann ist Euer Sohn tot, und woran starb er?“

„Ich erinnere mich Eurer jetzt,“ sagte die Alte. „Es wird nicht viel mehr als ein Jahr vergangen sein, seitdem Ihr hier mit meinem Sohne spracht. Er war damals schon sehr krank. Eine Woche etwa nach Eurem Besuch wurde er bettlägerig, und dann starb er in zwei Tagen. Kurz vor seinem Tode sprach er noch von Euch. Er liebte Euch wie einen Bruder.“

„Der Unglückliche! Warum wandte er sich nicht an mich in seiner Not?“

„Er war des Lebens müde. Die schlechte Frau, um

derentwillen er sich zu Grunde gerichtet, hatte seinen Leib und seine Seele vergiftet."

„War es eine Fremde?"

„Es war eine Ungläubige."

„Kanntet Ihr sie?"

„Ich wußte manches von ihr aus den Erzählungen meines armen Sohnes, bevor er trübsinnig wurde; gesehen habe ich sie niemals und verlange nicht danach."

Die klugen Leute am kaiserlichen Hofe hatten richtig gesehen. Ferhad hatte das fünfunddreißigste Lebensjahr kaum überschritten, als er zum Großwesir ernannt wurde. Als solchem waren ihm noch fünf Jahre ersprießlichen Wirkens beschieden. Dann starb der Sultan, sein starker Beschützer, und Ferhad zog sich vom öffentlichen Leben zurück. Trotzdem erweckte er die Eifersucht seines argwöhnischen Nachfolgers. Um drohenden Verfolgungen zu entgehen, erbat er vom Sultan die Erlaubnis, sich auf eine seiner Besitzungen zurückziehen zu dürfen, die, weit von Stambul und vom politischen Treiben, inmitten einer schönen, stillen Landschaft gelegen war. Dort, von einer blühenden Nachkommenschaft umgeben, in weitem Umkreise wegen ihrer Wohlthätigkeit gepriesen und geliebt, verbrachten Ferhad und Senïeh in nie getrübter Eintracht die letzten langen Jahre ihres glücklichen Lebens. Osman zeichnete sich noch zu Lebzeiten seines Vaters durch große Tapferkeit aus und fiel als siegreicher Feldherr in einer blutigen Schlacht gegen die Polen.

Der verlorene Freund.

Unter den zahlreichen Arbeitszimmern der Hohen Pforte, „Kalem“ genannt, befinden sich einige, in denen bevorzugte junge Männer, die Beamte werden wollen, eine nicht sehr beschwerliche, etwa dreijährige Lehrzeit durchzumachen haben. Sie beginnen sie damit, daß sie amtliche Schriftstücke abschreiben, um Gelegenheit zu haben, sich eine schöne Handschrift und den vornehmen Kanzlei-stil aneignen zu können; später, wenn sie sich dabei tüchtig und zuverlässig gezeigt haben, werden sie in die Geheimnisse des Brief-Faltens und -Versiegelns eingeweiht, und schließlich vertraut man ihnen an, kleine Schriftstücke aufzusetzen, die, nachdem sie einer ebenso ruhigen, wie scharfen Nachprüfung seitens älterer und höherer Beamten unterworfen und vorschriftsmäßig vollzogen worden sind, die ehrwürdigen Mauern des Palastes verlassen, um irgend jemand, irgend eine Bestimmung der hohen Regierung zu wissen zu geben.

Man kann nicht sagen, daß sich die zahlreichen Bewerber um Anstellungen bei der Regierung, ihr Gehalt im Schweiße ihres Angesichts verdienen: denn erstens bekommen sie überhaupt kein Gehalt, und zweitens ist die

Arbeitslaſt, die einem jeden einzelnen von ihnen auferlegt wird, durchaus keine ſchwere. — Weshalb ſollte auch die Regierung auf den Gedanken kommen, ſie zu bezahlen, da ſich immer mehr Bewerber zu unbezahlter Arbeit melden als man auf der Pforte unterbringen kann, und wozu ſollte ein junger Mann, der, wenn er fromm und aus guter Familie iſt, ein unbeſtreitbares Recht hat, ſich des Lebens zu freuen, mit Beſchäftigung überladen werden, während es in ſeiner nächſten Umgebung ſo viele „Beamten-Lehrlinge“ giebt, die kaum wiſſen, wie ſie die Zeit totſchlagen ſollen, und von denen es einigen ſogar eine gewiſſe Befriedigung zu gewähren ſcheint, die langen Stunden, die nun einmal auf der Pforte verbracht werden müſſen, durch ein bißchen Arbeit würzen zu können?

In einem der Kalem, in dem etwa ein Dutzend bereits angeſtellter Beamter und ſolcher, die ſich darauf vorbereiteten, dereinſtmal angeſtellt zu werden, damit beſchäftigt waren, geräuſchvoll Kaffee zu ſchlürfen, ſtill in die Luft ſchauend, ſtark duftenden Tabak zu rauchen, oder zu leſen und zu ſchreiben, trafen eines Morgens zwei junge Männer von ſiebzehn Jahren zuſammen, die, als ſie ſich erblickten, ſchnell auf einander zuſchritten und ſich in herzlichſter Weiſe begrüßten.

„Oh, Raïf, mein Bruder!“

„Willkommen Sadik, lieber Freund! Wie geht es dir?“

Obgleich beide Sprecher, namentlich der mit Sadik angeredete, freudig erregt erſchienen, denn dieſem war beim Anblick Raïfs das Blut in das bleiche hübſche Antlitz geſtiegen, ſo waren doch jene Begrüßungsworte mit gedämpfter Stimme gewechſelt worden, wie dies der gute

Ton der vornehmen türkischen Gesellschaft erheischt, und die anderen Anwesenden hatten sie wohl kaum verstanden —. jedenfalls kümmerten sie sich nicht darum. — Raïf und Sadik ließen sich, von den andern Mitgliedern des Kalem unbehelligt und unbeobachtet, auf einem kurzen Diwan nieder, der in einer der Fensternischen angebracht war, und waren dort bald in lebhafte, leise Unterhaltung vertieft.

„Ich freue mich unbeschreiblich, dich wiederzusehen, Raïf! Wie geht es dir? Wie gefällt dir Stambul? Hast du auch der Heimat und deines Freundes gedacht?"

„Es geht mir gut, Sadik, und Stambul gefällt mir wohl. Doch wie hätte ich die Heimat vergessen können? — Oftmals habe ich deiner gedacht und gewünscht, du möchtest die schwere Krankheit überwunden haben, die dich an das Lager fesselte, als ich von dir Abschied nahm. — Wie befindest du dich jetzt? Du bist noch bleich von Angesicht, doch scheinst du wohlgemut."

„Es geht mir wieder gut: Allah sei gelobt! Aber ich habe im Sterben gelegen, und ein Jahr lang wollte die böse Krankheit nicht von mir weichen. Ein Jahr! Es ist eine lange Zeit, und es war eine traurige Zeit für mich. Mit nimmermüder Sorge pflegte mich der Pascha, mein geliebter Vater, aber ich fühlte mich einsam, und mein Herz verlangte nach dir, meinem Freunde und Bruder. — Wie froh bin ich, dich wiedergefunden zu haben. — Nun soll uns auch nichts wieder trennen. — O, Raïf, wie freue ich mich, dich zu sehen!"

Sadik Bey und Raïf Bey stammten aus Kleinasien und waren Nachbarkinder. Sie hatten seit ihrer frühsten

Jugend, als sie noch im Harem der Obhut der Frauen anvertraut waren, zusammen gespielt, und später, bis zu ihrem sechzehnten Jahre, alle Freuden und Leiden des Knaben- und Jünglingsalters mit einander geteilt, — aber nicht redlich, obgleich der von den beiden, der dabei schlecht weggekommen war, nie über sein Los geklagt, es auch niemals beklagenswert gefunden hatte. Der gutmütige, ehrliche Sadik liebte Raïf, so daß er alles, was er besaß, mit Freuden für den Freund hingab, und der herrschsüchtige, eigennützige Raïf ließ sich die Liebe Sadiks gefallen und schenkte ihm dafür seine Gesellschaft und eine kühle, freundschaftliche Teilnahme. Aber von dieser Ungleichheit im Geben, die Raïf frühzeitig erkannte, und die ihm Freude machte, weil er darin einen Beweis seiner Überlegenheit erblickte, bemerkte Sadik nicht das Geringste. Er fühlte sich zu Raïf in herzlichster Freundschaft hingezogen; er hatte sich nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, ob er mehr gab, als er empfing. Der Gedanke stieg nie in ihm auf, daß Raïf andere Gefühle für ihn nähren könnte, als er selbst für den Freund hegte.

Sadik Bey und Raïf Bey waren schöne, stattliche Jünglinge, beide vornehmen alten Familien entsprossen, die eigene Namen führten: Sadik Bey, Sohn des Tschapanoglu aus der der alten „Thalfürsten," der Derebey, — Raïf Bey, Sohn des Hussein Bey, aus dem ehemals mächtigen und reichen Geschlechte der Spartaly. Keiner von den beiden konnte jedoch auch nur wohlhabend genannt werden. Zwar besaßen ihre Väter große Ländereien, aber der alte Tschapanoglu sowohl, wie sein Freund und

Nachbar Hussein Bey, waren sorglose Landwirte und schlechte Kaufleute, die gar nicht ahnten, daß sie von allen Seiten bestohlen wurden, und die, wenn sie es auch bestimmt gewußt hätten, sich kaum darum gekümmert haben würden. Was sie zum Lebensunterhalt gebrauchten, das war immer in Hülle und Fülle vorhanden, sparen wollten sie nicht, das hatten ihre Vorfahren auch nicht gethan, das wäre eines Derebey und eines Spartaly unwürdig gewesen, und so führten sie ein ruhiges Genußleben, bei dem sie beide sehr stark wurden, — ohne Sorgen und ohne Wünsche. — Wurden einmal, bei seltenen Gelegenheiten, einige hundert Pfund gebraucht, um eine Tochter zu verheiraten oder einem Sohne das Haus einzurichten, so wußten die Gutsverwalter auch dafür Rat. So lange die beiden alten Edelleute nur keine Abrechnung von den diebischen Verwaltern verlangten, zeigten sich diese allen Wünschen ihrer Herren gefügig: sie gebrauchten ja im allgemeinen so wenig, um zufrieden zu sein.

Sadik Bey würde zweifelsohne in die Fußstapfen seines Vaters getreten sein und sein Leben auf dem Gute, auf dem er geboren war, auch beendet haben, hätte sein geliebter Raïf ihn nicht auf andere Gedanken gebracht. Dieser hatte schon als zwölfjähriger Knabe dem bewundernden Sadik anvertraut, er werde, sobald seine Erziehung im elterlichen Hause vollendet sei, nach Stambul gehen, denn es sei seine Absicht, ein mächtiger und reicher Mann zu werden, und Sadik hatte darauf sofort erklärt, dann werde auch er nach Stambul ziehen und sich dort Ansehen und Reichtum gewinnen. Damals war Raïf Bey noch zu jung, um über Sadiks harmlosen Ehrgeiz

zu lächeln; er bestärkte ihn im Gegenteil in seinem männlichen Vorhaben, und seitdem beschäftigten sich die beiden Kinder viel damit, Zukunftspläne zu machen und Luftschlösser zu bauen.

Unter den verschiedenen Hauslehrern, die sich mit der Erziehung Sadiks und Raïfs zu beschäftigen hatten, befand sich um diese Zeit, im Hause Tschapanoglus, ein Lehrer der französischen Sprache — ein Muselman natürlich, denn einen Ungläubigen würde der Nachkomme der Thalfürsten nicht in seiner Nähe geduldet haben — der, ehe er nach Kleinasien gekommen war, dem Sohne eines hohen türkischen Beamten Unterricht im Französischen erteilt hatte. Dieser hohe Beamte war ein alter Freund Tschapanoglus, und Achmed Effendi, der soeben genannte Lehrer, war auf seine Empfehlung zur Erziehung Sadik Beys nach Kleinasien gekommen. Achmed Effendi war ein frommer und gebildeter Mann. Er schloß sich schnell, mit einer Art väterlicher Zuneigung, an seinen gut gearteten Zögling an und stand ihm bereitwillig Rede und Antwort, auch wenn Sadik, wie dies nicht selten geschah, Fragen an ihn richtete, die mit dem Erlernen der französischen Sprache nichts zu thun hatten.

Aus Achmed Effendis Erzählungen lernte nun Sadik Bey den besten Weg kennen, der zu hohen Beamtenstellungen führt. Um ihn einschlagen zu können, müßte sich Sadik zunächst Zulassung zu einem der Kalem der Hohen Pforte zu verschaffen wissen. Das würde ihm aber, durch die Fürsprache des einflußreichen Beamten, in dessen Diensten Achmed Effendi gestanden hatte, leicht gemacht werden. Einmal im Kalem, hing es zwar teilweise von

Sadiks Tüchtigkeit ab, wie schnell er vorwärts kommen und wie hoch er steigen werde — aber seine Abkunft würde ihm sicherlich von erheblichem Nutzen dazu sein. Die Großen in Stambul wären einem Derebey, der auf eine ehrenvolle Familiengeschichte von einem halben Jahrtausend zurückblicken kann, doch bereitwilliger gefällig, als einem beliebigen jungen Mann, dessen Großvater schon niemand mehr kenne und dessen Vater keine andere Stellung im Reiche besitze, als die, zu der er sich aus eigener Kraft emporgearbeitet habe. — Sadik Bey dürfte deshalb hoffen, es mit Allahs Hilfe weit in der Welt zu bringen. Er sollte nur fromm sein. Weiter verlangte Achmed Effendi nichts von ihm, denn „fromm sein“ im Sinne des Propheten hieße, unausgesetzt bemüht sein, sich alle edlen männlichen Eigenschaften: Treue, Tapferkeit, Wahrheitsliebe, Wohlthätigkeit, körperliche und seelische Reinheit anzueignen.

Der kleine Sadik nickte verständnisvoll mit dem Kopfe: „Ich werde fromm sein, Effendi,“ sagte er. „Verlaßt Euch darauf.“

Und dann eilte er, sobald ihm Freiheit dazu gegeben war, zu Raïf Bey und erzählte diesem, was er von Achmed Effendi erfahren hatte. — Auch Raïf blickte verständnisvoll, nachdem er Sadiks Bericht vernommen hatte, aber er antwortete darauf nicht, er werde sich bemühen, fromm zu werden, sondern er sagte:

„Die Spartaly sind nicht weniger edel als die Derebey; ich werde so hoch steigen wie du.“

„Das wirst du sicherlich,“ erwiderte Sadik. „Und ich wünsche es nicht anders. Wie sollte ich daran

denken, jemals das Recht zu haben, dir etwas zu befehlen?"

„Das Recht wirst du nie haben!" rief Raïf zornig, so daß Sadik eingeschüchtert einen Schritt zurückwich. Aber er näherte sich seinem Freunde sogleich wieder und sagte freundlich:

„Du darfst mir nicht zürnen, sollte ich dich gekränkt haben: es wäre gegen meine Absicht geschehen."

Darauf entgegnete Raïf Bey nichts, und der kurze Zwischenfall schien vollständig abgethan. Sadik Bey dachte nur noch auf dem Heimwege daran, um sich bittere Vorwürfe zu machen, seinen Freund Raïf durch eine Taktlosigkeit verletzt zu haben.

Als die beiden in ihr siebzehntes Jahr eingetreten waren, erschien eines Tages Hussein Bey, der Vater Raïfs, bei seinem Freunde Tschapanoglu, um ihm mitzuteilen, Raïf hege den Wunsch, Beamter zu werden und hätte ihn gebeten, ihm Zulassung zu einem Kalem der Hohen Pforte zu verschaffen. „Ich würde das gern thun," fuhr Hussein Bey fort, „aber ich bin jetzt seit dreißig Jahren nicht mehr in Stambul gewesen und wüßte kaum jemand, an den ich mich mit Raïfs Anliegen wenden könnte. Du aber hast, wenn ich nicht irre, alte Freunde in den Ministerien. Darf ich dich bitten, meinen Raïf einem von ihnen anzuempfehlen?"

„Das thue ich mit Freuden," antwortete Tschapanoglu. „Ich werde heute an Ifett Mollah schreiben, der noch vor kurzem ein einflußreicher Mann war und es hoffentlich noch heute ist, und auf dessen Freundschaft ich rechnen kann. Dein Name hat auch bei ihm guten Klang, denn

wie du dich erinnern wirst, war er vor Jahren unser Kadi. Jetzt ist er Vorsitzender des Obergerichts von Stambul. — Und ich danke dir, Hussein, mir Gelegenheit gegeben zu haben, dir gefällig zu sein."

Bald darauf entfernte sich Hussein Bey wieder, und sogleich ließ Tschapanoglu seinen Sohn Sadik rufen, um ihn zu beauftragen, den versprochenen Brief an Ssett Mollah aufzusetzen: denn seit Jahren griff der alte Herr nur noch selten zur Feder, und einen längeren Brief zu schreiben, war ihm eine schwere Arbeit. Sadik hingegen zeigte darin eine gewisse Geschicklichkeit und hatte schon bei verschiedenen Gelegenheiten den Dienst eines Privatsecretärs seines Vaters versehen. — Als er den Befehl, an Ssett Mollah zu schreiben, vernommen hatte, verbeugte er sich ehrfurchtsvoll und sagte leise:

„Sie würden mich glücklich machen, Herr Vater, wenn Sie mir gestatten wollten, in dem Briefe hinter den Namen Raïfs den meinen zu setzen und für mich dieselbe Vergünstigung erbitten zu dürfen, die Raïf erwiesen werden soll. Auch ich wünsche nämlich, mit Ihrer gnädigen Erlaubnis, Beamter zu werden, und möchte die Laufbahn, in der ich mich bemühen werde, meinem Vater Ehre zu machen, neben meinem Freunde Raïf antreten."

Tschapanoglu war nicht erstaunt, diese Bitte zu vernehmen. Sadik waren bereits hie und da schüchterne Äußerungen entschlüpft, aus denen sein Vater erkannt hatte, daß er sein Glück in Stambul versuchen wollte. Tschapanoglu hatte nichts dagegen einzuwenden. Sadik war sein vierter Sohn. Wenn dessen drei ältere Brüder auf dem Lande blieben, wie es in ihrer Absicht lag, so

war die Familie, auch ohne Sadik, in Kleinasien genügend stark vertreten.

„Es geschehe, wie du es wünschest," sagte Tschapanoglu, „und möge Allah deinem Vorhaben Gedeihen geben. Mein Segen wird dich nach Stambul begleiten."

Etwa drei Wochen später traf Issetts Antwort ein. Sie forderte Raïf und Sadik auf, sich schleunigst nach Stambul zu begeben und sich bei ihm vorzustellen. Er würde sie sodann nach der Hohen Pforte führen, wo ihre Aufnahme in ein Kalem gesichert sei.

Aber vor dem Eintreffen jener Antwort war Sadik auf das Krankenlager geworfen worden. Ein bösartiges Fieber hatte ihn gepackt und nagte am Mark seines Lebens, so daß seine Verwandten in großer Sorge um ihn waren und glaubten, er werde ihnen entrissen werden. Auch unter den günstigsten Verhältnissen war an eine schnelle Wiederherstellung seiner Gesundheit nicht zu denken, und so beschloß Hussein Bey, nachdem er sich der Zustimmung Tschapanoglus versichert hatte, Raïf Bey allein nach Konstantinopel ziehen zu lassen. — Sadik Bey erfuhr dies erst drei Wochen später, denn bis dahin war er so schwach gewesen, daß man vermieden hatte, ihm eine Mitteilung zu machen, die ihn möglicherweise aufgeregt haben würde. Aber da er, als Genesender, oftmals nach Raïf Bey fragte und den sehnlichen Wunsch aussprach, seinen Freund zu sehen, erzählte ihm sein Vater, er selbst habe gewünscht, daß Raïf Bey voranreise, um eine gemeinsame Wohnung für sich und Sadik zu mieten, so daß dieser sogleich nach seiner Ankunft in Stambul ein gutes Unterkommen finden würde. Sadik solle also

nur schnell gesund werden, dann werde er sich auch bald wieder mit seinem Freunde Raïf vereinigen können.

Sadik nahm die Mitteilung ruhig auf und fand, daß Raïf wohlgethan hatte, ohne Zeit zu verlieren, nach Stambul abzureisen. „Es ist sehr freundlich von ihm," sagte er, „die Sorge zu übernehmen, eine Wohnung für uns beide zu finden. Er ist ein wahrer Freund."

Darauf bemühte sich der Kranke, schnell gesund zu werden, indem er alle Vorschriften des Arztes auf das gewissenhafteste befolgte — aber das Fieber war stärker als die Heilkunde des Arztes und der gute Wille des Kranken zu genesen. Immer und immer packte es Sadik wieder und warf ihn aufs Lager zurück, wenn er sich kräftig genug wähnte, sich erheben zu können, und so vergingen viele Monate in Sorgen und Hoffen, bis Tschapanoglu am Leben seines Sohnes verzweifelte, und dieser zu schwach geworden war, um noch wünschen und hoffen zu können. Dann trat, unerwartet, Besserung in dem Zustand des Kranken ein, die ganz langsam, aber stetig fortschritt und schließlich in Genesung endete. Schwach, bleich, abgemagert sah der arme Sadik aus, als er endlich wieder einmal am offenen Fenster sitzen durfte und seine guten, müden Augen über die liebliche Frühlingslandschaft zu seinen Füßen schweifen lassen konnte; aber er fühlte diesmal mit voller Sicherheit, daß das Fieber ihn verlassen hatte. Da neigte er sich in inbrünstigem Gebet gen Osten und dankte dem Herrn, der ihm das Leben wieder geschenkt hatte. Zwei Monate später war er stark genug, um in Begleitung eines zuverlässigen alten Dieners, der ihn während der Krankheit gehütet

und ihn wie einen Sohn in sein Herz geschlossen hatte, die Reise nach Stambul antreten zu können. Vorher hatte er sich von Hussein Bey verabschiedet und sich von diesem etwaige Aufträge für Raïf Bey erbeten.

„Grüße ihn von mir," sagte der alte Spartaly. „Er solle den Versuchungen, die in der großen Stadt den Emporstrebenden in tausend Formen anfechten, ein frommes und mutiges Herz entgegensetzen, und der Ermahnungen, die seine treue Mutter ihm mit auf den Weg gegeben hat, eingedenk bleiben — und dann bringe ihm dies" — er übergab Sadik einen kleinen seidenen Beutel — „es wäre ein Geschenk seiner Mutter. Raïf wird sich dessen freuen, denn er hat von jeher Freude am Golde gehabt. — Und du selbst, Sadik, Sohn Tschapanoglus, stehe meinem Sohne als Freund zurseite, wenn er eines Freundes bedarf, ermutige ihn zu gutem Vorhaben, warne ihn vor bösem und suche ihn davon zurückzuhalten, selbst auf die Gefahr hin, ihn zu erzürnen; aber zürne du ihm nie, denn deine Liebe für ihn wird vor Allah um so verdienstvoller sein, je weniger er sich deren würdig zeigt. — Der Segen eines alten Mannes begleitet dich. Sei fromm und treu, des Ruhmes deiner Vorfahren, der Ehre deines Vaters, der Liebe deiner Mutter eingedenk bei allem, was du thust. Allah szelamet werszin!"

Sadik, der mit niedergeschlagenen Augen zugehört hatte, verbeugte sich tief und sagte: „Es soll geschehen, wie Ihr befehlt, sofern mir Allah Kraft dazu giebt .... Wollt Ihr mir gütigst sagen, wo ich Raïf Bey in Stambul finden werde?"

Hussein Bey antwortete mit einem leichten, doch erkennbaren Anflug von Traurigkeit. „Sein jetziger Aufenthalt ist mir unbekannt. Als er mir zum letzten Male schrieb, klagte er über die große Entfernung zwischen seiner Wohnung und der Hohen Pforte, und gab zu erkennen, daß er eine andere zu nehmen wünsche. Vielleicht hat er es gethan. Ich habe meine Briefe für ihn seitdem an Ssett Mollah gerichtet, und dieser wird dir sagen können, wo du Raïf auffinden magst."

Nach seiner Ankunft in Stambul hatte sich Sadik sogleich zum Freunde seines Vaters, dem Vorsitzenden des Obergerichts, begeben. Er war von dem würdevollen alten Herrn herzlich empfangen worden und hatte von ihm erfahren, daß er in demselben Kalem arbeiten werde, in dem Raïf Bey augenblicklich beschäftigt sei. Er solle sich nur zu Beginn der üblichen Arbeitsstunden auf der Hohen Pforte bei dem Vorstand seines Büreaus, Saïd Effendi, melden, und er könne dann sicher sein, sehr bald mit Raïf Bey zusammenzutreffen, da dieser, als ein pünktlicher und strebsamer junger Mann, seinen Vorstand nicht lange auf sich warten lassen würde. — So war es auch geschehen, denn Sadik Bey hatte kaum Zeit gehabt, Saïd Effendi zu begrüßen und sich von diesem seinen Platz im Kalem anweisen zu lassen, als Raïf Bey in das Zimmer getreten war. Darauf hatte die herzliche Begrüßung zwischen den beiden stattgefunden.

Sadik fand seinen Freund sehr zu dessen Vorteil verändert. Er war in dem Jahre ihrer Trennung erheblich größer und männlicher geworden, von schlankem, edlem Wuchs und, trotz seiner Jugend, bereits würdevoller

Haltung. Er trug einen hellblauen Kaftan aus feinem Tuche, einen prächtigen Gürtel und einen in kunstreiche Falten gelegten, kleidsamen Turban, weder zu groß noch zu klein, den Turban eines vornehmen jungen Mannes, der kein Aufsehen erregen, aber sich schon durch seinen Anzug von der gemeinen Menge absondern will. Sadik, der seine Augen nicht von Raïfs Gesicht abgewandt hatte, bemerkte diese Äußerlichkeiten jedoch erst, als dieser ihm, bald nachdem sie sich niedergelassen hatten, sagte:

„Deine Kleider waren gut genug für die Provinz. In Stambul würden sie nicht standesgemäß sein. Ich werde das Nötige besorgen. Ich nehme an, daß dir der Pascha, dein Herr Vater, genügende Geldmittel mitgegeben hat, um dich hier in geziemender Weise einrichten zu können."

„Der Pascha hatte dies vorhergesehen," entgegnete Sadik. „Ich bin reichlich mit Geldmitteln versorgt." Und dabei fiel ihm auch sogleich ein, daß er Träger eines Geschenkes für Raïf sei. Er überreichte diesem den seidenen Beutel, den Hussein Bey ihm anvertraut hatte. — „Ich sollte dir bestellen, dies käme von deiner treuen Mutter," sagte er dabei.

Raïf Bey wog den kleinen Beutel anscheinend nachlässig in seiner wohlgepflegten weißen Hand und ließ ihn in seinen Gürtel gleiten.

„Meine jetzige Wohnung ist etwas klein für uns beide," sagte Raïf im spätern Verlauf der Unterhaltung. „Ich werde sogleich eine andere suchen."

„So geht mein alter Wunsch, mit dir zusammenzuleben, endlich in Erfüllung," antwortete Sadik. „Ich hatte es kaum noch gehofft. Ich freue mich sehr darüber."

„Das war ja selbstverständlich," fuhr Raïf fort. „Meine hiesigen Freunde wissen bereits, daß wir zusammen wohnen werden. Sie kennen dich dem Namen nach und freuen sich darauf, dir persönlich näher zu treten. Ich habe mit Befriedigung feststellen können, daß die Namen Spartaly und Tschapanoglu aus der Familie der Derebey, auch in Stambul guten Klang haben, du wirst, wo ich dich vorstelle, freundlich empfangen werden. Ich habe dir die Wege geebnet."

„Du bist mein Freund," sagte Sadik gerührt. „Ich danke dir."

Während der nächsten zwei Jahre waren nun Raïf und Sadik beinahe immer zusammen. Sadik fühlte sich glücklich in der Nähe seines Freundes, und da er nur mit seinen arglosen Augen und gutem Herzen sehen und fühlen konnte, so entging es ihm, welch' untergeordnete Stellung er in dem gemeinsamen Haushalt mit der Zeit eingenommen hatte. Er war dort kaum mehr als der erste Bedienstete seines Freundes, und die ganze Last des Hauswesens, auch die bei weitem größere Hälfte für den Aufwand, der bestritten werden mußte, waren sein Teil. Die von ihm eingenommene untergeordnete Stellung kam jedoch in Gegenwart Fremder nicht zum Ausdruck. Für diese war Sadik Bey, der Sohn Tschapanoglus, aus der Familie der Thalfürsten, ein vornehmer junger Mann — und fürstlich in der That waren seine hohe Gestalt, sein edles Antlitz, seine großen, ernsten, schönen Augen, die milde blickten und eine wohlthuende Herzenswärme ausstrahlten und um sich verbreiteten. Er war der Liebling des Kalem, obgleich er es nicht verstanden

hatte, sich wie Raïf, den Ruf überlegener Klugheit und Tüchtigkeit zu erwerben.

Nach dreijähriger Lehrzeit im Kalem erntete Raïf die verdiente Belohnung seiner guten Haltung. Er hatte bei verschiedenen Gelegenheiten seinem Vorgesetzten den Wunsch zu erkennen gegeben, eine Anstellung im Finanzministerium zu finden, und dort wurde ihm auch ein Posten anvertraut, der zwar unbedeutend und nur mit einem kleinen Gehalt verbunden war, aber den von Raïf Bey gewürdigten Vorteil hatte, ihn häufig in die hohe Gegenwart Seiner Excellenz des Herrn Ministers zu bringen. Diesem fiel er zunächst durch sein gutes Aussehen und seine vortrefflichen Manieren auf; in kurzer Zeit entdeckte Seine Excellenz aber auch, daß der junge hübsche Mann ein zuverlässiger, schneller und ungewöhnlich gewandter Beamter sei. Er zog ihn darauf zu einigen vertraulichen Arbeiten herbei, die weit über der Amtssphäre des von ihm bekleideten kleinen Postens lagen, und Raïf Bey zeigte dabei so viel Scharfsinn und so ausgebreitete fachmännische Kenntnisse, daß der Herr Minister ihn unverhohlen als die beste Eroberung bezeichnete, die die Finanzbehörde seit geraumer Zeit gemacht habe, und seine sofortige Versetzung zu höheren Stellungen beantragte und durchsetzte.

Raïf Bey trug sein schnelles Glück, nach außen hin, mit großer Bescheidenheit. Desto mehr rühmte er sich seiner Erfolge Sadik gegenüber, der, während Raïf bereits eine vielfach genannte Persönlichkeit geworden war, ruhig fortfuhr, seinen leichten, unbezahlten und unbeachteten Amtspflichten im Kalem obzuliegen. Wenn Raïf

aber beabsichtigte, seines Freundes Neid zu erwecken, indem er die Auszeichnungen, die ihm zu Teil wurden, noch erheblich übertrieb, sich als die rechte Hand des Ministers hinstellte und von diesem sogar mit einer gewissen Nichtachtung sprach, als übersähe er ihn, und als sei er gewissermaßen der geheime Leiter der großen Maschine, in der er doch nur eins von vielen Tausenden von Rädern war — wenn Raïf hoffte, seinen Freund neidisch machen zu können, so hatte er eben kein Verständnis für die edle Einfalt von Sadiks Herzen. Der Nachkomme der Thalfürsten hatte nie eine Unwahrheit gesagt. Der Gedanke, daß Raïf wissentlich übertreiben und lügen könnte, kam ihm gar nicht. Er glaubte alles, was sein Freund ihm sagte, wie Worte des Koran — und seine schönen treuen Augen strahlten in freudigem, bewunderndem Stolze ob der unerhörten Erfolge seines liebsten Genossen.

„O, Raïf! Wenn Allah dir ein langes Leben schenkt, so wirst dn das Höchste erreichen. Wie freue ich mich deiner wohlverdienten Erfolge!“

Raïf blickte seinen Verehrer herablassend lächelnd an, als dieser so sprach. — Dann, nach einer kleinen Pause, sagte er: „Es scheint beinah, als ob du, schneller, als ich es gedacht hatte, zu der Erkenntnis kommen würdest, daß ein Spartaly nicht geringer ist als ein Sohn der Derebey.“

Sadik blickte verwundert auf: „Ich verstehe dich nicht. Was willst du sagen?“

„Du verstehst mich nicht?“ antwortete Raïf gelassen, im Gefühle seiner unbestrittenen Überlegenheit. „Hast

du vergessen, daß du mir eines Tages mit den Befehlen drohtest, die du mir als ein Derebey erteilen würdest, nachdem du die höchsten Sprossen der Beamtenleiter erklommen hättest."

„Nein," sagte Sadik. „Ich kann mich nicht entsinnen, je ähnliches gedacht oder gesagt zu haben." Und nach einer kleinen Weile, während der er nachdenklich vor sich hingeschaut hatte, setzte er hinzu: „Das kann ich auch nie gesagt haben. Du mußt dich irren, mich mit einem anderen verwechseln."

„O nein, ich irre mich nicht," antwortete Raïf, noch immer überlegen lächelnd. „Du hast mich damals tief gekränkt; aber das habe ich längst verziehen, und nun sei es auch vergessen."

„Dann muß ich von Sinnen gewesen sein."

„Lassen wir das. Sprechen wir von etwas anderm."

„Dann muß ich von Sinnen gewesen sein," wiederholte Sadik traurig. „Es thut mir leid, dich gekränkt zu haben."

„Es ist verziehen und vergessen," sagte Raïf.

Sadik nahm das wörtlich, und er selbst schlug sich den Vorfall schnell wieder aus dem Sinn. Dunkel erinnerte er sich, Raïf einmal erzürnt zu haben; aber die Einzelheiten des Auftritts waren seinem Gedächtnis entschwunden. Die schwere Krankheit, die ihn bald darauf gepackt hatte, mußte sie wohl aus seiner Erinnerung, die nur Wohlthaten treu aufbewahrte, verwischt haben.

Einige Zeit darauf verließ auch Sadik das Kalem der Hohen Pforte, von den Glückwünschen aller, die ihn dort kennen gelernt hatten, begleitet, um in Evkaf, dem

Miniſterium der Frommen Stiftungen, in eine beſcheidene Stellung einzurücken.

Und dann vergingen weitere drei Jahre. — Sadik arbeitete ſich langſam empor, ohne je eine beſondere Vergünſtigung zu erwarten oder zu erlangen. Raïf Bey galt bereits für einen der einflußreichſten Beamten des Finanzminiſteriums, zweifelsohne zu hohen Stellungen berufen, und entwickelte im geheimen, vorläufig noch ſehr vorſichtig, eine große und erſprießliche Kunſt, ſeinen Ruf als einflußreichen Mann auszunutzen.

Eines Tages überraſchte Raïf Bey ſeinen Freund Sadik mit der Nachricht, ſie würden ſich nun wohl bald von einander zu trennen haben, denn er beabſichtige, ſich zu verheiraten. — Raïf und Sadik waren jetzt dreiundzwanzig Jahre alt. Sie hatten alſo das Alter bereits überſchritten, in dem man ſich in der Türkei zu verheiraten pflegt. Raïfs Mitteilung hatte demnach eigentlich nichts Überraſchendes, doch traf ſie Sadik wie ein Unglück.

„Du willſt mich verlaſſen?“ ſagte er traurig. „Was ſoll dann aus mir werden?“

Raïf betrachtete ihn kopfſchüttelnd und lächelnd. „Du biſt unglaublich, Sadik,“ antwortete er. „Wir können doch nicht ledig bleiben? Ich nehme jetzt eine Frau — und du wirſt natürlich ein Gleiches thun. Das iſt das allgemeine Los.“

„Ja, ich werde wohl auch eine Frau nehmen müſſen.“

„Betrachteſt du das als ein Unglück?“

„Nein, das darf ich nicht als ein Unglück betrachten,

da es die Pflicht eines Moslem ist. Aber ich betrachte es als ein Unglück, mich von dir trennen zu müssen. Darauf war ich nicht vorbereitet."

„Wir trennen uns nicht, lieber Sadik," sagte Raïf mit einer gewissen Herzlichkeit. „Wir bleiben Freunde."

„Ja, ich werde mich auch verheiraten," wiederholte Sadik zerstreut.

Schon am nächsten Tage forderte Raïf den Freund auf, der noch immer sehr niedergeschlagen aussah, einen kleinen Spaziergang mit ihm zu machen, und führte ihn in eine stille Straße des vornehmen Stadtviertels von Schach Sadé, in der er bald vor einem neuen, augenscheinlich unbewohnten, hübschen Hause stehen blieb.

„Wie gefällt dir dieser Konak?" fragte Raïf.

„Er ist schön," antwortete Sadik gleichgiltig.

„Es freut mich, daß er dir gefällt," fuhr Raïf fort, „denn ich denke, wir werden dort noch manch' angenehme Stunde zusammen verleben."

„Wieso?"

„Es ist mein Konak. Ich habe ihn vor einigen Tagen gekauft und hoffe, ihn nun bald mit meiner Frau zu beziehen."

„Steht deine Vermählung so nahe bevor?" fragte Sadik bestürzt. „Hast du überhaupt schon eine Wahl getroffen?"

„Ich habe eine Wahl getroffen."

„Und davon hast du mir noch kein Wort anvertraut? — O, Raïf!"

Raïf war nicht daran gewöhnt, von seinem Freunde

auch nur die Andeutung eines Vorwurfes zu empfangen, und er wies die schüchterne Klage, die in Sadiks Ausruf lag, mit Entschiedenheit zurück. — „Es ist nicht meine Art, vorzeitig zu plaudern," sagte er. „Ich habe in meinem Amte gelernt, Schwatzhaftigkeit als eines Mannes unwürdig zu betrachten. Erst vor drei Tagen hat mir Hadschi Eschref Bey seine Zustimmung zu meiner Vermählung mit seiner zweiten Tochter Aïscheh gegeben. Ich hätte dich also von meinem Vorhaben nicht früher als gestern unterrichten können. Das war auch ursprünglich meine Absicht. Als ich aber sah, wie unfreundlich du den Gedanken aufnahmst, daß ich versuchen wollte, eine glückliche Ehe zu schließen, da hielt ich mit meiner Mitteilung zurück, — um dir Zeit zu geben, dich auf die Wendung in meinem Schicksale vorzubereiten . . . um dich nicht zu kränken. Ich bin rücksichtsvoller in meiner Art dich zu behandeln, als du anzunehmen scheinst, und das Verkennen meines Zartgefühls kränkt mich."

Sadik empfand wohl, daß er seinem Freunde unrecht gethan hatte, aber es war ihm unmöglich, ein Wort zu seiner Entschuldigung vorzubringen. Sein Herz war voll. Es gelang ihm jedoch, seine Erregung zu verbergen, und er sagte ruhig und teilnehmend: „Wenn ich nicht irre, so ist die älteste Tochter Hadschi Eschref Beys die Gemahlin Murad Beys, des Sohnes deines Vorgesetzten."

„So ist es," antwortete Raïf.

Wenige Wochen später fand die Vermählung Raïf Beys mit Aïscheh Hanum statt. Es verlautete, sie sei hübsch, und man rühmte dem alten reichen Hadschi Eschref

Bey, einem angesehenen Kaufmann, nach, seiner Tochter eine bedeutende Mitgift mit in die Ehe gegeben zu haben. Unter anderem hatte er dem jungen Paare den schönen Konak geschenkt, in dem es wohnen sollte, und dessen Wert von Kundigen auf nicht weniger als zweitausend Pfund geschätzt wurde. — Raïf hatte Sadik gesagt, er habe diesen Konak gekauft. Sadik erinnerte sich seiner Worte, aber er nahm an, er müsse sich wohl verhört haben. — Er war unbeschreiblich traurig, als er am Abend nach der Hochzeit allein die Wohnung wieder betrat, in der alles ihn an seinen verlorenen Freund Raïf erinnerte. Es war jedoch nicht seine Art, sich von einem persönlichen Kummer überwältigen zu lassen. Was geschehen war, hatte geschehen müssen! Er sagte sich, es sei eines Mannes unwürdig, darüber zu klagen. Er beschloß, sich nun ebenfalls zu verheiraten, und voll von diesem Entschluß suchte er sein Lager auf, wo er auch bald Ruhe fand.

Am nächsten Morgen, ehe er sich auf sein Ministerium begab, ging er auf den Sklavenmarkt, und dort setzte er sich mit einer Händlerin in Verbindung, die ihm als zuverlässig empfohlen worden war, und mit der er sich bald verständigte. Er machte zur Bedingung, daß das Mädchen, das er erwerben wollte, hübsch, jung, weiß und freundlichen Gemüts sein müßte, und er nannte hundert bis hundertundfünfzig Pfund als die Summe, die er für sie zu bezahlen in der Lage sei. — Die alte Händlerin erbat sich Sadiks Namen und Wohnung und sagte, sie hoffte, ihn schon in wenigen Tagen zu seiner Zufriedenheit bedienen zu können. — Das gelang ihr auch, und

etwa drei Monate nach Raïf Beys Hochzeit vermählte sich Sadik Bey mit der sechzehnjährigen Mihir, einer hübschen, freundlichen Georgierin, die sehr glücklich und dankbar schien, von einem so milde blickenden, schönen und vornehmen Mann, wie Sadik Bey Effendi, auserwählt worden zu sein. — Sadik hatte zweihundert Pfund für sie bezahlen müssen, aber er bereute es nicht, denn Mihir hatte ihm, sobald er sie erblickt, wohlgefallen, und seitdem hatte er sie schnell in sein Herz geschlossen. — Sein Vater Tschapanoglu, den er pflichtschuldig von seinem Vorhaben in Kenntnis gesetzt, hatte zur Ausführung desselben eine größere Summe zu seiner Verfügung gestellt, und damit hatte sich das anspruchslose junge Paar in einem kleinen, freundlichen Konak, im Westen Stambuls, in dem Viertel Ak Seraï genannt, behaglich eingerichtet. — Sadik Bey hatte sich den Brief, mit dem ihm sein Vater das zur Verheiratung nötige Geld geschickt, sehr zu Herzen genommen. In diesem Briefe hieß es, die Besitzungen in Kleinasien würfen augenblicklich sehr wenig ab, Sadik möchte sich also womöglich so einrichten, daß er der Unterstützung seines Vaters, für einige Zeit wenigstens, entbehren könnte. — Sadik nahm sich vor, seinem Vater nie wieder zur Last zu fallen. Sein Gehalt war nur klein, aber er wollte Mihir zu verstehen geben, daß es genügen müsse, um all ihre gemeinschaftlichen Bedürfnisse zu befriedigen.

Mehrere Jahre gingen dahin. Sadik hatte es bis zum Range eines Muméiz, Bureauvorstandes, gebracht und fühlte sich an der Seite seiner geliebten Mihir glücklich in dieser bescheidenen Stellung. Er hatte zwei

hübſche geſunde Kinder, die ihm das Leben verſüßten, und ſein Einkommen, das mit den Jahren, wenn auch nur langſam und in unbedeutendem Maße, gewachſen war, geſtattete ihm, ſeine Familie nach dem einfachen Geſchmack Mihirs zu kleiden und zu ernähren. — Raïf Bey ſah er nicht mehr ſo oft wie früher, jedoch noch ganz regelmäßig zum wenigſten einmal in jeder Woche, und zwar immer in Raïfs ſchönem Konak. Das beſcheidene Häuschen in Ak Seraï hatte der vornehme Freund nur ein einziges Mal beſucht, unmittelbar nachdem Sadik ſich dort niedergelaſſen hatte. Dieſer fühlte ſich jedoch durch dieſe anſcheinende Vernachläſſigung nicht verletzt und fand auch in ſeinem Herzen keinen Grund, darüber zu klagen, denn Raïf hatte ihm bei ſeinem erſten und letzten Beſuch geſagt, zwei gute alte Freunde ſollten im perſönlichen Umgang nicht ängſtlich darauf bedacht ſein, äußere Formen, die in den Beziehungen zwiſchen Fremden vorgeſchrieben wären, ſtreng zu beobachten. — „Die Hauptſache iſt doch, daß wir uns nicht aus den Augen verlieren und im Gegenteil regelmäßig ſehen. Iſt dem nicht ſo?“

„Natürlich, lieber Raïf.“

„Nun, dann ſchlage ich vor, du entbindeſt mich davon, dich in Ak Seraï aufzuſuchen, was mir bei meinen vielen Beſchäftigungen häufig recht unbequem ſein würde, und wir kommen überein, daß unſere Zuſammenkünfte, die hoffentlich recht häufig ſein werden, bei mir ſtattfinden. — Du haſt das Glück, weniger in Anſpruch genommen zu ſein als ich — und ſodann liegt Schach Sadé gewiſſermaßen auf dem Wege vom Evkaf nach deiner

Wohnung, während Ak Seraï für unsereinen eigentlich etwas aus der Welt ist."

„Mit Vergnügen werde ich zu dir kommen," entgegnete Sadik auf diesen Vorschlag. „Deine Beziehungen zu mir sollen dir niemals beschwerlich fallen. Das ist mein Wunsch. Und ich weiß, wie sehr du in Anspruch genommen bist."

Das war Raïf Bey in der That, obgleich die Geschäfte, die ihn nicht zur Ruhe kommen ließen, die ihn rasch gealtert hatten, nicht ausschließlich amtlicher Natur waren. Wohl fand er auch auf dem Ministerium einige Beschäftigung, denn dort nahm er jetzt den wichtigen Posten eines Mektubdji, d. h. eines Generalsekretärs, ein — aber seine Vorgänger im Amte hatten dafür gesorgt, daß die ihm aufgebürdete Arbeitslast nicht schwer zu tragen war, und hätte Raïf Bey sich damit begnügen wollen, einfach ein tüchtiger Mektubdji zu sein, so hätte er den bei weitem größten Teil des Tages in ungestörter, würdevoller Ruhe verbringen können. Das war keineswegs der Fall. Kaum, daß er im Laufe des Tages Zeit fand, einen Tschibuk zu rauchen oder eine Tasse Kaffee zu trinken, so sehr war er unausgesetzt durch Besuche und durch Vorträge, die ihm gehalten wurden, oder die er seinen hohen Vorgesetzten zu erstatten hatte, in Anspruch genommen. — Kraft seines Amtes war er gewöhnlich einer der ersten, die von allen an den Finanzminister gerichteten Gesuchen und Vorschlägen Kenntnis erhielten, und bald war es in Stambul, und auch im Palais, am Hofe bekannt geworden, daß es keinen besseren Weg gäbe, um Geschäfte schnell oder überhaupt zu Ende zu führen,

als wenn man sich vorher mit dem Mektubdji Effendi, Raïf Bey, verständigte. Dies kostete häufig viel Geld. Aber Raïf Bey, war nicht nur geldgierig, er war auch gerecht. Nur wo es sich um ein großes Geschäft handelte, da verlangte er einen großen Bakschisch; kleine Angelegenheiten konnten um ein Geringes Erledigung finden. Handelte es sich aber um ein Gesuch, bei dem der Bitt- oder Antragsteller gar nichts verdienen konnte, so bekümmerte sich auch Raïf Bey nicht darum, sondern gab die Sache in den gewöhnlichen Geschäftsgang, wo sie denn nach Jahr und Tag vielleicht wieder einmal auftauchte, wenn sie sich nicht für alle Zeiten dort verirrte, so daß nie wieder von ihr gehört wurde.

Bald sprach man in Konstantinopel von Raïf Bey als von einem wohlhabenden, sodann von einem reichen, schließlich als von einem sehr reichen Manne. Man wußte, daß er wertvollen Grundbesitz gekauft hatte, daß er einige der schönsten Häuser in Pera und der wertvollsten „Han" in Galata und Stambul sein Eigen nannte, daß er Tausende von Pfunden an Mietszinsen allein einzog und sich bei zahlreichen Bankgeschäften beteiligte, die, wie immer sie für die anderen ausfielen, für den einflußreichen Mektubdji regelmäßig mit Gewinn, oftmals mit recht großem, abschlossen. Trotzdem kann man nicht sagen, daß Raïf Bey deshalb Neid und Haß erregte. Die vornehmen Türken zuckten die Achseln oder lächelten über die unersättliche Geldgier des Generalsekretärs; kleine Geschäftsleute sprachen mit Bewunderung von seinen großartigen Erfolgen. — Eines jedoch wurde Raïf Bey allgemein verdacht: er war nicht wohlthätig, wenigstens nicht im

Verhältnis zu seinem großen Reichtum. Wohl konnte er nicht umhin, hie und da einen Beitrag zu einer frommen Stiftung zu spenden — das Gegenteil würde ihm an hohen und mächtigen Stellen in bedenklicher Weise verdacht worden sein — und bei solchen Gelegenheiten knauserte er denn auch nicht, und nur seine Frau und Sadik erfuhren, wie schwer es ihm geworden war, den Geboten des Koran gehorchend, freigebig zu sein — aber die wahre Wohlthätigkeit des Herzens, die sich in stillen, anspruchslosen Gaben, in menschenfreundlicher Hilfe, die unbekannt bleibt, äußert — die kannte Raïf Bey nicht, und das wußte man an vielen Orten. Raïf Bey aber ahnte nicht einmal, daß seine Hartherzigkeit nicht weniger bekannt war als seine Geldgier und sein Reichtum.

Sadik Bey hatte nicht selten mißliebige Äußerungen von seinen Amtsgenossen und Bekannten über Raïf Beys Herz zu hören. Dann verteidigte er seinen Freund — und zwar aus innigster Ueberzeugung. „Ihr kennt Raïf Bey nicht, wie ich ihn kenne. Er ist edel und gut, und sein Geist ist stets auf das Große gerichtet. Darum übersieht er oftmals das Geringfügige; aber Kleinliches, wie der Geiz, ist ihm fremd.“ — Sadik Bey machte sich mit solchen Reden, obgleich man sie nicht billigte und für unklug hielt, nur Freunde. — „Der gute Sadik!“ hieß es hinter seinem Rücken. „Sein ehrliches Herz kann das Niedrige nicht verstehen.“

Während einer stürmischen Nacht brach ein verheerendes Feuer in Ak Seraï aus, und dabei wurde auch Sadiks Konak ein Raub der Flammen. Kaum konnten er und die Seinigen das nackte Leben retten; ihre ganze Habe

ging zu Grunde. Ein Amtsgenosse Sadiks, dessen Haus ebenfalls in Ak Seraï gelegen, aber vom Feuer verschont geblieben war, erbot sich sogleich, Sadik und dessen Familie bei sich aufzunehmen. — „Sie wohnen bei mir, Bey, bis Ihr Konak wieder aufgerichtet sein wird," sagte er. „Suchen Sie kein anderes Unterkommen. Es würde mich kränken."

„Ich danke Ihnen," antwortete Sadik; „aber es wäre doch wohl einfacher, ich ginge zunächst zu meinem Freund Raïf Bey, in dessen großem Konak Platz für mich ist."

„Auch bei mir ist Platz für Sie, Bey. Verweigern Sie mir die Gunst nicht, um die ich bitte. Ihre Gemahlin und meine Frau sind Freundinnen; Aïscheh Hanum, die Gattin Raïf Beys, dagegen, ist ihr fremd. Deshalb ist es auch für Mihir am besten, sie läßt sich in meinem Harem nieder. Er ist nicht so reich, wie der Raïf Beys, aber" . . . . er stockte und setzte nach einer kleinen verlegenen Pause hinzu: „Meine Frau wird sich mit Mihir Hanum verständigen und alles in Ordnung bringen. Sie sollen sich in meinem Hause so frei fühlen, wie in dem Ihrigen, und ich wünschte, auch so wohl. Ich heiße Sie als meinen Gastfreund willkommen."

Am nächsten Morgen begab sich Sadik zu früher Stunde zu Raïf.

„Nun, Bey, was giebt es Neues?" begann dieser sobald sich die beiden begrüßt hatten. — Er hatte seit einiger Zeit die Gewohnheit angenommen, Sadik in dieser etwas förmlichen Weise anzureden. Früher wäre es ihm nie eingefallen, seinen Jugendfreund anders als einfach bei

Namen zu nennen. — Zuerst hatte Sadik die Anrede „Bey" für einen Scherz Raïfs gehalten und darauf einige Male in spaßendem Ton mit „Herr Generalsekretär" — „Mektubdji Effendi" — geantwortet. Aber während er sogleich wieder auf die ihm natürliche Anrede „Raïf" zurückgekommen war, hatte der Generalsekretär ihn fortan „Bey" genannt, manchmal sogar mit einer gewissen Betonung des Titels, als wolle er Sadik darauf aufmerksam machen, daß das Verhältnis zwischen dem reichen und mächtigen Generalsekretär und dem armen, kleinen Bureauvorstand der früheren Gleichstellung der Jugendgespielen ein Ende gemacht habe. Aber Sadik, der in seinen Beziehungen zu Fremden von vornehmer Feinfühligkeit und Zurückhaltung war, und von niemand unerlaubte Vertraulichkeit zu befürchten hatte, schien für alle unliebenswürdigen und verächtlichen Eigentümlichkeiten seines Freundes blind zu sein, und der Gedanke kam ihm nicht, daß Raïf Bey den Wunsch hegen könnte, die früheren vertraulichen Beziehungen jetzt in förmliche umzugestalten. Das wäre Sadik kleinlich erschienen, und noch hielt er Raïf jeder Niedrigkeit für unfähig. Daß ihn dieser mit „Bey" anredete, nahm er für etwas Zufälliges und verband damit keine besondere Absicht Raïfs. Und deshalb antwortete er, als Raïf ihn am Morgen nach dem Feuer in Ak Seraï mit den Worten anredete „Nun, Bey, was giebt es Neues?"

„Du scheinst nicht zu wissen, daß mir ein Unglück zugestoßen ist."

„Davon weiß ich in der That noch nichts. Was ist vorgefallen?"

„Mein Haus ist niedergebrannt, und ich habe dabei all mein Hab und Gut verloren."

„Mögest du vor größerem Unglück bewahrt bleiben. — Und was beabsichtigst du nun zu thun?"

„Einen neuen Konak aufzubauen. Das ist doch natürlich. Was könnte ich sonst beabsichtigen?"

„Ja natürlich, natürlich," sagte Raïf nachdenklich.

„Und da wollte ich dich bitten, mir das dazu nötige Geld zu leihen," fuhr Sadik einfach und ruhig fort.

„Was?" rief Raïf schnell. Und dabei zuckte es in seinem hageren bleichen Gesichte, als sei er plötzlich schmerzlich verletzt worden.

Sadik hatte das gar nicht bemerkt. „Achthundert Pfund," sagte er gelassen, als bedeute das ‚Was?' Raïfs nichts weiter als eine Frage — „achthundert Pfund werden mir, so nehme ich an, vollständig genügen."

„Acht . . . hundert . . . Pfund," brachte Raïf ingrimmig hervor, die Worte lang ausdehnend und zwischen jedem eine kurze Pause machend, „warum nicht achttausend? Für dich scheint das eine ganz unbedeutende Summe zu sein — für mich, das kann ich dir sagen, stellt sie einen erheblichen Betrag dar, mehr als mein ganzes jährliches Gehalt."

Sadik blickte erstaunt und verwirrt auf, kaum eines Wortes mächtig.

„Ich sehe," fuhr Raïf etwas gefaßter fort, aber in gehässigem, spöttischem Tone, „es paßt dir heute, den verlogenen, böswilligen Gerüchten Glauben zu schenken, die, in der Absicht, mir zu schaden, über mich in Umlauf gesetzt werden. Danach bin ich der reiche, allgewaltige

Mektubdji, der im Finanzminiſterium gutes und ſchlechtes Wetter macht, aus Regen und Sonnenſchein Nutzen zieht und kaum noch weiß, was er mit all dem Gelde anfangen ſoll, das unaufhörlich in ſeine Taſchen fließt. — In deinem Innerſten weißt du ſehr wohl, daß an dieſen thörichten Klatſchereien kein wahres Wort iſt, und daß die paar Pfund, die ich im Laufe der Zeit beiſeite gelegt habe, die wohlverdienten Früchte harter Arbeit ſind, einer Arbeit, der nicht viele gewachſen ſein dürften und ſich nur ſehr wenige unterziehen möchten."

Sadik blickte den Gereralſekretär kopfſchüttelnd an: ein unbeſchreiblich trauriger Ausdruck hatte ſich über ſein Antlitz gelagert. Raïf ſah es nicht. Seine eigenen Gedanken beſchäftigten ihn ausſchließlich. Nach einer kurzen Pauſe, während der er laut geatmet und ſich ungeduldig in den Hüften gewiegt hatte, ſprach er leiſe und eindringlich weiter.

„Warum wendeſt du dich mit deinem Geſuch nicht an den Paſcha, deinen Herrn Vater? Wäre es nicht natürlicher, von ihm ein Geſchenk anzunehmen als von einem Fremden? Denn um ein Geſchenk allein handelt es ſich doch, da du noch beſſer wiſſen mußt, als ich es weiß, daß du von deinem winzigen Gehalt niemals auch nur ſo viel erſparen könnteſt, um die Zinſen auf ein Darlehn von achthundert Pfund zu entrichten, geſchweige denn, es jemals zurückzubezahlen."

Sadik ſchickte ſich langſam und ſtill an, ſich von dem Diwan zu erheben, auf dem er neben Raïf Platz genommen hatte. Dieſer legte beſchwichtigend die Hand auf die Schulter ſeines Gaſtes:

„Du wirst augenblicklich vielleicht in Verlegenheit sein,“ sagte er, und seine Stimme klang sanfter, „da bin ich gern bereit, dir, soweit es meine Kräfte gestatten, freundschaftlich zur Seite zu stehen, bis du Nachrichten von deinem Herrn Vater erhalten haben kannst. Komm' heute nachmittag auf das Ministerium; dort will ich fünfzig . . . will ich hundert Pfund zu deiner Verfügung halten, und du selbst magst bestimmen, ob du diesen Betrag als ein Geschenk oder ein Darlehn annehmen willst.“

Sadik machte eine leichte Bewegung, um sich von Raïfs Hand zu befreien, erhob sich langsam, grüßte würdevoll und entfernte sich, ohne den verlorenen Freund eines Wortes oder nur eines Blickes gewürdigt zu haben.

Lange Zeit schritt Sadik vorwärts, die Augen zu Boden geschlagen, ohne zu bemerken, wohin sein Weg ihn führte, noch was um ihn her vorging. Ein tiefer Schmerz schnürte ihm die Brust zusammen. Er fühlte, daß ihn ein neues, schweres Unglück getroffen, daß er einen Verlust erlitten habe, größer als den seiner Habe, weil er unersetzlich war. Plötzlich befand er sich außerhalb der alten Stadtmauern: dort ließ er sich auf einem vereinsamten Platze nieder, und, angesichts des großartigen, ruhigen landschaftlichen Bildes, das sich zu seinen Füßen ausbreitete, bemühte er sich, seine wirren Gedanken zu sammeln. Nach und nach gelang ihm das, und es klärte sich alles in seinem Geiste. — Er erkannte, daß er sich sein Leben lang in Raïf getäuscht hatte. Der Freund, der ihm so teuer gewesen, war ein Nichtswürdiger. — Sadiks Herz konnte nicht hassen, aber es füllte sich

mit tiefer Verachtung. Mit einem Gefühl der Beschämung, ob seiner eigenen Verblendung, und des Ekels, den ihm der Mann jetzt einflößte, der ihm noch vor wenigen Stunden als eine Verkörperung des Edlen und Großen, als sein bester, treuester Freund erschienen war, wandte er sich von Raïf ab. — „Ich bin ein blinder Thor gewesen," sagte er leise vor sich hin; „Raïf ist eine niedrige Seele. Ich will ihn, so Allah nicht anders anordnet, niemals wiedersehen. — Hätte ich einen treuen Freund verloren, groß wäre mein Unglück; aber der Herr hat mir die Augen eröffnet, um einen falschen zu erkennen. Dafür sei er gelobt. Elhamdu-lillah!"

Niedergeschlagen und traurig, aber ohne Bitterkeit im Herzen, machte sich Sadik auf den Heimweg. Seine trübe Stimmung konnte seinen Freunden nicht auffallen. Sie war durch das Ereignis der letzten Nacht, das ihm so vieles geraubt hatte, erklärt. Er aber sprach mit niemand von dem wahren Grund seiner Traurigkeit, und erwähnte, selbst seiner treuen Frau Mihir gegenüber, mit keinem Worte seiner letzten Zusammenkunft mit Raïf. Diese würde auch ein Geheimnis zwischen den beiden ehemaligen Freunden geblieben sein, hätte Raïfs böses Gewissen ihn nicht getrieben, zum Selbstankläger zu werden. Der elende Geizige hatte kein Verständnis für Sadiks Größe, er zweifelte nicht daran, daß dieser nichts Eiligeres zu thun haben werde, als bei seinen Bekannten bittere Klage über die Ungefälligkeit seines Freundes zu führen.

Eine Zeit lang ging Raïf mißmutig in seinem Zimmer auf und ab, dann begab er sich, von einem starken Mitteilungsbedürfnis, getrieben in den Harem, um Aïscheh,

der Gemahlin, sein Leid zu klagen. Er fand sie in Gesellschaft ihres Vaters, des ehrwürdigen Hadschi Eschref Bey. Raïf begrüßte ihn artig, und dann sagte er sogleich: „Es freut mich heute besonders, Sie hier zu sehen, denn ich wollte mit Aïscheh Hanum von einer Angelegenheit sprechen, an der auch Sie vielleicht Anteil nehmen."

Hadschi Eschref Bey lud seinen Schwiegersohn durch eine höfliche Bewegung ein, sich zu setzen und zu sprechen, und dieser erzählte darauf von dem „sonderbaren, dreisten Anliegen," das Sadik an ihn gerichtet hatte, und von dem Bescheid, der ihm darauf geworden war. — „Ich gestehe," schloß Raïf Bey seinen Bericht, „daß ich in meinem Verdruß über die versuchte Ausbeutung meiner Freundschaft, Sadik gegenüber zu schroff aufgetreten bin; aber da ich ihn durchschaute, klar erkannte, daß er aus dem ihm zugestoßenen Unfall einen unverhältnismäßig großen Vorteil ziehen wollte — denn Sadiks Haus und alles, was sich darin befand, war noch nicht dreihundert Pfund wert, und die wird er sich sicherlich von seinem Vater erbeten haben, — da hielt ich es für unter meiner Würde, ihm den Triumph zu lassen, mich getäuscht zu haben, und ich sagte ihm in dürren Worten, hundert oder zweihundert Pfund ständen zu seiner Verfügung, um ihm zu erleichtern, die Ankunft der Geldsendung seines Vaters abzuwarten; — aber nicht mehr. Und damit entließ ich ihn. Ich schämte mich in seine Seele hinein, als ich ihn gesenkten Hauptes, wie einen überführten Verbrecher aus dem Hause schleichen sah, dessen Thüren ihm stets gastfreundlich geöffnet gewesen sind."

Als Raïf Bey geendet hatte, trat eine lange peinliche Pause ein. Hadschi Eschref Bey sog bedächtig an der Bernsteinspitze seines langen Tschibuk und blies leichte Rauchwolken vor sich hin, Aïscheh Hanum hielt die Augen verlegen zu Boden geschlagen. — Endlich brach der Hadschi das Schweigen:

„Sadik Bey, der Sohn Tschapanoglus aus der Familie der Derebey," sagte er, „ist ein vornehmer Mann und gilt für einen frommen, edlen Menschen. Auch ich halte ihn dafür."

„So würden Sie ihm die achthundert Pfund gegeben haben?"

„Das würde ich gethan haben."

„Nun, da muß ich bekennen," sagte Raïf Bey, und er war sichtlich bemüht, den Zorn nicht Meister der Ehrerbietung werden zu lassen, die er dem Hadschi schuldete, — „da muß ich bekennen, daß mir mein sauer verdientes Geld zu lieb ist, um es dem ersten besten, der es mir zu entreißen versucht, an den Hals zu werfen."

Wieder trat eine Pause ein. Hadschi Eschref Bey erquickte sich von neuem durch eine Reihe tiefer, langsamer Züge aus seinem Tschibuk. — Raïf Bey warf ihm ungeduldige, ja zornige Blicke zu; — aber der alte Hadschi, der bei groß und klein in hohem und wohlverdientem Ansehen stand, dessen ältere Tochter den Sohn des Finanzministers, des Vorgesetzten Raïf Beys geheiratet hatte, war nicht der Mann, sich von Raïf Bey, den er wegen seiner Habsucht und seines Geizes verachtete, einschüchtern zu lassen. — „Sadik Bey sollte dir

nicht der erste beste sein," sagte er endlich. „Er war dein Freund."

„Der Freund meines Geldes," warf Raïf unwillig ein.

„Dein Geld hat keinen eifersüchtigeren Freund als dich selbst."

„Darf ich Sie ehrerbietigst fragen, Hadschi Eschref Bey," entgegnete Raïf darauf, und in seiner leisen Stimme war ein unterdrücktes Zittern bemerkbar, „wie ich das verstehen soll? Ihre Worte sind mir nämlich unklar."

Der Hadschi senkte sein schönes ehrwürdiges Haupt auf die Brust, so daß, als er die großen, tiefliegenden Augen aufschlug, die langen Wimpern die breiten Brauen fast berührten, und vor sich hin in die Leere schauend, sagte er langsam, nachdenklich, wie im Selbstgespräch: „Der Weise kennt den Wert der Dinge und weiß, daß Gold etwas Kostbares ist. Darum scheut er weder Mühe noch Arbeit, um es zu erwerben; aber wer Gold auf Kosten seines Friedens und der Achtung der Edlen erkauft, der überschätzt des Goldes Wert und zahlt zu viel dafür; und wer Gold mehr liebt als einen Freund und lieber sein Gold als seinen Freund bewahrt — der ist betrogen." — Der Hadschi wandte darauf das Haupt, und Raïf Bey anblickend, setzte er hinzu: „Ich begebe mich jetzt zu Sadik Bey, um ihn zu bitten, von mir das Geld entgegenzunehmen, dessen er in diesem Augenblick bedürftig ist." Darauf grüßte er seine Tochter und seinen Schwiegersohn und verschwand still und feierlich.

Raïf Bey sah ihm finster nach. Nach einer Weile wandte er sich zu Aïscheh; aber wenn seine Hoffnung gewesen war, sie würde ihrem Vater unrecht geben, so hatte er sich getäuscht: ihr ganzes Wesen hatte etwas Eingeschüchtertes; sie hielt die Augen zu Boden geschlagen und bewahrte Schweigen.

Raïf zuckte die Achseln und verließ den Harem, in seinem Innern Spott und Hohn auf seinen „geistesschwachen“ Schwiegervater und seine „thörichte“ Frau häufend. — Er hatte kaum darauf geachtet, was Eschref Bey über den Wert des Goldes gesagt, und er hatte sich nicht bemüht, es zu verstehen. Ihn sollte niemand lehren, welchen Wert Gold habe. Das wußte er selbst am besten. Er hatte aus den Reden Hadschi Eschref Beys nur entnommen, daß dieser seine Haltung, Sadik gegenüber, mißbilligte. Das konnte ihn nicht von seinem Unrecht überzeugen, aber es war ihm ein Sporn, der ihn trieb, mit allen Bekannten, die er im Laufe des Tages antraf, über seine Zusammenkunft mit Sadik zu sprechen. Unwillkürlich fühlte er das Bedürfnis, sich der Welt gegenüber zu rechtfertigen „um Mißverständnissen vorzubeugen, die meinem Ruf schaden könnten,“ meinte er, um vor sich selbst seine weibische Geschwätzigkeit, an die niemand bei ihm gewöhnt war, zu entschuldigen. — Aber obgleich er im Laufe des Tages seinen Bericht immer mehr ausschmückte, so daß Sadik darin zuletzt als ein frecher Erpresser, Raïf Bey als ein edler Menschenfreund erschien, so hatte er doch nirgends Glück mit seiner Erzählung; keiner sagte ihm: „Du hast wohlgethan.“ Alle, wie sie sich schweigend von ihm abwandten, schienen der

Ansicht zu sein, er habe Freundespflichten verletzt und Sadik Bey unverdiente Schmach zugefügt.

Dieser hatte sich auch an keiner Stelle gegen die von Raïf ausgestreuten Verleumdungen zu verteidigen: Niemand glaubte daran. Sein Name war nicht so viel in der Leute Mund wie der Raïfs, aber wer ihn kannte, der schätzte ihn als einen Ehrenmann, und die kleinen Wohlthaten, die er im geheimsten ausstreute, hatten ihm mehr offene Freunde gemacht, als die großen Beträge, mit denen Raïf Bey auf den Sammel-Listen für mildthätige Stiftungen prangte. — Hadschi Eschref Bey war nicht der einzige reiche Mann, der Sadik in jenen Tagen aufsuchte und um die Vergünstigung bat, sein Gläubiger werden zu dürfen.

An der Spitze des türkischen Reiches stand damals ein eigenwilliger und gewaltthätiger Großherr, vor dem seine nächste Umgegend zitterte, da seine Zornausbrüche erschrecklich waren, den das Volk aber liebte, weil er bei allen andern als bei sich selbst Ungerechtigkeit haßte und streng bestrafte, weil seine Schläge, tödlichen Blitzen gleich, meist nur Hochgestellte trafen, und weil man wußte, daß, wo sein eigenes Auge Elend entdeckte, er in barmherziger, großmütiger Weise als ein starker Retter in der Not erschien. Geld hatte keinen Wert für ihn, da keiner seiner Wünsche, der durch Geld hätte befriedigt werden können, jemals unbefriedigt blieb, und die weit verbreitete Liebe zum Golde erschien ihm als etwas Niedriges und Verächtliches. Da, wo Habsucht zu Verbrechen hinriß, konnte er mit leidenschaftlicher Härte strafen, die manchmal bis zur Grausamkeit ging, so daß Diebe und Betrüger, die nicht nachweisbar durch Not zur

Sünde getrieben worden waren, mehr von ihm zu fürchten hatten, als Mörder. — Dieser Sultan, ein kleiner, anscheinend schwächlicher Mann, in dessen bleichem, magerem Antlitz ein Paar großer, dunkler Augen mit tiefem, fast unheimlichem Feuer glühten, trug auf seinen schmalen Schultern die ungeheure Regierungslast eines großen Reiches, ohne daß sie ihn erdrückt hätte. Er war von schnellem, unbeeinflußbarem Entschluß, denn er besaß die höchste Meinung von seinem Urteil, und die Befehle, die er erteilte, mußten immer in kürzester Frist ausgeführt werden. Verschleppungen in dieser Beziehung würde er, wenn sie zu seinen Ohren gekommen wären, wie Majestätsverbrechen bestraft haben. — Diese Art der Regierung ermöglichte eine unglaublich schnelle Erledigung der ihm vorliegenden Geschäfte, und er hatte mehr freie Zeit zu seiner Verfügung als viele kleine Fürsten und Herrscher. Dann kam es vor, daß er sich langweilte, denn er fand weder Freude an der Jagd noch an der Gelehrsamkeit, und auch die Gesellschaft seiner Frauen war nicht im stande, ihn für längere Zeit zu fesseln. Nichts aber fürchtete das Hofgesinde mehr als solche Stunden der Langenweile des großmächtigen Herrschers; denn dann flog es ihn wohl an, sich plötzlich um dieses oder jenes kümmern zu wollen, was man seinen scharfen Augen lieber entzogen hätte. Man war deshalb in seiner nächsten Umgebung stets eifrig darauf bedacht, ihm die freie Zeit möglichst angenehm zu vertreiben, und eines der Mittel, die man dazu am häufigsten anwandte, war, ihm Geschichten aus der Gesellschaft von Konstantinopel zu erzählen. Meistens verzog der hohe Herr beim Zu-

hören keine Miene, aber zahlreiche Anzeichen sprachen dafür, daß er auf das, was man ihm bei solchen Gelegenheiten vortrug, wohl Acht gab. — Die Gefahr, der Padischah werde sich langweilen, lag häufig vor, und nach und nach war die Berichterstattung über die Vorgänge in Konstantinopel so regelmäßig geworden, daß man sie mit einer täglich gesprochenen Zeitung hätte vergleichen können. Es war demnach natürlich, daß der Sultan schon zwei Tage nach dem großen Feuer in Ak Seraï Kenntnis erhielt von dem Zerwürfnis zwischen den beiden Jugendfreunden Sadik und Raïf. — Der vortragende Hofbeamte bei dieser Gelegenheit war ein rechtschaffener, älterer Mann, der sich des besonderen Vertrauens des Großherrn zu erfreuen hatte. Sein Bericht über den Vorfall war getreu so, wie er sich in seinem, für das Edle empfänglichen Herzen widergespiegelt hatte. Er sprach mit Teilnahme von Sadik, mit bitterer Verachtung von der Habsucht und dem Geize Raïfs.

Als der Erzähler geendet hatte, trat eine Pause ein, deren Unterbrechung dem Großherrn überlassen bleiben mußte. Dieser blickte nachdenklich vor sich hin; keine Muskel hatte sich in seinem strengen, stillen Antlitz verzogen, aber die feine Haut auf Wangen und Stirn war leicht gerötet.

„Sadik Tschapanoglu werde mir vorgeführt," sagte er endlich. Dann entließ er den Hofbeamten.

Eine Stunde später befand sich Sadik in der Vorhalle des kaiserlichen Palastes. Er war nicht in Ängsten denn er fühlte sich keiner Schuld bewußt; doch schlug ihm das Herz gewaltig bei dem Gedanken, vor den Augen

seines Herrn erscheinen zu sollen. — Ein hoher Officier geleitete ihn mit ernster, stummer Höflichkeit in ein mittelgroßes Zimmer und ließ ihn dort allein. Bald darauf näherte sich ihm, unhörbaren Schrittes, ein Kammerherr, der Sadik bedeutete, ihm zu folgen, und der ihn durch eine Reihe prachtvoller Säle in ein stilles Gemach führte, das von der Außenwelt ganz abgeschlossen erschien, und in dem sich der Sultan befand.

Sadik war vorher nie in die Nähe des Großherrn gekommen, aber es war ein Teil seiner Jugenderziehung gewesen, sich mit höfischen Sitten und Formen vertraut zu machen, und er näherte sich dem Padischah bis zu der gestatteten Entfernung in vorgeschriebener unterwürfigster Weise. Dort blieb er stehen, die Augen ehrfurchtsvoll zu Boden geschlagen. — Der Sultan betrachtete ihn mit ruhiger, rücksichtsloser Aufmerksamkeit und fand Gefallen an ihm: an seinem edlen Antlitz und seiner hohen männlichen Gestalt.

„Es ist dir ein Unglück zugestoßen," sagte der Sultan.

„Mein Konak ist vorgestern niedergebrannt," entgegnete Sadik.

Mit einem leichten, kaum erkennbaren Anflug von Ungeduld fuhr der Sultan fort: „Davon wollte ich nicht sprechen. — Du hast dich mit deinem Jugendfreunde Raïf entzweit. — Warum?"

Sadiks Lippen zitterten. Er blieb stumm.

„Du weißt, was du mir schuldest, wenn ich eine Frage an dich richte?" sagte der Sultan nach einer kleinen Pause. Seine Stimme klang sanft und feierlich.

„Die ganze Wahrheit, nach bestem Wissen," antwortete Sadik leise.

„Nun, so thue deine Schuldigkeit."

Sadik rang nach Atem. Unwillkürlich legte er die Hand auf sein pochendes Herz. Der Sultan blickte mitleidig auf ihn.

„Nach dem Feuer," begann Sadik leise, fast stammelnd, „begab ich mich zu Raïf und verlangte von ihm ein Darlehn, um mein Haus wieder aufbauen zu können. Ich sehe jetzt ein, daß das nicht gerecht von mir war, denn möglicherweise hätte ich das Darlehn niemals zurückbezahlen können." Er stockte.

„Nun? Fahre fort."

„Raïf machte mich auf mein Unrecht aufmerksam. Er erbot sich, einen Teil der Summe, die ich verlangt hatte, als ein Geschenk zu meiner Verfügung zu stellen. . . . Ich nahm es nicht an und ging."

„Ist das die ganze Wahrheit?"

„Es ist die Wahrheit."

„Die ganze Wahrheit, nach deinem besten Wissen und Empfinden?"

Da verneigte sich Sadik bis zur Erde und sagte demütig: „O, Effendimis, Ihr wißt ja bereits alles, was ich noch hinzufügen könnte. . ." Er stockte ein Weile; dann fügte er ganz leise, die Augen zu Boden geschlagen, hinzu: „Ich zürne Raïf nicht mehr."

Der Sultan betrachtete ihn stumm, und dabei erglänzten seine großen Augen in unbeschreiblich mildem, schönem Lichte. Dann wandte er sich ab und verließ das Zimmer; aber gleich darauf erschien er wieder, in der

Hand einen schweren, seidenen, mit Wachs versiegelten Beutel tragend.

„Nimm dies," sagte er mit weicher Stimme, „und wisse, daß der Kalif der treue Beschützer eines jeden guten Muselman ist. — Du hast einen falschen Freund verloren, und einen treuen Beschützer gefunden. — Gelobt sei Allah! — Geh!"

Kaum hatte sich Sadik entfernt, so beschied der Sultan einen Geheimschreiber zu sich und befahl diesem, ohne Säumen den Justizminister aufzusuchen und diesem zu wissen zu geben, es sei des Großherrn Wille, daß eine sofortige und strenge Untersuchung gegen den Mektubdji des Finanzministeriums Raïf Spartaly eingeleitet werde. Könne Raïf nicht den Nachweis führen, daß sein Vermögen auf unanfechtbar ehrliche Weise erworben sei, daß er sich im Gegenteil des Verbrechens schuldig gemacht habe, sich bestechen zu lassen, so solle sein ganzes Vermögen von der Regierung eingezogen und er selbst nach der Insel Chios verbannt werden. — „Der Justizminister hat mir in drei Tagen Vortrag über die Sache zu halten, die bis dahin erledigt sein wird. Dies ist mein Wille!"

Der Justizminister war ein kluger und bedächtiger Herr. Er ließ sich auch durch den Befehl des Sultans nicht außer Fassung bringen und zu unüberlegten Schritten treiben: aber dank seinen umsichtigen Anordnungen waren, noch ehe die Sonne unterging, Raïf Bey und einige zwanzig Zeugen vernommen und es sonnenklar festgestellt worden, daß, abgesehen von der Mitgift, die Aïscheh Hanum in die Ehe gebracht hatte, wenn nicht das ganze,

ſo doch jedenfalls der bei weitem bedeutendſte Teil von Raïfs Vermögen auf unredliche Weiſe, durch Beſtechungen und Beſtechlichkeit, erworben worden ſei.

„Das genügt," ſagte der Juſtizminiſter den verſchiedenen Räten, die bei der Vernehmung des Angeklagten und der Zeugen thätig geweſen waren.

Am nächſten Tage verordnete er die Beſchlagnahme des beweglichen und unbeweglichen Vermögens Raïfs, und vierundzwanzig Stunden ſpäter ſtach ein Fahrzeug in See, das den Unglücklichen in die Verbannung nach Chios führte. — Seine Haltung während des Verfahrens, das ihm alles genommen, woran ſein Herz gehangen hatte, wurde ſelbſt von den ihm feindlich geſinnten Richtern als eine männliche und würdige geprieſen. — Er war nicht lange im Zweifel geblieben, daß die gegen ihn eingeleitete Unterſuchung auf allerhöchſten Befehl betrieben werde, und daß er unrettbar verloren ſei. Darauf hatte er, ſchuldbewußt, den Richtern auf alle an ihn gerichteten Fragen klare und wahre Antworten gegeben, keine Ausflüchte geſucht, keine Auskunft verweigert und ſeine Verurteilung als etwas Selbſtverſtändliches, auf das er vorbereitet war, mit bewunderungswürdiger Faſſung und Ergebenheit vernommen. Sein Geſicht war von eiſiger, toter Ruhe geblieben, als wäre es erſtarrt, und nur an der fahlen Farbe ſeines Antlitzes, an dem hoffnungsloſen Blick ſeiner tief in ihre dunkeln Höhlen zurückgetretenen Augen, dem Blick zum Tode verurteilter ſtarker Männer, den einige der Richter ſchon früher geſehen hatten, und der ſie ſtets mit Grauſen erfüllte — nur daran hatte man erkennen können, wie furchtbar Raïf litt.

In Chios angelangt, nahm der Verurteilte Besitz von der ihm angewiesenen Hütte. Die Bootsleute, die ihn in die Verbannung geführt hatten, waren von Hadschi Eschref Bey bestochen worden, und auf der Insel wußte man an maßgebender Stelle, daß jeder Raïf Bey erwiesene Liebesdienst reichlich belohnt werden würde; aber der Verbannte hatte keine Wünsche: nichts konnte ihm mehr Freude machen, nichts seinen Schmerz lindern. Er starb nach sechs Monaten, gebrochenen Herzens, ohne daß ein Laut der Klage über seine Lippen gekommen wäre.

Raïfs Vermögen wurde auf Befehl des Sultans dem Evkaf-Ministerium zugewiesen, um zur Errichtnng einer wohlthätigen Stiftung für Blinde verwandt zu werden. Sadik wurde mit reichlichem Gehalt und dem Rang eines Nasir zum Leiter jener Anstalt ernannt und übte als solcher, bis zu seinem späten Tode, eine segensreiche Thätigkeit aus. Er war von stets gleicher, milder Freundlichkeit, und er hatte, nach der Ansicht aller, die ihn kannten, um so mehr Grund, mit seinem Schicksal zufrieden zu sein, als der Sultan ihm bei verschiedenen Gelegenheiten Beweise eines ganz besonderen Wohlwollens gab. Doch hatte sich auf seinem schönen, früher sorglosen Antlitz ein Zug stiller Wehmut gelagert, und die treue Mihir wußte, daß Sadik Bey um seinen verlorenen Freund trauerte.

Tiffli Külchan Bey.

Die wunderschöne Prinzessin Münireh war der Abgott ihres Vaters, der all ihre Wünsche und Launen schließlich immer erfüllte, da er, obschon Männern gegenüber streng, oft sogar hart, dem Schmollen und den Thränen der geliebten Tochter auf die Dauer niemals widerstehen konnte. — Dieser Vater war aber der Sultan selbst, und da er allmächtig in seinem weiten Reiche regierte, so durfte sich Münireh ungestraft Freiheiten nehmen, wie sie vorher wohl niemals einem türkischen Mädchen erlaubt worden waren. In den vornehmen Harems wurde über niemand mehr gesprochen und gelacht als über des Sultans eigenwillige Tochter, aber Ärgernis gab sie nicht — dazu war sie von zu hoher Abkunft — und übrigens hatte sie viele Freundinnen, denn sie war durchaus nicht boshaft, liebte es, heitere Gesichter um sich zu sehen, und war verschwenderisch in der Verteilung von Geschenken an Würdige und Unwürdige. Widerspruch und Ungehorsam konnte sie jedoch nicht vertragen: alles mußte nach ihrem Willen gehen; dann war sie zufrieden, von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit, — und ihre Heiterkeit hatte etwas Ansteckendes, so daß ihr Hof der glücklichste

und gleichzeitig auch der harmloseste von Stambul war. Nirgends glättete sich die sorgenschwere Stirn des Großherrn schneller, als wenn er Münireh mit ihren Sklavinnen singen, spielen und lachen hörte.

Eine Zeitlang, als zwölf- und dreizehnjähriges Mädchen, hatte Münireh plötzlich einen unerklärlichen Wissensdrang an den Tag gelegt. Woher der gekommen, wußte niemand zu sagen, aber daß er da war, daran konnte nicht gezweifelt werden, denn er trat in der Lebensweise, die die Prinzessin annahm, unverkennbar zu Tage. Eines ihrer Zimmer füllte sich schnell mit schön eingebundenen Büchern in türkischer, persischer und arabischer Sprache, und wenn diese Bücher auch von gelehrten Männern nicht als „ernste“ bezeichnet worden wären, denn es waren meist Märchen, Erzählungen und Gedichte, so erschien es doch schon wunderbar, daß sich eine Prinzessin überhaupt stundenlang mit Lesen beschäftigen konnte und dies der Gesellschaft von Spielgenossinnen und Freundinnen vorzog — Der Sultan lächelte über die Liebhaberei seiner Tochter, und wenn er sie aufgeregt über eine neue Geschichte fand, die sie gerade gelesen hatte, so ließ er sie sich von ihr erzählen und freute sich dann an ihren lebhaften Gebärden und funkelnden schönen Augen.

Nach etwa zwei Jahren wurde Münireh des vielen Lesens müde und warf sich nun mit dem Eifer, mit dem sie alles Neue, das ihr gefiel, ergriff, auf das Erlernen der Musik. Da sie natürliche Anlagen dazu besaß und fleißig übte, so lernte sie bald mit ungewöhnlicher Fertigkeit die Mandoline spielen und die Laute schlagen, und

dazu sang sie dann oftmals mit feiner, silberreiner Stimme. Dann konnte der Sultan wie verzückt vor ihr sitzen und lauschen, als vernähme er beseligende Stimmen des Paradieses. — Aber die vielen Bücher, die Münirehs geistige Nahrung jahrelang gebildet, hatten einen tiefen, nicht wieder zu verwischenden Eindruck auf das empfängliche Gemüt der jungen Prinzessin gemacht, und dies trat in beunruhigender Weise hervor, als der Sultan ihr eines Tages sagte, sie werde sich nun demnächst vermählen, und er habe Essad Bey, den Sohn Sadyk Paschas zu ihrem zukünftigen Gemahl ausersehen. Darauf antwortete Münireh, als wäre das, was sie sagte, ganz natürlich, daß sie sich mit Essad Bey oder überhaupt mit irgend jemand, nur unter der Bedingung verheiraten werde, daß der Auserwählte ihr gefiele.

Der Sultan wollte den Einwand zunächst nicht ernst nehmen: „Du wirst dich vermählen, wie deine Geschwister und andere Anverwandte sich vermählt haben," sagte er. „Essad Bey ist ein ehrenwerter, großherziger junger Mann. Ich habe mich nach reiflichem Überlegen, was zu deinem Glück am besten wäre, für ihn entschieden. Vertraue deinem Vater, dem dein Wohl mehr als sein eigenes am Herzen liegt. Die Wahl, die er für dich getroffen hat, ist die beste, und du mußt nicht versuchen, daran etwas ändern zu wollen."

Aber Münireh, die stets ihren Willen durchgesetzt hatte, war nicht geneigt, ihrem Vater nachzugeben, und dieser, der an jenem Tage nicht sonderlich zum Sprechen aufgelegt war, verließ sie früher als gewöhnlich, mit den Worten: „Schlafe ruhig aus, liebe Tochter; morgen

früh wirst du einsehen, daß ich recht habe. — Dann können wir weiter von der Sache sprechen."

Münireh hatte nach jener Unterhaltung die erste schlaflose Nacht in ihrem jungen Leben. Sie hatte Essad Bey nie gesehen und wußte überhaupt nichts von ihm; aber schon, daß er sie, ohne von ihr gekannt zu sein, zur Frau nehmen wollte, machte ihn in ihren Augen hassenswert. Die tausend Liebesgeschichten, die sie während der letzten Jahre gelesen hatte, gingen ihr durch den Kopf, so daß es zuletzt ganz wirr darin aussah; ein Gedanke jedoch trat immer deutlicher hervor und bildete sich schließlich zu einem festen Entschluß: sie wollte nur einen Mann heiraten, von dem sie vorher sicher war, daß sie ihn lieben könnte. Sollte ihr das nicht erlaubt werden, so wollte sie lieber ledig bleiben.

Als der Sultan am nächsten Tage seine Tochter wieder besuchte und das Gespräch von neuem auf ihre Vermählung brachte, da sagte sie:

„Ich habe seit gestern abend an nichts anderes als Euren Vorschlag gedacht und flehe Euch nun an, mich nicht für den Rest meines Lebens elend zu machen, nachdem Ihr bisher so liebevoll für mein Glück bedacht wart. Ich wünsche nichts weiter, als daß mir gestattet sein möge, in Zuknnft wie bisher, in Euerer Nähe und unter Euerem Schutz zu leben."

Münireh erreichte mit diesen Worten, die sie unter Thränen hervorbrachte, daß der Sultan vorläufig auf seinen Plan, sie mit Essad Bey zu verloben, verzichtete. Sie dankte ihm dafür, doch nicht mit gewöhnlicher kindlicher Herzlichkeit, und der Sultan erkannte im Laufe

der nächsten Tage und Wochen, daß die alte Heiterkeit seiner Tochter von ihr gewichen war. Sie wurde einsilbig, ihre Augen verloren den früheren Glanz, sie sang und spielte nicht mehr, und ihr ganzes Äußere und Wesen bekundeten, daß sie sich unglücklich fühle. Dies bekümmerte den Sultan in tiefster Seele, und deshalb fragte er sie eines Abends, was ihr fehle: sie möchte sich ihrem Vater anvertrauen, der alles thun würde, um sie wieder froh zu machen.

Da gab Münireh ihrem Vater zu erkennen, obgleich sie es mehr andeutete, als klar verständlich aussprach, daß die Heiratsvorschläge ihres Vaters den Wunsch in ihr erregt hätten, sich zu vermählen; aber nicht mit einem Unbekannten wie Essad Bey, sondern mit einem Manne, den sie vorher schon gesehen und der ihr gefallen, nachdem sie seine Klugheit und Zuverlässigkeit erprobt hätte.

„Essad Bey zu sehen, wäre ein Leichtes," sagte darauf der Sultan. „Er wird mich am nächsten Freitag zum Selamlik begleiten, und du brauchst dann nur an das Fenstergitter zu treten, wie du es schon oft gethan hast, um, jedermann verborgen, den Zug ungestört beobachten zu können. Ich werde befehlen, daß alle, die mir an jenem Tage folgen, dunkle Pferde reiten; nur Essad Bey soll auf einem weißen Roß erscheinen."

„Ich danke Euch, Herr Vater," sagte Münireh.

„Aber wie willst du es anfangen, um seine Klugheit und Zuverlässigkeit zu erproben?" fuhr der Sultan fort.

„Das möchte ich Euch am Freitag abend sagen," antwortete Münireh; „denn wenn Essads Aussehen allein

ſchon mir mißfällt, ſo würde es mir gleichgiltig ſein, ob er klug oder thöricht iſt.“

Am nächſten Freitag ſtand Münireh aufmerkſam blickend hinter einem Fenſtergitter als der Sultan, an der Spitze des Selamlik-Zuges, langſam an dem Harem vorbeiritt. Er ſaß auf einem Rappen, und auch ſein Gefolge erſchien auf dunklen Pferden. Plötzlich war es Münireh, als dringe zu ihr ein Sonnenſtrahl durch dunkles Gewölk. Sie erblickte einen milchweißen Hengſt vom edelſten Ebenmaß der feinen Glieder, mit kleinem Kopf, großen, mutigen Augen und aufgeblähten, unruhigen roſa Nüſtern. Der zuſammengezogene, in ſilbernen Fältchen erglänzende ſtolze Nacken ſtützte ſich trotzig und doch leicht auf den mit Gold und Edelſtein verzierten Zügel. Münireh glaubte, niemals etwas Schöneres geſehen zu haben als dieſes Pferd; aber als ſie den Reiter darauf erblickte, durchzuckte es ſie faſt ſchmerzlich. Das alſo war der für ſie auserkorene Bräutigam: ein Jüngling von großer Anmut des Geſichts und des Körpers. Seine dunklen Augen ſchweiften ſpähend über die Haremsfenſter, als wollten ſie deren enge Gitter durchdringen. Münireh, obgleich ſie wußte, daß ſie von der Straße aus unſichtbar war, trat einen Schritt zurück. Als ſie ſich dem Fenſter wieder näherte, waren das weiße Roß und ſein ſchöner Reiter verſchwunden. Sie ging darauf nachdenklich in ein anderes, vom Geräuſch der Straße entferntes Gemach, in dem ſie mehrere Stunden verweilte, ohne ſich durch Spiel oder Geſang der Sklavinnen zerſtreuen laſſen zu wollen. Endlich erſchien der Sultan. Münireh wartete die Frage nicht ab, die ihm wohl auf den Lippen ſchweben mochte,

sondern, sobald er sie begrüßt und sich niedergelassen hatte, sagte sie:

„Essad Bey ritt heute das schönste Pferd, das ich je gesehen habe. Es hat mir sehr gefallen."

Der Sultan antwortete mit einem Anflug von Ungeduld: „Das Pferd ist schön. Aber darauf kommt es nicht an. Was hast du mir von seinem Reiter Essad zu sagen?"

„Der hat mir ebenfalls gefallen."

„Das freut mich," sagte der Sultan. „So wird also mein Wunsch, ihn mit dir zu vermählen, in Erfüllung gehen."

„Ja ... wenn er so klug und zuverlässig wie schön ist."

„Wie willst du das erfahren, bevor du mit ihm gesprochen hast?"

„Ich werde nicht mit ihm sprechen, ich verlange nicht einmal danach, ihn ein zweites Mal zu sehen, bevor ich mich entscheide. Befehlt ihm nur, ich bitte Euch, sich morgen abend, zwei Stunden nach Sonnenuntergang bei meinem Hofmarschall melden zu lassen."

Auf die Fragen des Sultans, was sodann mit Essad geschehen solle, antwortete Münireh ausweichend: „Nichts wird geschehen, was Eurer Tochter unwürdig wäre. Ich bitte Euch, habt Vertrauen zu mir. Alsbald sollt Ihr alles erfahren, und ich weiß im voraus, daß Ihr mich deswegen nicht tadeln werdet."

Der Sultan gab auch diesmal seinem Liebling nach und erteilte noch an demselben Abend Essad Bey den geheimen Befehl, sich am nächsten Tage, zwei Stunden nach Sonnenuntergang bei Mahmud Pascha, dem Hof-

marſchall der Prinzeſſin Münireh, anzumelden; ſobald er deren Konak wieder verlaſſen habe, werde er ſich, ohne Aufenthalt und ohne mit jemand zu ſprechen, in den kaiſerlichen Palaſt begeben, wo ihm weitere Befehle zugehen würden. Gleichzeitig ordnete der Sultan an, daß der Eingang zum Konak der Prinzeſſin Münireh von zwei Uhr abends ab und bis Eſſad Bey denſelben wieder verlaſſen habe, in unauffälliger Weiſe überwacht werde. Eſſad ſollte ſodann heimlich beobachtet werden. Begäbe er ſich gerades Weges nach dem kaiſerlichen Palaſt, ſo würden keine weiteren Meldungen über ihn erwartet; anderenfalls ſollte über ſeine Bewegungen dem dienſtthuenden erſten Kammerherrn genau berichtet werden.

Zur anberaumten Stunde begehrte Eſſad Einlaß in den Konak der Prinzeſſin Münireh, und ſobald ihm dieſer gewährt worden war, befahl er dem Pförtner, ihn zum Hofmarſchall führen zu laſſen; der aber trat Eſſad bereits entgegen, begrüßte ihn höflichſt, ohne dabei jedoch ein Wort zu ſprechen, und geleitete ihn durch mehrere lange Gänge, die ſpärlich erleuchtet waren, in ein Vorzimmer, von dem aus eine breite Marmortreppe in das obere Stockwerk führte. Dort erwarteten Eſſad Bey vier verſchleierte Sklavinnen, die ihm in üblicher Weiſe behilflich waren, die kurze Treppe hinaufzuſteigen, indem ſie ihre Hände ſtützend unter ſeine Arme und auf ſeinen Rücken legten. Auf dieſe Weiſe ſchoben und führten ſie ihn in ein hellerleuchtetes kleines Gemach, wo ſie ihn auf kurze Zeit allein ließen. Als ſie wieder erſchienen, bedeuteten ſie ihm durch ſtumme Zeichen, auf einem Diwan Platz zu nehmen, und ſetzten ihm ein Abendmahl vor, an dem

Essad auffiel, daß es sehr einfach war, jedoch in kostbaren Goldschüsseln aufgetragen wurde. Es bestand aus einer Wassermelone, einem gekochten Huhn und einem Stück Brot. Auf dem Teller, der vor Essad aufgestellt war, lag ein langes, spitzes Messer mit künstlich gearbeitetem Griff aus Gold.

Als die Sklavinnen wieder gegangen waren, machte sich Essad daran, das ihm vorgesetzte Mahl zu verzehren. Er fand es gut zubereitet, und es mundete ihm vortrefflich. Aber noch ehe er darüber nachdenken konnte, was wohl demnächst geschehen werde, traten die Sklavinnen wieder in das Zimmer und geleiteten ihn in derselben sorgsamen Weise, wie sie ihn hineingeführt hatten, die Marmortreppe hinunter, durch das Vorzimmer und die halbdunklen Gänge bis an die Eingangsthür des Konak. Diese wurde geräuschlos und schnell für ihn geöffnet, und als er, von den Händen der Sklavinnen sanft geschoben, auf die Straße getreten war, sogleich hinter ihm geschlossen.

Essad blieb einige Minuten verwirrt stehen; dann begab er sich, dem Befehle des Sultans gehorsam, eilenden Schrittes nach dem kaiserlichen Palast. Dort wurde er, ohne daß es eines Wortes von ihm bedurfte, von einem Kammerherrn, der ihn erwartet hatte, in die Gegenwart des Großherrn geführt Dieser nahm den Bericht des so kurz abgewiesenen Freiers entgegen, ohne Teilnahme daran zu bekunden, und entließ ihn mit dem Befehle, über den Vorgang des Abends vollkommenes Schweigen zu beobachten. — „Solltest du darüber sprechen, so wärest du des Todes," sagte er. — Als er allein war, suchte er

nach einer Erklärung der eigentümlichen Behandlung, die Essad zu teil geworden war; aber er konnte keine finden und wartete mit einiger Ungeduld auf die Stunde, zu der er seine Tochter zu besuchen pflegte.

Münireh, schön und heiter, ein erfreulicher Anblick für das Auge des liebenden Vaters, trat dem Sultan entgegen, und nachdem sie ihn ehrfurchtsvoll und zärtlich zugleich begrüßt hatte, sagte sie: „Essad Bey ist sehr schön . . . aber so thöricht . . . er gefällt mir gar nicht.“ Dazu lachte sie, und das klang wie Silberglocken.

Der Sultan war erzürnt, doch war es ihm unmöglich, dem lieblichen, lachenden Mädchen längere Zeit böse zu sein. Ein freundliches Lächeln lagerte sich alsbald auch auf seine strengen Züge. Da wußte Münireh, daß sie nichts von ihm zu befürchten hatte, und unbefangen antwortete sie auf seine Frage, was sie mit Essad angefangen, er habe die Prüfung auf seine Klugheit, der sie ihn unterzogen, so schlecht wie möglich bestanden. Mehr konnte der Sultan nicht von ihr erfahren. „Ich habe nichts Böses gethan,“ sagte sie, „und ich werde nichts Unrechtes thun. Laßt mir mein harmloses Geheimnis noch für einige Zeit, wenn Ihr mich glücklich machen wollt. Ich flehe darum.“

Der Sultan drang nicht weiter in sie. Er erblickte in dem, was geschehen war, ein kindliches Spiel seiner Tochter und wollte ihr die Freude daran nicht verderben.

Nach einigen Wochen fragte Münireh ihren Vater an einem Freitag abend: „Sagt mir, Herr Vater, ich bitte Euch, was Ihr von Reffad Bey, dem Sohne Nuri Paschas wißt.“

„Er ist ein tapferer, junger Offizier," antwortete der Sultan, „und ich habe nur Gutes von ihm gehört. Sein Vater besitzt mein Vertrauen. — Weshalb fragst du mich?"

„Ich sah ihn heute, als er in Euerem Gefolge zum Selamlik zog. Sein Äußeres gefiel mir. Würdet Ihr etwas dagegen haben, wenn er sich, auf Eueren Befehl, morgen abend, zwei Stunden nach Sonnenuntergang bei meinem Hofmarschall meldete?"

„Soll er hier behandelt werden, wie der arme Essad Bey behandelt wurde?" fragte der Sultan.

„Es wird ihm kein Leides geschehen, und ich werde nichts Unrechtes thun," antwortete Münireh.

„Du bist ein launenhaftes Mädchen," sagte der Sultan; „aber es geschehe, was du wünschst." — Er war so glücklich darüber, daß Münireh ihren alten Frohsinn wiedergefunden hatte und seinen Vateraugen schöner und blühender als je zuvor erschien, daß er ihr keinen abschlägigen Bescheid geben konnte.

Darauf geschah nun Reffad Bey genau dasselbe, was Essad Bey vor ihm geschehen war, und der Bericht, den jener dem Sultan von seinem Besuche im Konak der Prinzessin erstattete, unterschied sich in keiner Weise von dem Essads. Auch Reffad Bey erhielt den Befehl des Sultans, über den Hergang Schweigen zu beobachten, und Münireh wußte sich auch diesmal wieder die Ermächtigung des Vaters zu erwirken, ihr ‚Geheimnis', wie sie es nannte, vorläufig noch unaufgeklärt zu lassen.

Seitdem war ein Jahr vergangen. Innerhalb dieser Zeit hatte sich derselbe Vorgang noch viermal, ganz genau so wie zum ersten und zweiten Male mit Essad Bey und

Reffad Bey abgespielt. Der Sultan war mehr und mehr geneigt, die Sache als eine harmlose Spielerei seiner Tochter zu betrachten, und legte ihr ferner nur geringe Bedeutung bei, doch unterließ er bei keiner der vier Gelegenheiten, die zum Besuch bei dem Hofmarschall seiner Tochter Geladenen im geheimen überwachen zu lassen, und einem jeden, nach seiner Berichterstattung, die ihm Bekanntes brachte, Schweigen aufzuerlegen. Daher kam es, daß keiner der sechs jungen Leute, die sich häufig sahen, ahnte, daß es in Stambul fünf andere gäbe, die sein Schicksal in Bezug auf das Abenteuer im Konak der Prinzessin Münireh teilten. Denn alle sechs Freier lebten in begründeter Furcht vor der Drohung des Sultans mit dem Tode bestraft zu werden, falls sie mit jemand von dem geheimnisvollen Besuche sprechen sollten.

An einem Freitag, als Münireh wiederum, wie dies nun ihre Gewohnheit geworden war, den Zug zum Selamlik von einem vergitterten Fenster aus beobachtete, erblickte sie einen jungen Reiter, den sie vorher noch nicht gesehen hatte. Er lenkte mit leichter Sicherheit ein stolz dahinschreitendes Roß, und die Bewegungen seiner schlanken Gestalt, wie er sich neugierig von einer zur andern Seite wandte, hatten etwas sehr Anmutiges. Seine hellen, lachenden Augen schweiften unruhig umher und schienen alles zu beobachten, was im Selamlikzuge und auf der Straße vorging.

Münireh wandte sich an Fellekſu, eine junge Sklavin, die neben ihr am Fenster stand und die Aufgabe hatte, sich jeden Freitag morgen nach der Zusammensetzung des Selamlikzuges zu erkundigen, um der Prinzessin Auskunft

geben zu können über die Persönlichkeiten, die in der nächsten Umgebung des Sultans daran teilnehmen würden. Es wurde der Sklavin leicht gemacht, diese Aufgabe zu lösen, denn man war im kaiserlichen Palast gern bereit, allen Wünschen der Lieblingstochter des Großherrn entgegenzukommen.

„Wer ist jener junge Reiter mit dem hellen Gesicht, dem blonden Haar und den dreisten Augen?“ fragte Münireh.

„Das ist Tiffli Bey,“ antwortete Fellekſu. „Er nimmt heute zum ersten Male am Selamlikzuge teil.“

„Tiffli Bey? Wer ist Tiffli Bey? Ich habe den Namen nie gehört. — Wer ist sein Vater?“

„Tiffli Bey ist der jüngste Adjutant des Padischah,“ erwiderte die Sklavin. „Von seinem Vater hat man niemals sprechen hören. Es war ein armer, kleiner Mann und ist vor vielen Jahren gestorben. — Wenn man von Tiffli spricht, nennt man ihn gewöhnlich den Külchan Bey.“

„Külchan Bey,“ wiederholte die Prinzessin verwundert. „Auch der Name ist mir neu. Mit ‚Külchan‘ bezeichnet man ja den großen Ofen, der die Bäder heizt.“

„So ist es in der That, Herrin! Und Külchan Beys ‚Gnädige Herren vom Badeofen‘, so nennt das Volk spottweise die armen Kinder, die sich obdachlos auf der Straße umhertreiben, am Tage betteln und des Nachts irgendwo unterschlüpfen, um zu schlafen. Sie sind mit den Hunden in der Straße befreundet und leben nicht viel anders und kaum besser als diese: auch sie nächtigen unter Pforten und Wagen, in verlassenen Hütten und

Höhlen, auf freiem Felde und unter Bäumen. Im Winter sind sie bemüht, sich die Gunst der Badewächter zu gewinnen, und die gutmütigen unter diesen gestatten den halbnackten Kindern, in der Nähe des warmen Badeofens zu kauern. Daher der vornehme Name, den man den Ärmsten gegeben hat."

„Und Tiffli, der Adjutant meines Herrn Vaters, war in seiner Jugend ein solcher Külchan Bey?"

„So scheint es, Herrin!"

„Ich wünsche über alles, was ihn angeht, genau unterrichtet zu werden," fuhr die Prinzessin fort. „Ich erteile dir Urlaub für den heutigen Tag. Suche zu erkunden, was ich wissen will, und erzähle es mir heute abend."

Fellekſu that, wie ihr befohlen, und da sie in vielen vornehmen Harems bekannt und als Lieblingssklavin der einflußreichen Münireh wohl gelitten war, so erfuhr sie im Laufe des Tages die vollständige Lebensgeschichte Tiffli Beys, die sie der aufmerksam lauschenden Prinzessin noch an demselben Abend erzählte.

„Vor etwa zehn Jahren, im Beginn der glorreichen Regierung Eures Herrn Vaters, liebte es der Padischah, sich mit der Lebensweise und dem Denken seines Volkes aus eigner Anschauung bekannt zu machen. Zu dem Zweck durchwandelte er oftmals, nach dem Beispiel erlauchter Vorfahren, verkleidet die Straßen von Stambul, besuchte Moscheen, Kaffeehäuser, öffentliche Vergnügungsorte, und ließ sich gern in Gespräche mit denjenigen ein, die ihm der Zufall entgegenführte. Er war bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich von Mehmed Risa Pascha, seinem

ersten Kammerherrn begleitet, der sich des besonderen Vertrauens des Großherrn erfreute. — Eines Tages sagte er diesem:

„‚Ich möchte wissen, wie die ärmsten Leute in meinem Reiche leben. Erkundige dich danach und laß mir sodann durch einen ganz niedrigen Mann die ärmliche Speise, die seine gewöhnliche Nahrung bildet, in einem wertlosen Gefäß überbringen.‘

„Mehmed Risa Pascha war an derartige Aufträge gewöhnt, und weil er sie stets klug und aufrichtig ausgeführt hatte, stand er so hoch im Ansehen des Sultans. Diesmal wandte er sich an seinen Verwalter, der viel mit Kaufleuten, Handwerkern und armen Leuten verkehrte, um von ihm zu erfahren, wie er den Auftrag des Sultans am besten ausführen könnte; aber die Vorschläge des alten Mannes schienen ihm nicht richtig zu sein; dann sprach er mit seiner jüngsten Tochter, die aufgeweckt und klug war. Die sagte: ‚Laßt eine Wassersuppe mit Reis kochen — das ist die gewöhnliche Nahrung armer Leute — schüttet sie in einen alten, kupfernen Topf, voller Beulen und außen von Rauch geschwärzt, und befehlt einem Hafenarbeiter, der um den geringsten Lohn von Sonnenaufgang bis -niedergang zu tragen und zu ziehen hat, sie zum Sultan zu bringen.‘

„Dieser Vorschlag gefiel dem Kammerherrn, doch meinte er, er würde gut thun, noch mit einigen anderen Personen zu beraten, und deshalb begab er sich von seiner Wohnung, die in Kassim-Pascha gelegen war, nach Ok-Meidan, dem weiten Platz, den Ihr wohl kennen werdet.“

„Ich kenne ihn nicht," sagte Münireh.

„Es ist der Platz," erklärte darauf die Sklavin, „wo die Sultane sich mit Pfeilschießen und Speerwerfen zu üben pflegen, und auf dem sich bei schönem Wetter viel Menschen, arm und reich, versammeln, weil die Luft auf der Höhe rein und frisch ist, und man sich von dort aus herrlicher Aussicht auf das Goldene Horn, Stambul und zahlreiche Vororte der Hauptstadt erfreuen kann.

„Dort, in der Nähe des alten jüdischen Friedhofs, dessen weiße flache Steine auf dem grauen Grunde in der Sonne leuchteten, sah Mehmed Risa eine Truppe halbwüchsiger Knaben, die sich im Ballspiel übten. Der Pascha freute sich der schnellen Bewegungen der leichtfüßigen Jugend, namentlich gefiel ihm ein Knabe von etwa zwölf Jahren, der alle anderen an Geschicklichkeit im Werfen und Geschwindigkeit im Laufen zu übertreffen schien. Er hatte ein helles Gesicht, das die Aufregung des Spiels anmutig gerötet hatte, auch war er reinlicher gekleidet als die Mehrzahl seiner Genossen. — Plötzlich flog ein von ihm geworfener Ball hoch in die Luft und fiel dicht vor den Füßen des Kammerherrn wieder zu Boden. — Der Knabe war ebenso schnell zur Stelle wie der Ball, aber da er diesen mit seinen Blicken verfolgt hatte, so bemerkte er erst im letzten Augenblick, daß er vor einem vornehmen älteren Herrn stand. Sofort trat er einen Schritt zurück, grüßte tief und sagte mit freundlicher Stimme: ‚Fast hätte der Ball Euch getroffen, Effendim. Verzeiht meiner Ungeschicklichkeit. Wollt Ihr mir gestatten, den Ball wieder aufzuheben?'

„Dem Kammerherrn gefiel die artige Rede des hübschen

Knaben, und er ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und dabei gab das Kind stets so kluge Antworten, daß Mehmed Risa schließlich fragte, was es thun würde, wenn er es beauftragte, ihm die gemeinste Suppe im ärmlichsten Gefäß durch den niedrigsten Menschen zu senden.

„Der Knabe legte den Kopf auf die Seite und schaute nachdenklich vor sich hin.

„‚Ich habe mir gedacht,‘ fuhr der Pascha fort, ‚daß eine Wassersuppe mit Reis, in einem alten kupfernen Kessel, von einem armen Hafenarbeiter gebracht, das Richtige sein würde.‘

„‚Ich glaube, Ihr irrt Euch, Effendim,‘ antwortete das Kind. ‚Ihr kennt arme Leute wohl nur von Hörensagen. Reis ist teuer, der älteste kupferne Kessel glänzt wie Gold, nachdem er geputzt worden ist, und wenn Ihr einem Hafenarbeiter stattliche Kleider anlegt, so gleicht er einem Effendi.‘

„‚Was würdest du vorschlagen?‘

„‚Eine Suppe aus getrockneten Erbsen — denn das ist das billigste Gemüse — die würde ich in einen irdenen Topf schütten — der hat keinen Wert mehr, wenn er einmal zerbrochen ist, — und zum Boten einen nichtsnutzigen Külchan Bey wählen, den kein Anzug zum ordentlichen Menschen machen kann. — Ihr könntet hier sogleich eine Wahl treffen,‘ fügte er mit einem verschmitzten Lächeln hinzu, indem er auf seine Spielkameraden und sodann auf sich selbst deutete.

„Der Pascha blickte mit Wohlgefallen auf den Knaben, der so verständig, doch nicht vorwitzig sprach, und sagte:

‚Wie heißt du, und wo finde ich dich, wenn ich dich einmal ſuchen ſollte?‘

„‚Ich heiße Tiffli . . . dort wohnt meine Mutter‘ — er wies auf eine ärmliche Hütte am Fuße des Hügels —, „aber bei ſchönem Wetter ſpiele ich auf Ok-Meidan, es ſei denn, daß ich von meiner Mutter in die Schule geſchickt werde.‘

„Am Abend meldete der Kammerherr dem Padiſchah, daß ihm am nächſten Tage ein Külchan Bey in einem irdenen Topf eine Erbſenſuppe überbringen werde, und als der Großherr fragte, wie der Paſcha auf den Gedanken gekommen ſei, erzählte dieſer von ſeinem Zuſammentreffen mit dem Knaben Tiffli, den er als ſo artig und klug ſchilderte, daß der Sultan ſagte, er wünſche, das Kind zu ſehen. Zu dem Zweck ritt er am nächſten Tage in Begleitung des Kammerherrn nach dem in der Nähe von Ok-Meidan gelegenen Kloſter, verkleidete ſich dort als Derwiſch und begab ſich alsbald, in ruhigem Geſpräch neben Mehmed Riſa Paſcha einherſchreitend, nach dem Pfeilplatz. Aber noch ehe die beiden die Höhe desſelben erreicht hatten, kam ihnen ein weinender Knabe entgegen, in dem der Paſcha ſeinen kleinen Freund Tiffli erkannte.

„‚Weshalb weinſt du?‘ redete ihn der Paſcha an.

„‚Weil meine Mutter mich geſchlagen hat und in die Schule ſchickt.‘

„Der Derwiſch miſchte ſich in das Geſpräch: ‚Es iſt ſehr heilſam für ein Kind in die Schule zu gehen,‘ ſagte er. ‚Danke Allah, daß deine Muttter, auf dein Wohl bedacht, dich dorthin treibt.‘

„‚Die Schule iſt bei freundlichem und ſchlechtem Wetter

geöffnet,' antwortete Tiffli, ‚aber Allah sendet nicht alle Tage gutes Wetter. Er macht es nur von Zeit zu Zeit, zur Freude der Menschen, und es ist sein Wille, daß sie sich daran erfreuen.'

„‚Hast du das im Koran gefunden?' fragte der Derwisch.

„‚Nein. Aber ich denke mir, es muß so sein; vielleicht steht es darin. Ich habe noch nicht alles gelesen.'

„‚Wie weit hast du darin gelesen?'

„‚Bis zum Worte „Sonne".'

„‚Zeige mir deinen Koran.'

„Der Knabe übergab dem Derwisch das Heilige Buch, das dieser an der Stelle, wo das Lesezeichen lag, aufschlug. ‚Du hast nicht wahr gesprochen,' sagte er. — Der kleine Punkt aus rotem Wachs, den die Schüler unter das Wort kleben, mit dessen Erklärung der Lehrer eine Lehrstunde abschließt, stand nämlich nicht unter „Sonne", sondern unter dem Worte „Vergeblich".

„‚Das weiß ich sehr wohl,' entgegnete Tiffli. ‚„Sonne" steht zwei Zeilen höher, wir haben mit „vergeblich" geschlossen.'

„‚Weshalb sprachst du nicht der Wahrheit gemäß?'

„‚Ihr habt ein so edles Antlitz, Derwisch Effendi, daß ich Euch nichts Unverbindliches sagen wollte. „Vergeblich" ist ein trauriges Wort, deshalb verschwieg ich es, damit Ihr darin nicht ein böses Zeichen erblicken solltet. „Sonne" ist ein gutes, erfreuliches Wort: das bot ich Euch. Ihr dürft mir nicht zürnen, denn meine Absicht war, Euch Freude zu machen.'

„Der Sultan wandte sich darauf zu Mehmed Pascha

und ſagte: ‚Nimm den Knaben zu dir und laß ihn auf meine Koſten wie deinen Sohn erziehen. Wenn er erwachſen iſt, ſo führe ihn zu mir. Sollte er halten, was er heute verſpricht, ſo wird er ein kluger Mann werden. Dann will ich mich ſeiner ferner annehmen.‘

„Der Paſcha gehorchte gern und erzog Tiffli zu einem gebildeten und artigen jungen Menſchen. Als ſolcher wurde er zehn Jahre ſpäter dem Sultan wieder vorgeſtellt, der ſich ſeiner erinnerte und ihm zunächſt einen kleinen Poſten in ſeiner Umgebung anvertraute, ihn jedoch bald zum Geheimſchreiber beförderte und gleichzeitig zu ſeinem jüngſten Adjutanten ernannte. — Sein ſchnelles Fortſchreiten in der Gunſt des Großherrn ſchuf ihm zahlreiche Neider, aber da ſie ihm bei ſeiner Tüchtigkeit und Klugheit nicht ſchaden konnten, ſo verſuchten ſie, ſich zu rächen, indem ſie ihm, auf ſein erſtes Zuſammentreffen mit dem Sultan anſpielend, den Spottnamen ‚Külchan Bey‘ beilegten. — Tiffli Bey hörte wohl davon, aber zuckte darüber nur die Achſeln.

„Daß es ihm die Freude am Leben nicht verdorben hat,“ ſo ſchloß die Sklavin ihre Erzählung, „das werdet Ihr an dem ſorgloſen Geſicht und der freien Haltung erkannt haben, als er heute früh zum Selamlik ritt.“

Münireh zog einen goldenen Reif von ihrem Arm und gab ihn der Sklavin. „Das ſchenke ich dir, weil mir durch deine Erzählung der lange Abend ſchnell dahingegangen iſt,“ ſagte ſie. „Nun will ich mich zur Ruhe begeben.“ — Aber es dauerte an jenem Abend lange, ehe ſie einſchlief, denn ſie ſah vor ihren geſchloſſenen Augen ein leicht geführtes tänzelndes Roß, das auf ſeinem

breiten Rücken die schlanke, geschmeidige Gestalt eines schönen Jünglings trug, dessen kluge Augen blickten, als könnten sie jedes Geheimnis erraten.

Zwei Tage vor dem nächsten Selamlik fragte Münireh ihren Vater, wer Tiffli Bey sei. — Der Sultan war nun bereits an ähnliche Fragen seiner Tochter gewöhnt und antwortete einfach, Tiffli sei sein jüngster Adjutant, ein aufgeweckter, gebildeter Jüngling, der wohl auf schnelle Beförderung rechnen könne; und als Münireh die übliche Bitte hinzufügte, ihr Vater möchte Tiffli befehlen, sich am Tage nach dem nächsten Selamlik, zwei Stunden nach Sonnenuntergang bei ihrem Hofmarschall vorzustellen, gab er seine Zustimmung; nur fügte er hinzu: „In einiger Zeit wird wohl mein ganzer jüngerer Hofstaat in deinem Konak zur Prüfung zugelassen worden sein. Es soll mich wundern, ob einer der Bewerber sie besteht.“ — Darauf erteilte er in Bezug auf Tifflis Besuch die den Beteiligten wohlbekannten Weisungen.

Als Tiffli den geheimen Befehl empfing, sich am Sonnabend um zwei Uhr abends bei dem Hofmarschall der Prinzessin Münireh anmelden zu lassen, schmückte er sich zur bestimmten Stunde mit großer Sorgfalt und war pünktlich zur befohlenen Stelle. — So weit gingen die Sachen den gewohnten Gang, aber was nun weiter geschah, erregte nicht geringes Erstaunen bei den überwachenden Beamten. Während nämlich Tifflis Vorgänger den Konak, eine halbe Stunde, nachdem sie ihn betreten, wieder verlassen hatten, vergingen diesmal drei Stunden, ehe der junge Bey sich von neuem zeigte; und dann begab er sich nicht gerades Weges zum kaiserlichen Palast, wie er es hätte

thun ſollen, ſondern ſchritt ſchnell ſeiner eigenen Wohnung zu, die er nicht wieder verließ. — Zum Glück war der Sultan nicht ungeduldig geworden, denn er erwartete keine wichtigen Meldungen und hatte ſich zur gewöhnlichen Stunde in den Harem zurückgezogen. Erſt am nächſten Morgen nahm er den erſtaunlichen Bericht über die Vorgänge der Nacht entgegen. Darauf wurde ein Bote an Tiffli Bey entſandt, mit dem Befehl, vor dem Sultan zu erſcheinen. — Tiffli Bey ließ zurückſagen, er ſei unpäßlich und bitte um die Erlaubnis, ſich nach ſeiner Wiederherſtellung beim Großherrn melden zu dürfen. Das erzürnte den Sultan ſo ſehr, daß er einem Adjutanten befahl, mit vier Soldaten der Leibwache zu Tiffli zu reiten und dieſen, lebend oder tot, vor ihn zu führen. — Dem ſtrengen Befehl wurde ſchneller Gehorſam, und eine halbe Stunde ſpäter ſtand Tiffli Bey vor dem ergrimmten Herrſcher. Er war bleich und hielt die Augen zu Boden geſchlagen, doch zitterte er nicht, und ſeine Haltung, obgleich ſie geziemende Ehrfurcht bekundete, war frei und edel; aber der Sultan erblickte in ihm nur einen Rebellen, der es gewagt hatte, ſeinen Befehlen trotzen zu wollen, und ſeine Stimme klang hart und ſtreng, als er ſagte:

„Es war dir befohlen worden, nachdem du den Konak der Prinzeſſin Münireh verlaſſen haben würdeſt, in dieſem Palaſt zu erſcheinen. Du biſt hier nicht geſehen worden. — Was haſt du zu ſagen?“

„Ich wurde geſtern abend von einem heftigen Fieber überfallen, ſo daß ich mein Haus nicht verlaſſen konnte,“ antwortete Tiffli Bey.

Die Hand des Sultans erfaßte den Griff des Dolches, den er im Gürtel trug. „Du bist ungehorsam gewesen, und jetzt lügst du: ungehorsam und unwahr deinem Herrn und Wohlthäter gegenüber. Du hast den Tod verdient.“

Tiffli Bey öffnete mit beiden Händen seinen Kaftan, und die Brust nur mit einem dünnen seidenen Hemde bedeckt, trat er, das Haupt gesenkt, dem Padischah einen Schritt näher. „Wenn ich der Gnade meines Herrn und Wohlthäters verlustig bin, so hat das Leben keinen Wert mehr für mich. Nehmt es!“

„Du willst nicht bekennen?“

„Ich kann nicht mehr sagen, als ich gesagt habe.“

Der Dolch war halb aus der Scheide gezogen, aber die Hand des Sultans erhob sich nicht höher. „Du bist unwürdig, von meiner Hand zu sterben,“ sagte er finster. „Du gehörst dem Henker an. Bereite dich zum Tode vor.“

Einige Stunden später waren Arbeiter, in einem Kreis von Soldaten, so daß niemand sich ihnen nahen konnte, still und eifrig damit beschäftigt, vor dem Konak der Prinzessin Münireh ein unheimliches Gerüst zu errichten, einen Galgen, an dem Tiffli Bey sterben sollte. Der Sultan hatte diese Stelle zur Vollziehung des von ihm gefällten Todesurteils bezeichnet, weil er, indem er den ungehorsamen Tiffli Bey vor Münirehs Augen sterben ließ, auch dieser, der er ernstlich zürnte, eine Lehre geben wollte. — Die Straßen vom Gefängnis zum Richtplatz waren leer. Soldaten überwachten alle Eingänge zu denselben. Niemand durfte sich vor den Thüren oder an

den Fenstern zeigen; Münireh und deren Sklavinnen allein sollten das grausame Schauspiel betrachten können.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang erschien Tiffli Bey. Er lag, an Händen und Füßen gefesselt, auf einem niedrigen, von Reitern umgebenen, langsam dahinrollenden Karren, der vor dem Fenster Halt machte, an dem Münireh ihn zum ersten Male erblickt hatte, als er stolz in jugendlicher Herrlichkeit zum Selamlik zog. Henkersknechte, an ihr finsteres Gewerbe gewöhnt und ohne menschliches Mitfühlen in ihren kalten Herzen, lockerten Tifflis Bande, damit er ungehindert die Leiter zum Schaffot ersteigen könnte. — Am Fuße des Galgens trat der Henker vor Tiffli, legte ihm die Schlinge um den Hals und rief mit lauter Stimme: „Willst du das Sonnenlicht noch einmal schauen, so sprich!“

Tiffli warf als Zeichen der Verneinung den Kopf in den Nacken zurück und setzte den Fuß auf die erste Sprosse der Leiter. Da legte ihm der Henker die schwere Hand auf die Schulter und rief zum zweiten Male: „Willst du das Sonnenlicht noch einmal schauen, so sprich!“

Wieder verneinte Tiffli mit stummer Gebärde, und langsam, doch ohne daß seine Kniee gezittert hätten, erklomm er die Leiter. Seine Augen waren in der Höhe der Fenster des Konak, vor dem er sterben sollte, und zum dritten Male erhob sich die rauhe Stimme: „Willst du das Sonnenlicht . . .“ Dann verstummte sie plötzlich, denn das Thor des Konak war geöffnet worden, und eine alte Sklavin schnell daraus hervorgetreten; sie hatte sich eilenden Schrittes dem Henker genähert und zu dessen Füßen, unter Tiffli Beys Augen, einen reifen Granatapfel auf die Erde ge-

worfen, so daß die Frucht geborsten war, und die bis dahin verborgenen Kerne sich in weitem Kreise, nach allen Richtungen hin, verbreitet hatten. Da schoß das Blut in Tiffli Beys weißes Antlitz, seine trüben Augen belebten sich wieder, und er rief mit heller Stimme: „Ich werde sprechen. Führt mich zum Sultan!“

Dieser war erfreut, Tiffli Bey noch unter den Lebenden zu erblicken, denn sein Zorn war verraucht; doch war sein Anblick noch ernst und streng, als Tiffli Bey in ehrfurchtsvollem Schweigen, des Befehls zu sprechen harrend, vor ihm stand.

„Sprich!“ sagte der Großherr.

Mit noch bleichen Lippen und schwacher Stimme erzählte Tiffli Bey: „Ich hatte Schweigen gelobt . . . Nachdem ich den Konak der Prinzessin Münireh betreten hatte und von deren Hofmarschall empfangen worden war, wurde ich alsbald von vier Sklavinnen in ein helles Gemach geführt. Dort trugen dieselben Frauen ein Abendmahl auf, daß sie mir vorsetzten — worauf sie das Zimmer wieder verließen. Das Mahl bestand aus einer Melone, einem gekochten Huhn und einem Stück Brot. Davor lag ein spitzes Messer. Ich glaubte nicht, daß ich in den Konak einer kaiserlichen Prinzessin gerufen worden war, um dort bewirtet zu werden. Darum ließ ich die Speisen unberührt und sann nach, was dieselben mir sagen sollten; alsbald meinte ich, es zu verstehen. Da trennte ich durch einen scharfen Schnitt den obern Teil der Melone vom Ganzen, zerriß das Huhn, und durchstach das Brot mit dem spitzen Messer. Dann wartete ich. Bald darauf erschienen die Sklavinnen wieder und führten

mich in ein anderes Zimmer, das durch ein dichtes Holzgitter, von einer Wand zur anderen und vom Fußboden bis zur Decke reichend, von dem anstoßenden Gemach getrennt war. Kein Lichtschimmer drang durch dies Gitter, so daß es unmöglich war, zu erkennen, was hinter demselben vorging; dagegen war der Raum, in dem ich mich befand, durch zwei Ampeln erleuchtet. Nachdem die Sklavinnen mich allein gelassen hatten, trat vollständige Stille ein, die endlich durch eine leise Stimme unterbrochen wurde. Die sprach: ‚Was hast du damit sagen wollen, daß du die Frucht zerschnitten, das Huhn zerrissen und das Brot durchstochen hast.‘

„Ich antwortete: ‚Damit wollte ich sagen, daß ich niemals verraten, was man mir anvertrauen würde: und sollte mir der Tod durch scharfes Schwert oder spitzen Dolch drohen, und sollte man mich in Stücke zerreißen — ich würde treu sein und schweigen.‘

„Darauf sprach die unsichtbare Stimme wieder: ‚So gelobe, niemand, wer immer es sei, zu sagen, was dir hier geschehen ist, es sei denn, daß ich dich deines Gelübdes entbinde.‘

„Das versprach ich. Und dann erzählte ich, auf Gebot der Stimme, meine Lebensgeschichte, die wenig mehr ist, als eine Aufzählung der zahllosen Wohlthaten, die ich Euch, o Großherr! zu verdanken habe. Als ich damit geendet hatte, sagte die Stimme: ‚Begieb dich nach deiner Wohnung, handle nach deiner Klugheit, sei treu!‘ Und damit war ich entlassen. — Das übrige wißt Ihr: ich habe mein Gelübde gehalten und angesichts eines schmählichen Todes geschwiegen, bis ein verständliches

Zeichen mir sagte: ‚So wie die Kerne des Granatapfels, in der Schale verborgen, unsichtbar waren, nachdem die Hülle aber geborsten ist, nach allen Richtungen hin zerstreut, jedermann offenbar sind, so mag auch das Geheimnis, das du in deinem Herzen verschlossen hieltest, nunmehr an das Tageslicht kommen . . .‘“ Tiffli Bey, durch sein aufrichtiges Bekenntnis erleichtert, schöpfte tief Atem und fügte mit leiser Stimme hinzu: „O Padischah! Ich empfehle mich ehrfurchtsvoll Euerer Gnade.“

Tiffli Bey wurde wieder abgeführt, nicht in das Gefängnis, sondern in ein Gemach des kaiserlichen Palastes wo er die weiteren Befehle des Sultans erwarten sollte. Dieser begab sich bald darauf zu Münireh, die ihm mit niedergeschlagenen Augen entgegenkam, vor ihm auf die Kniee fiel und demütig flehte: „Verzeiht mir, Herr Vater, was ich gethan habe.“

Der Sultan richtete sie sanft in die Höhe und sagte: „Ich verzeihe dir.“ Aber Münireh, anstatt sich dafür dankbar zu zeigen, barg ihr Gesicht in beiden Händen und begann bitterlich zu weinen.

„Weshalb weinst du?“ fragte der Sultan.

„Weil ich Eueren treusten Diener, einen, der Euch verehrt wie kein anderer, der klug ist und zuverlässig bis in den Tod, zum Ungehorsam gegen Euch verleitet und Euch verhaßt gemacht habe.“

„Haß kenne ich nicht,“ sagte der Großherr milde, „da ich strafen kann. Die Strafe aber habe ich Tiffli Bey erlassen, und um seiner Klugheit und Treue willen und um deinetwillen, geliebte Tochter, will ich sein Vergehen nun verzeihen und vergessen.“

Tiffli Bey wurde der Prinzeſſin Münireh zum Gemahl gegeben. Er zeichnete ſich dem Sultan gegenüber durch unverbrüchliche Treue, in den Ämtern, die ihm anvertraut wurden, durch weitſichtige Klugheit aus und gelangte zu großem Anſehen und hohen Würden. Nach dem Tode des Sultans zog er ſich vom öffentlichen Leben zurück. Er ſtarb hochbetagt, von vielen betrauert, in demſelben Jahre wie die Prinzeſſin Münireh, die in ihm alles gefunden was ſie als Jungfrau von ihrem zukünftigen Gemahl erwartet hatte, und dem ſie, bis zu ihrem Tode, eine treue und liebende Gattin geweſen war.

Der Hüledschi.

Hußref Bey war der Sohn eines vornehmen Paſcha, der bis zu ſeinem Tode ein beſonderer Liebling des Sultans geweſen war und deshalb und weil man ihn als einen frommen, wohlthätigen und gerechten Mann gekannt, in Konſtantinopel in hohem Anſehen geſtanden hatte. Während der Krankheit, die ſeinem Tode vorherging, hatte ſich der Padiſchah verſchiedene Male nach ſeinem Befinden erkundigt, und als ihm gemeldet war, daß ſein treuer Diener geſtorben ſei, befohlen, es ſolle ihm ein Bericht über die Hinterbliebenen unterbreitet werden. Es lag in der Abſicht des Großherrn, für dieſe in der ihm eigenen großmütigen Weiſe zu ſorgen. Was der Sultan darauf erfuhr, war jedoch nicht geeignet, ſeine Wohlthätigkeit ſonderlich in Anſpruch zu nehmen. Der Paſcha hatte keine Geſchwiſter gehabt, er hinterließ nur eine Witwe und einen Sohn. Von der Frau war nicht viel zu ſagen: ſie führte ſeit ihrer Verheiratung das ruhige, verborgene Leben einer vornehmen Haremsdame und hatte niemals danach getrachtet, aus dem engen, ſtillen Kreiſe hinauszutreten, in dem ihr Leben, vor jeder unſanften Berührung der Außenwelt geſichert, in träger

Regelmäßigkeit dahinfloß. Der Sultan wies ihr als dauernden Wohnsitz bis zu ihrem Tode einen schönen Yali an, der am oberen Bosporus, inmitten eines großen Parkes, gelegen war, und verfügte, daß die reichlich bemessenen Ausgaben für den ganzen Haushalt aus seiner Schatulle bestritten werden sollten. — Der Bericht über Hußref Bey dagegen war kaum etwas anderes als eine Aufzählung zahlloser kleiner Missethaten, deren dieser sich in seinem noch jungen Leben schuldig gemacht hatte, und die bisher nur unbestraft geblieben waren, weil der Pascha in zärtlichster Liebe für seinen ungeratenen Sohn, stets zu jedem Opfer bereit gewesen war und thatsächlich große Opfer gebracht hatte, um Hußref vor Strafe zu schützen. Die schlechten Streiche des Thunichtgut hatten deshalb auch zu keinem öffentlichen Ärgernis Anlaß gegeben, und nur infolge der sorgfältigen Nachforschungen, die der Sultan angeordnet hatte, war man ihnen auf die Spur gekommen.

Der Großherr nahm den Bericht über Hußref entgegen, ohne eine Gegenäußerung zu machen. Es lag nicht in seiner Absicht, ihn zur Rechenschaft zu ziehen; denn um des verdienstvollen Vaters willen war er dem leichtsinnigen Sohne gegenüber zu besonderer Milde geneigt, aber es gab in seinem Reiche viele Unglückliche, der Unterstützung Würdige, und an diese mußte der Kalif denken, ehe er seine Wohlthaten für einen Unwürdigen verschwendete. Er verscheuchte den Sohn des Pascha aus seinem sorgenschweren Geiste und so ging Hußref Bey leer aus: ohne Strafe und ohne Vergünstigung. Er hatte in seinem Leichsinn weder an das eine noch an das

andere gedacht, und nach inniger aber kurzer Trauer um den Tod des geliebten Vaters verfiel er bald wieder in sein altes wildes Leben. Es wurde mit jedem Tage zügelloser, da die Ermahnungen und Verwarnungen des Vaters verstummt waren, und es führte Hußref Bey in kurzer Zeit an den Rand des Verderbens. Von zahlreichen Gläubigern bedrängt, beschloß er darauf, Konstantinopel heimlich zu verlassen. Es lag dabei nicht in seiner Absicht, diejenigen, die ihm vertraut hatten, um ihr Geld zu betrügen, denn er war wohl ein strafbar leichtsinniger, jedoch keineswegs ein schlechter Mensch; aber in Konstantinopel, wo er sein ganzes Vermögen in anrüchiger Gesellschaft vergeudet hatte, waren ihm die Wege zu ehrlichem Erwerb verschlossen, und er wollte deshalb sein Glück in einer anderen großen Stadt versuchen. Zunächst begab er sich jedoch noch einmal an den Bosporus, um von seiner Mutter Abschied zu nehmen. Nachdem er dieser frommen Pflicht genügt hatte, stieg er in einen Kaïk und befahl dem Schiffer, ihn nach Stambul zu fahren. Der Fährmann war ein Greis, und nach einiger Zeit bemerkte Hußref, daß ihm die Arbeit, zu der er sich verdungen hatte, sehr schwer wurde. Deshalb fragte er ihn, ob er nicht ein Segel mit sich führe, das ihm die Mühe des Ruderns ersparen würde, da der Wind vom Schwarzen Meere her wehe.

„Ich besitze wohl ein Segel," antwortete der Schiffer, „aber es ist alt und zerrissen und würde uns nur langsam vorwärts treiben. — Ich bin ein armer Mann."

„Hisse es nur auf," sagte Hußref. „Ich habe keine Eile."

Darauf richtete der Schiffer seinen Mast, der nicht viel stärker und länger als ein Besenstiel war, und befestigte daran einen Fetzen Leinwand, und dann setzte er sich mit einem Seufzer nieder und ließ sein erbärmliches Fahrzeug den Bosporus hinuntertreiben.

Es war ein heißer stiller Tag. Hußref beobachtete eine Weile die spielenden Delphine, die den Kaïk auf seiner ruhigen Fahrt umkreisten, und die unruhig flatternden Wasservögel, die in großen Scharen zwischen dem Schwarzen Meere und dem Meere von Marmara hin und her zogen. Er versank darüber in wirre Träumereien und bald darauf in tiefen Schlaf. — Da wurde er durch plötzliche heftige Bewegungen des Bootes geweckt. Als er die Augen aufschlug, sah er den Schiffer, der mit ungeschickter Hast bemüht war, das Segel loszumachen und die Ruder wieder zu ergreifen.

„Was giebt es?“ fragte Hußref.

„Des Sultans Boot! — O Herr, wir sind verloren!“ Der Mann zitterte so heftig, daß er nichts von dem, was er vorhatte, verrichten konnte.

Hußref Bey erhob sich schnell und wandte das Haupt. Da erblickte er in geringer Entfernung hinter dem Kaïk ein langes schmales Boot, das, von zwölf Ruderern getrieben, gleich einer riesigen Spinne auf ihren Raub, auf ihn loszuschießen schien. Die Geschichte eines gestrengen Sultans, der die ganze Mannschaft eines Fahrzeuges hatte köpfen lassen, weil ihr Boot dem Kaïk des Großherrn in den Weg gekommen, war damals noch im Gedächtnis aller, die auf dem Bosporus fuhren. Auch Hußref Bey kannte sie und sprang vorwärts, um seinem

Schiffer zu Hilfe zu kommen und den Kaïk aus der gefährlichen Fahrstraße zu entfernen; aber seine heftigen, unbesonnenen Bewegungen brachten das schmale, flache Boot ins Schwanken, und als sich der Schiffer in demselben Augenblick über Bord beugte, um ein Ruder zu ergreifen, das seinen Händen entglitten war, schlug der Kaïk um, und Hußref und der Fährmannn lagen im Wasser. Das großherrliche Fahrzeug schoß an den Versinkenden vorüber. — Da erscholl ein kurzes Befehlswort. Das Boot des Sultans schien einen Augenblick auf demselben Fleck still zu liegen, dann näherte es sich, mit aller Kraft seiner zwölf starken Bootsleute rückwärts getrieben, der Stelle, wo der Kaïk umgeschlagen war und Hußref und der Schiffer mit dem Tode rangen. Beide wurden noch lebend in das Boot des Sultans gezogen, das sogleich darauf, als sei nichts vorgefallen, seine unterbrochene Fahrt nach dem alten Seraï fortsetzte. Dort wurde der Fährmann entlassen, Hußref dagegen vor den Sultan geführt, da dieser bald nach seinem Regierungsantritt angeordnet hatte, daß alle gegen seine Person gerichteten oder begangenenen Verbrechen von ihm selbst abgeurteilt werden sollten.

Nachdem Hußref Bey seinen Namen und den seines Vaters genannt hatte, befahl ihm der Sultan, zu sagen, was er seit dem Tode des Pascha getrieben habe. Zitternd und stammelnd legte Hußref ein wahrheitsgetreues Bekenntnis seines unwürdigen Lebenswandels ab, das er mit den Worten schloß; es sei seine Absicht, falls der Sultan nicht anders bestimme, Konstantinopel zu verlassen, um in einem entlegenen Teile des Reiches ein neues Leben zu beginnen.

„Du siehst nicht aus, als ob es dir mit deinem Vorhaben Ernst wäre," sagte der Sultan; „aber um deines Vaters willen werde ich dich unterstützen, als ob ich dir glaubte." Er zog aus seinem Gürtel einen seidenen Beutel, den er auf einen niedrigen Tisch legte. „Ich schenke dir dies Gold," fügte er hinzu. „Die Summe ist groß genug, um dir zu gestatten, dich in irgend einer meiner Provinzen niederzulassen und ein deines Vaters würdiges neues Leben zu beginnen. Beharrst du bei diesem Vorhaben, so wird sich dein Glück wenden, verfällst du wiederum in deinen sündhaften Lebenswandel, so bist du verloren. — Ich habe gesprochen."

Hußref Bey nahm das ihm geschenkte Geld, verneigte sich dreimal ehrfurchtsvoll bis zur Erde und verschwand. Die Nähe der Größe des Padischah hatte ihn dermaßen eingeschüchtert, daß er nicht gewagt hatte, die Augen zu erheben, und wie ein Traumbild nur schwebte ihm die hohe Gestalt des Gewaltigen vor. Einige Tage später wurde dem Sultan, der angeordnet hatte, daß Hußref achtundvierzig Stunden lang beobachtet werde, berichtet, der junge Bey habe sich, sobald er den Palast verlassen, nach seinem alten Schiffer erkundigt, diesen aufgefunden und ihm ein Geldgeschenk gemacht, bedeutend genug, um dem armen Manne zu gestatten, sich an Stelle des verloren gegangenen alten Kaïk ein neues hübsches Fahrzeug zu kaufen. Der Schiffer habe seinem Wohlthäter mit Thränen der Rührung gedankt und den Segen des Himmels für ihn erfleht. Darauf habe sich Hußref nach Anatolien übersetzen lassen und sich, von Skutari aus, den Weg am Meere verfolgend, gen Ismid gewandt.

Er sei so rüstig vorwärts geschritten, daß die ihn verfolgenden Beamten große Mühe gehabt hätten, ihn nicht aus den Augen zu verlieren, jedermann, dem er begegnet, habe er artig begrüßt und mit vielen kurze, freundliche Worte gewechselt; die Nacht habe er in einer Fischerhütte zugebracht, und unmittelbar nach Sonnenaufgang sei er wieder aufgebrochen und weiter marschiert. Nach Ablauf der vom Sultan befohlenen Frist hatten die gänzlich ermatteten Boten, etwa auf der Mitte des Weges zwischen Skutari und Ismid, einige Stunden gerastet und waren sodann nach Stambul zurückgekehrt. Sie vermuteten, Hußref müsse bereits in Ismid eingetroffen sein.

Der leichtfüßige Wanderer hatte inzwischen seine Reise mit solchem Eifer fortgesetzt, daß er sich zu der Zeit bereits viele Meilen südlich von Ismid, in Isnik befand und wenige Tage später in Gukumlek eintraf, wo er einige Einkäufe machen und sich einen Ruhetag gönnen wollte. Auf dem Wege bis dorthin hatte er den Entschluß gefaßt, sich zunächst in Brussa niederzulassen. Die Wirte, deren Gastfreundschaft er während seiner Reise genossen hatte, waren nämlich voll des Ruhmes der schönen Stadt und ihres Reichtums gewesen und hatten ihm auch Einführungen für Verwandte und Freunde gegeben, die sie dort besaßen, und die sich freuen würden, so sagten sie, einem jungen strebsamen Manne, der einiges Vermögen besaß und arbeiten wollte, zu seinem Fortkommen behilflich zu sein. Es gehörte nicht viel dazu, Hußref Bey Mut einzusprechen. Der Trübsinn, der während der letzten Wochen seines Aufenthaltes in Stambul auf ihm gelastet hatte, war verschwunden, um frohem Mute Platz

zu machen, und er sah sich bereits auf ebener Straße zu Reichtum und Glück.

Das Ende des Weges zwischen Gukumlek und Brussa führte durch einen dunklen Wald. Die Sonne stand schon tief am Himmel, als Hußref denselben betrat, aber er meinte, ihn noch vor Einbruch der Nacht durchschreiten zu können, und ging wohlgemut vorwärts. Nach einer Stunde jedoch, als die Schatten schnell tiefer wurden, und er das Ende des Waldes noch immer nicht vor sich sehen konnte, wurde ihm unheimlich zu Mute, denn der Fußweg, auf dem er vorwärtsschritt, war nur schmal, und er mußte fürchten, ihn während der Nacht zu verlieren und sich in der Wildnis zu verirren.

Plötzlich an einer Wendung des Pfades tauchten zur Rechten und zur Linken der Straße zwei Gestalten auf, in denen Hußref sogleich Räuber erkannte: sie hatten wüste Gesichter, ihre Kleider waren zerlumpt, und ein jeder von ihnen trug eine Keule in der Hand, schwer genug, um mit einem Schlage einen Ochsen fällen zu können. Sie befahlen Hußref, alles abzulegen, was er an Wertsachen bei sich trüge, und drohten, ihn zu töten, falls er versuchen sollte, das Geringste vor ihnen zu verbergen. Hußref Bey war unbewaffnet, auch konnte er nicht an Flucht denken, und so blieb ihm nichts übrig, als den Bösewichten zu gehorchen, wobei er sie anflehte, seines Lebens zu schonen. Als die Räuber den seidenen Beutel erblickten, den Hußref zuerst aus dem Gürtel gezogen hatte, da sagten sie: „Wir haben einen guten Fang gethan. Wir schenken dir deshalb auch das Leben; aber deine Kleider müssen wir mitnehmen, sonst würde

niemand glauben, daß du Räubern in die Hände gefallen bist, wenn du den Leuten dein Unglück klagen wirst. Damit du dies nicht zu früh thust, werden wir dich binden; doch kannst du unbesorgt sein: Leid soll dir dabei nicht widerfahren.“ Sie fesselten ihn darauf an Händen und Füßen und banden ihn, als er auf diese Weise gänzlich hilflos gemacht war, an einen Baumstamm. Dann entfernten sie sich, nachdem sie ihm noch empfohlen hatten, nicht vor Sonnenaufgang um Hilfe zu rufen; gehorchte er in dieser Beziehung nicht, so würden sie selbst wiederkommen und ihn töten.

Hußref Bey verbrachte eine schreckliche Nacht, aber er wagte nicht, die leiseste Klage auszustoßen, aus Furcht, er könne den ihm angedrohten Tod heraufbeschwören, und erst als es im Walde licht geworden war, und die Vögel schon längst ihr Morgenlied angestimmt hatten, begann er mit lauter Stimme zu rufen und zu jammern. Es dauerte geraume Zeit, ehe ihn jemand hörte, und Angst und Ermattung hatten ihn schon so schwach gemacht, daß er nur noch leise weinen und wimmern konnte, als er endlich menschliche Stimmen in seiner Nähe vernahm. Langsamen Schrittes, ganz vertieft in die Unterhaltung, die sie miteinander führten, kamen zwei Männer daher: der eine, von stattlicher Gestalt, mochte wohl fünfzig Jahre alt sein und sah ernst und würdevoll aus. Er trug einen dunklen Kaftan, den grünen Turban des Hadschi (Pilger, der die heiligen Stätten besucht hat) und eine große Brille. Der andere war ein junger Mann, etwa in der Mitte der Zwanzig, dessen Anzug neu und kostbar und dessen Gesicht sehr häßlich war. Seine kleinen Augen

ſahen wild und böſe aus, und er bewegte den Kopf und fuchtelte mit den Händen, während er eifrig auf ſeinen ruhigen Gefährten einſprach.

Die beiden waren ganz nahe an den Baum gekommen, an dem Hußref angebunden war, ohne den Unglücklichen geſehen oder gehört zu haben. Als ſie ihn nun erblickten und ſein klägliches Jammern vernahmen, blieben ſie erſtaunt ſtehen. — „Großmütige, edle Herren," flehte Hußref Bey, „befreit mich um Gottes willen aus der traurigen Lage, in der ich mich ohne mein Verſchulden ſeit geſtern abend befinde."

Der häßliche, ſchön angezogene junge Mann blieb argwöhniſch in der Mitte des Weges ſtehen; der alte dagegen ſchritt ſogleich auf Hußref zu und löſte deſſen Bande. Dann fragte er, was ihm zugeſtoßen ſei. Hußref erzählte alles der Wahrheit gemäß, wobei er heftig weinte; doch verſchwieg er, um nicht als ein Prahler zu erſcheinen, den Namen ſeines Vaters und ſein Zuſammentreffen mit dem Padiſchah.

„So hat man dich deiner ganzen Barſchaft beraubt?" fragte der Alte, der ihm aufmerkſam zugehört hatte.

„Keinen Para hat man mir gelaſſen; ich bin ärmer als der ärmſte Bettler."

„Und du ſagſt, daß du niemand in Bruſſa kennſt?" fuhr ſein Befreier fort.

„Ich kenne dort keine Seele, und ich kann mich an niemand um eine Unterſtützung wenden, denn die ſchändlichen Räuber haben auch meinen Gürtel mit fortgeſchleppt, in dem ſich, außer meinem Gelde, die Briefe befanden, die mir Gaſtfreunde auf der Straße von Skutari bis hierher

für Anverwandte und Freunde in Bruſſa mitgegeben hatten."

„So . . . ſo?" ſagte der Alte nachdenklich, und gleich darauf trat er auf den Häßlichen zu und begann in leiſem Flüſtertone mit dieſem zu ſprechen. „Allah unterſtützt unſer Vorhaben, indem er uns dieſen Mann als Hüledſchi*) ſendet," ſagte er.

---

*) Nach einer bekannten Vorſchrift des Korans über Ehe und Eheſcheidungen (II, 230) darf ein Mann, nachdem er dieſelbe Frau dreimal verſtoßen und zweimal wieder geheiratet hat, ſich nur unter der Bedingung ein letztes erlaubtes Mal mit ihr vermählen, daß ſie nach ihrer dritten Verſtoßung einen anderen Mann geheiratet hat und von dieſem, nach vollzogener Ehe, geſchieden worden iſt. Der Umſtand, daß der Koran dieſen Fall vorhergeſehen hat, beweiſt, daß er kein ganz ungewöhnlicher iſt. Wenn nun die Heirat und die Scheidung, die zur dritten Wiedervermählung desſelben Paares erforderlich ſind, vom Manne gewünſcht werden — wozu jedoch auch die Frau ihre Zuſtimmung zu geben hat — „nach erfolgter Verſöhnung", ſagt der Koran, — ſo handelt es ſich dann gewöhnlich nur um eine Scheinheirat, die mit dem Worte „Hüleh" bezeichnet wird. Der klägliche Held dieſer Handlung führt den Namen „Hüledſchi". Da er dem allgemeinen Geſpött ausgeſetzt iſt, ſo ſucht man ihn gewöhnlich unter den Armen und Fremden, die den Ort der Handlung in unauffälliger Weiſe wieder verlaſſen können Der Hüledſchi erhält ein verhältnismäßig großes Geldgeſchenk für ſeine Dienſtleiſtung, die darin beſteht, daß er ſich nach allen Regeln mit der dreimal verſtoßenen Frau vermählt und ſich am nächſten Morgen von ihr ſcheiden läßt.

Der grobe Unfug, der gegen Mitte dieſes Jahrhunderts in einigen Teilen des Reiches mit dem Hüleh getrieben wurde, veranlaßte zur Zeit der ſyriſchen Unruhen einen Derwiſch von Damaskus, Namens Kumſaly, der im Rufe großer Heiligkeit ſtand, den Großweſir Fuad Paſcha zu bitten, ihn amtlich zum Hüledſchi von Damaskus zu ernennen. Er begründete ſeinen Antrag damit, daß die Muſelmänner ſeiner Heimat, den Satzungen des Korans entgegen, ihre Frauen ohne triftigen Grund verſtießen, wiſſend, daß die Einrichtung des Hüleh eine reine Formſache geworden ſei; Kumſaly wollte dem ſündigen Unweſen ſteuern und verpflichtete ſich, ſein Amt als Hüledſchi ernſt zu nehmen und

„Er ist jung, er ist schön," entgegnete der Häßliche.

„Er ist arm, er ist ein Fremdling," fuhr der Alte fort, „und ich bin der Kadi! Glaubt Ihr nicht, daß ich mächtig genug sei, um Euch, dem reichsten Mann von Brussa, einem hergelaufenen Vagabunden gegenüber zu Eurem Rechte zu verhelfen? Laßt mich nur sogleich mit dem Manne unterhandeln; wir haben keine Zeit zu verlieren. Ihr selbst wißt am besten, wie launisch die schöne Selihah ist, und daß sie sehr wohl im stande wäre, noch vor dem Abend ihre Meinung zu ändern und zu verweigern, sich wieder mit Euch auszusöhnen. Das wäre doch schade, denn sie ist sehr schön, und Ihr liebt sie."

„Das wäre mein Tod, denn ich liebe sie über alles und möchte nicht ohne sie leben."

„So beauftragt Ihr mich zu handeln?"

„Thut nach Eurem besten Ermessen, Kadi Effendi. Ihr seid weise, und Ihr wollt mir wohl. Ich lege mein Schicksal in Eure Hände."

Darauf trat der Alte wieder zu Hußref: „Du bist in sehr trauriger Lage," sagte er, „arm und ohne Freunde. Ich will dir behilflich sein, dein Schicksal wieder zu einem freundlichen zu gestalten. Ich werde dir einen neuen

---

die Anhänger des Islam in Damaskus vor leichtfertigen Ehescheidungen, die der wahren Religion ein Greuel seien, dadurch zu bewahren, daß er ihnen die Wiederverheiratung mit einer dreimal verstoßenen Frau gründlich erschwerte. Fuad Pascha, der soeben durch zahllose Hinrichtungen die Ruhe in Syrien wieder hergestellt, und den Verwickelungen, die dem Einlaufen einer französischen Flotte folgen konnten, mit großer Besorgnis entgegensah, hatte damals zu schwere Sorgen, um einer religiösen Frage seine Aufmerksamkeit widmen zu können, und es wurde dem Antrag des frommen Kumsaly keine Folge gegeben.

Anzug schenken und einen Beutel mit zweihundert Pfund, wohl eine größere Summe, als du in geraumer Zeit verdienen könntest, und die reichlich genügen wird, das Vorhaben, das dich nach Brussa leitete, auszuführen. Doch mußt du mir versprechen, darauf zu verzichten, dein Glück an diesem Orte zu suchen, dich vielmehr verpflichten, die Stadt zu verlassen, sobald du die kleine Aufgabe, die dir obliegen soll, erfüllt haben wirst. Um dir dies zu erleichtern, will ich auch noch ein gutes, starkes Pferd zu deiner Verfügung stellen, auf welchem du sicher und schnell nach Kutachia, Kana Hissar oder nach irgend einer anderen Stadt des Reiches, nach deiner Wahl, gelangen kannst."

Hußref Bey blickte den Sprecher verwundert an.

„Was Ihr mir anbietet, Herr, ist so großmütig, daß ich fürchte, Euch mißverstanden zu haben," sagte er.

„Ich versprach dir einen neuen Anzug, zweihundert Pfund und ein Pferd," wiederholte der Alte; „und ich frage dich jetzt noch einmal, ob du dies alles verdienen willst?"

„Ich kann darauf nur antworten: gern und dankbar will ich es mir verdienen, wenn dafür nichts Unehrenhaftes von mir erwartet wird. Das aber erscheint mir unmöglich, nach Eurem ehrwürdigen Aussehen zu urteilen, und nach dem vornehmen Anstand Eures jungen Genossen."

„Deine Bedenken ehren dich," sagte darauf der Alte; „aber du kannst beruhigt sein: was wir von dir verlangen, ist durch kein Gesetz des heiligen Korans verboten und nach uraltem Gebrauch gestattet. Niemand in Brussa könnte dich darüber besser belehren als ich — denn ich

bin der Kadi selbst. Nun aber folge uns, damit wir die Angelegenheit im Hause meines Freundes Kara Mustapha, den du hier vor dir siehst, zum Abschluß bringen."

Die drei machten sich auf den Weg, ohne weiter miteinander zu sprechen, und erreichten nach einer halben Stunde das Ende des Waldes und bald darauf die alte Stadt Brussa. Dort traten sie in einen großen Konak, in dem Hußref Bey zunächst reichlich mit Speise und Trank gelabt und sodann mit einem neuen Kaftan aus gutem starkem Tuch versehen wurde. Dies hob seinen gedrückten Geist wieder, so daß er des Unfalls, der ihm am vorhergehenden Abend zugestoßen war, nicht mehr gedachte und den Kadi wie ein glücklicher Mensch, artig und freundlich begrüßte, als dieser sich bald darauf zu ihm gesellte. „Nun, Kadi Effendi, was steht zu Eurem hohen Befehl?" fragte er unbefangen, keineswegs wie ein Almosenempfänger, vor dem sein Wohlthäter erscheint, sondern als spräche er zu einem Gleichgestellten.

Dem Kadi war diese unpassende Vertraulichkeit im Grunde zuwider, und seine Stimme hatte einen harten Klang, als er antwortete: „Zwei Stunden vor Sonnenuntergang werden sich hier die Personen versammeln, deren Anwesenheit nötig ist, um dich der Selihah Hanum, der von Kara Mustapha geschiedenen Frau, anzutrauen. Du wirst dann die Nacht im Harem meines Freundes mit deiner Frau verbringen, sie verstoßen, so daß sie von dir geschieden werden kann, und am nächsten Morgen sogleich nach Sonnenaufgang, diesen Konak und Brussa wieder verlassen, um dich auf dem Pferde und mit den zweihundert Pfund, die du der Großmut Kara Mustaphas

verdankst, nach Kutachia, Kana Hissar oder meinetwegen nach Koniah, Aleppo oder Bagdad zu begeben. — Hast du verstanden?"

Hußref Bey strich sich nachdenklich das glatte Kinn und sagte nach einer kleinen Weile, während der ihn der Kadi von der Seite beobachtete: „Ich soll also den Hüledschi spielen?"

„Du hast meine Befehle gehört."

Da richtete sich Hußref Bey trotzig in die Höhe und sagte: „Und wenn ich diesen Befehlen nicht gehorche?"

„So werde ich dich zunächst ins Gefängnis abführen lassen, junger Taugenichts! Denn du darfst nicht wähnen, mich mit den Lügen, die du mir heute früh erzähltest, getäuscht zu haben. Ich halte dich für einen gefährlichen Landstreicher, für einen Räuber, und deine traurige Geschichte für eine Erfindung, die nur dazu dienen sollte, dich in einen reichen Konak einzuführen, um dort stehlen und morden zu können. — Du weißt sicherlich schon, was Stockschläge sind, und wenn du es noch nicht wissen solltest, so wirst du es bald erfahren, denn sie werden so lange auf deinen Rücken hinabregnen, bis du dich entschließt, mir ein offenes Bekenntnis deiner Missethaten zu machen. Was dann mit dir geschieht, wird sich später finden."

Hußref Bey war ergrimmt über die Bosheit des Kadi, aber er fühlte zugleich seine Ohnmacht, dagegen anzukämpfen. Darum sagte er nur, leise, mit zu Boden geschlagenen Augen, um das wütende Feuer zu verbergen, das darin brannte: „So werde ich Euren Befehlen gehorchen."

„Es ist das einzig Vernünftige, was du zu thun

haſt, und mehr verlange ich nicht von dir. Du kannſt dann morgen in Frieden deines Weges ziehen.“

Zur beſtimmten Stunde fand die Vermählung zwiſchen Hußref Bey und Selihah Hanum ſtatt, und nach Sonnenuntergang wurde der Neuvermählte in Kara Muſtaphas Harem geführt, von dem er rechtmäßig Beſitz nahm, indem er an der Schwelle desſelben ſeine Pantoffeln zurückließ. Bald darauf befand er ſich in Gegenwart ſeiner jungen Frau, die, tief verſchleiert, ſich auf dem Ehrenplatze des Sofas niedergelaſſen hatte und den Eindringling keines Wortes würdigte. Hußref Bey empfand mit tiefer Beſchämung das Unwürdige der Rolle, die ihm aufgedrungen worden war und nahm am anderen Ende des großen Gemaches Platz, wo er, die Augen zu Boden geſchlagen, ſtumm und unbeweglich verharrte. Seine Abſicht war, in dieſer Weiſe die Nacht zu verbringen, und er ſehnte das Hereinbrechen des noch fernen Tages herbei, um aus der ſchimpflichen Lage, in der er ſich befand, befreit zu werden. Inzwiſchen hatte ihn Selihah, ohne ſein Wiſſen, aufmerkſam betrachtet und war nicht wenig überraſcht worden, in ihrem neuen Gemahl einen anmutigen Jüngling zu entdecken. Eine Zeit lang kämpfte ſie noch gegen den Unwillen, den ihr der Hüledſchi, bevor ſie ihn geſehen, eingeflößt hatte, dann aber ſiegten Hußref Beys beſcheidene Zurückhaltung und ſeine Schönheit über ihre üble Laune, und ſie ſagte in leiſem freundlichem Ton: „Ich bin durſtig. Möchtet Ihr mir ein Glas Waſſer bringen?“

Hußref Bey erhob ſich, als er die ſanfte Stimme vernahm, und überreichte Selihah das Verlangte, wobei er ſich eines goldenen Tellers bediente, der zu dem Zweck

neben dem Wasser auf einen Tisch gestellt worden war. Selihah nippte nur an dem Glase, aber um das thun zu können, war sie genötigt gewesen, ihren mit Blumen und Juwelen bestickten Schleier etwas zu lüften, und dabei hatte Hußref den frischesten kleinen Mund, ein rundes weiches Kinn und einen schneeweißen, schlanken, jugendlichen Hals erblickt. Er blieb wie angewurzelt stehen, und viele Gedanken kreuzten sich schnell in seiner Seele, bis der eine die Oberhand gewann: er müsse sich vor der jungen Frau rechtfertigen. Er verbeugte sich darauf und sagte mit bebender Stimme: „Herrin, wollt Ihr mir Gehör schenken?"

Sein ganzes Wesen, auch seine Stimme, war so voll der Anmut des vornehmen jungen Mannes, daß Selihah, ohne sich zu besinnen, antwortete: „Ich werde Euch gern anhören; aber bevor Ihr Euch bemüht zu sprechen, möchte ich Euch, wie es meine Pflicht erheischt, nach meinen schwachen Kräften bewirten."

Sie rief nach einer Dienerin, erteilte derselben ihre Befehle, und gleich darauf trugen zwei Sklavinnen ein niedriges Tischchen in das Zimmer, auf dem sich zwei gebratene Tauben und Zuckerwerk verschiedener Art befanden. Sie ließ sich sodann von ihrem Gemahl in üblicher Weise unterstützen, um an dem Tische Platz zu nehmen, und lud Hußref Bey ein, etwas zu genießen; aber das Herz des jungen Mannes war so voll von dem, was er sagen wollte, daß er, außer einem Stückchen Zucker, das Selihah ihm eigenhändig angeboten hatte, nichts zu sich nehmen wollte. Nachdem das unberührt gebliebene Mahl wieder abgetragen worden war, geleitete Hußref

Bey seine Gemahlin nach dem Diwan zurück, ließ sich, einem artigen Zeichen Selihahs gehorchend, neben ihr nieder und erzählte seine Lebensgeschichte, wobei er nichts von dem, was ihm wichtig erschien, verheimlichte. Als er seine Erzählung beendet hatte, war die Mitternachtstunde bereits vorüber, aber weder er, noch Selihah empfanden Müdigkeit.

„Ich habe nicht das Recht," sagte Selihah, „über Eure Vergangenheit zu urteilen, doch werdet Ihr es hoffentlich nicht anmaßend von mir finden, wenn ich bekenne, daß mir darin nichts unehrenhaft oder unliebenswürdig erscheint; aber ich kann auch dem Kadi nicht zürnen, obgleich ich die Bosheit seiner Handlungsweise Euch gegenüber nicht verkenne, denn ich muß daran denken, daß, wäre er weniger ungerecht gewesen, hätte er Euch nicht durch seine Drohung, der die That gefolgt sein würde, gezwungen, Euch mit mir zu vermählen, mir nicht das Glück zu teil geworden wäre, Euch kennen zu lernen. — O des Jammers! daß dies Glück so kurz sein, daß die aufgehende Sonne es wie Nebel zerstreuen wird! Ich kenne jetzt Euer Leben; — vernehmt mein Elend."

Darauf erzählte sie Hußref Bey, daß sie mit ihrem dreizehnten Lebensjahre dem reichen, häßlichen, schwarzen Mustapha (Kara heißt schwarz) angetraut worden sei und nun seit fünf Jahren ein freudenloses, jammervolles Leben führe. Ihre Eltern wären bald nach ihrer Vermählung gestorben, nahe Verwandte, zu denen sie flüchten könnte, besäße sie nicht, und so sei sie wehrlos dem Jähzorn eines abscheulichen Mannes preisgegeben gewesen; zweimal habe er sie in einer Aufwallung blinder Wut ver-

ſtoßen, um ſich, nachdem er ſich beruhigt, von neuem mit ihr zu vermählen, und vor einigen Tagen ſei er wiederum ingrimmig auf ſie losgeſtürzt und habe ihr zugeſchrien: ‚Hebe dich fort von hier! Du ſollſt nie wieder vor meine Augen treten.‘ — Da ſei ſie entſchloſſen geweſen, ſich für alle Zeiten von ihm zu trennen und in der weiten fremden Welt den Frieden zu ſuchen, den ſie in ihrem Harem nicht gefunden hatte — und wäre es der Friede des Todes; aber Kara Muſtapha hätte ſchon nach wenigen Stunden ſeinen Jähzorn bereut und, noch ehe ſie Zeit gehabt, den Harem zu verlaſſen, ſeinen Freund, den Kadi, zu ihr geſandt, um ſie zu bewegen, unter den vom Koran gebilligten Bedingungen, zum letzten Male eine eheliche Verbindung mit Muſtapha einzugehen. Der Kadi habe ihr die Greuel, die Unruhe der Welt ſo dargeſtellt, daß ſich ihr Herz mit Grauſen davor gefüllt, er habe verſichert, der reuige Kara Muſtapha würde ihr in Zukunft ein milder, liebevoller Gebieter ſein, und ſo habe ſie, zu Tode geängſtigt, ſchließlich ihre Zuſtimmung dazu gegeben, einen Hüledſchi zu heiraten, ſich ſogleich wieder von ihm zu trennen und ſodann noch einmal die Gattin Kara Muſtaphas zu werden. „Aber ich kann ihn niemals lieben und ehren: er iſt zu häßlich und zu ſchlecht; und nun, nachdem ich Euch, Bey, kennen gelernt habe, erſcheint er mir noch abſcheulicher als zuvor. O, ich Unglückliche!“ So ſchloß Selihah ihre Erzählung, während der ſie oftmals bitterlich geweint hatte.

Hußref Bey kniete vor ihr nieder und ſagte: „O Herrin! Euer Glück mißt die Dauer des meinigen. Nie kann ich dieſe Stunde vergeſſen, aber um die Erinnerung

daran zur schönsten meines Lebens zu machen, flehe ich Euch um die Gnade an, Euren Schleier zu lüften."

Das that Selihah ohne weiteres, obgleich sie dabei heftig errötete, und Hußref Bey blickte in das lieblichste Gesicht, das er je gesehen hatte, und das ihm wie ein bleicher Mond erschien. Er konnte vor Entzücken kein Wort hervorbringen, aber seine Augen sprachen deutlich von der grenzenlosen Liebe, die für Selihah in ihm entflammt war. Sie erkannte dies wohl, und gleiche Gefühle für Hußref füllten ihr junges Herz. Das war der glücklichste, der erste glückliche Augenblick ihres Lebens: sie beugte sich sanft zu ihm, und er küßte ihr süßes Antlitz. — Da krähte der Hahn und erweckte die beiden unwirsch aus ihrem kurzen Liebestraum. Hußrefs Augen, die soeben noch in alles vergessendem Glück geleuchtet hatten, verfinsterten sich, und er versank in tiefe Nachdenklichkeit. Selihah blickte ihn scheu und aufmerksam an; nach kurzer Zeit sagte sie: „Gäbe es kein Mittel, das furchtbar drohende Unglück von uns Armen abzuwenden?"

Hußref antwortete kurz entschlossen: „Es giebt ein Mittel, und wir wollen es ergreifen. Ich verstoße dich nicht, ich entsage dir nicht, und so bleibst du nach göttlichen Satzungen meine Frau; sollte mich aber ein grausames Schicksal von dir trennen, so verweigerst du dem Kara Mustapha die Versöhnung, und er hat keine Gewalt mehr über dich."

Nun schien es einen Augenblick, als ob die beiden schönen Menschenkinder plötzlich aller Sorgen ledig geworden wären, so ruhig und liebevoll strahlten sich ihre Augen an; aber gleich darauf waren sie schon wieder

von dem Ernst ihrer bedrängten Lage durchdrungen, und da begannen sie in verständige Erwägung zu ziehen, was sie zu thun hätten, um sich daraus zu befreien.

Hußrefs Gelehrsamkeit war gering, doch hatte er als Knabe unter der umsichtigen Leitung seines Vaters eine sorgfältige Erziehung genossen, und der heilige Koran war ihm, in seinen Grundzügen wenigstens, vertraut. Selihah ihrerseits hatte als bereits zweimal geschiedene und wieder verheiratete Frau aus eigener Erfahrung und aus Unterhaltungen mit älteren Haremsdamen die Gesetze und Gebräuche kennen gelernt, welche die Beziehungen zwischen Mann und Frau sowie deren gegenseitige Rechte und Pflichten regeln, und so konnten sich die beiden ein klares Bild entwerfen, von ihrer gegenwärtigen Lage sowohl, wie von dem, was sie aller Wahrscheinlichkeit nach demnächst zu erwarten hätten. Es stand fest, daß sie nicht voneinander geschieden werden konnten, solange keines von beiden dem Gesetz eine Handhabe zur Scheidung bot, ebenso sicher war, daß Kara Mustapha seine Wiedervermählung mit Selihah nicht erzwingen konnte, daß eine solche Handlung im Gegenteil an der Weigerung seiner ehemaligen Gattin, sich noch einmal mit ihm zu vereinigen, scheitern mußte; andererseits war jedoch zu bedenken, daß Kara Mustapha, besonders dank des ihm gesicherten Beistandes des Kadi, wohl Mittel und Wege finden würde, Selihah in seinem Harem festzuhalten; that er dies, so mußte er jedoch auch gestatten, daß Hußref Bey dort ferner als sein Gast verweilte.

„Er wird auf alle Weise versuchen, mich zu kränken und zu demütigen," sagte Hußref, als die Unterredung

zwiſchen den beiden auf dieſen Punkt gelangt war; „er wird mir vielleicht nach dem Leben trachten.“

„Fürchtet in dieſer Beziehung nichts, mein Bey,“ entgegnete darauf die junge Frau. „Ihr habt Kara Muſtaphas Salz genoſſen, Ihr ſeid ſein Gaſtfreund. Er iſt jähzornig und grauſamen Herzens; aber er kennt das Geſetz und fürchtet es und wird es, auch mit tiefſtem Ingrimm in ſeiner ſchwarzen Seele, getreulich erfüllen. Dieſer Harem wird Euer Harem ſein, bis er mir — möge er es bald thun — geſtatten wird, ihn mit Euch zu verlaſſen.“

„Nun,“ ſagte Hußref, „ſo wollen wir unverzagt der Zukunft entgegenſehen. Was geſchrieben iſt, wird ſich erfüllen.“

In dem Augenblick, als er dieſe Worte geſprochen hatte, ließ ſich vom Minaret der nahen großen Moſchee Uludjami die ſchöne helle Stimme des Müeſin vernehmen, der die Gläubigen zum Frühgebet rief, und einige Minuten ſpäter trat eine Sklavin in das Gemach und meldete ihrer Herrin, Kara Muſtapha Effendi warte im Vorzimmer und laſſe Hußref Bey erſuchen, den Harem nunmehr zu verlaſſen.

Darauf gab Hußref den kurzen Beſcheid zurück, er ſei bereit, ſich ſofort aus dem Harem zu entfernen, aber nicht anders als in Geſellſchaft ſeiner ihm angetrauten Gemahlin Selihah Hanum.

Dieſe Antwort kam Kara Muſtapha vollſtändig unerwartet und ließ ihn einige Minuten ratlos, dann klopfte er ungeſtüm an die Thür des Gemachs, in dem ſich die Neuvermählten befanden, und deſſen Schwelle er nicht zu

überschreiten wagte, und rief mit barscher, zorniger Stimme: „Ich befehle dir, dich sofort aus meinem Harem zu entfernen, widrigenfalls ich dich gewaltsam daraus vertreiben werde.“

Hußref Bey trat an die Thür, und ohne sie zu öffnen, sagte er gelassen: „Bist du damit einverstanden, daß meine Frau und ich dies Gemach und dein Haus gleichzeitig verlassen?“

„Du allein hast zu gehen,“ rief Kara Mustapha mit bebender Stimme zurück,

„Ich bleibe,“ antwortete Hußref, „und erkläre dir hiermit bestimmt, daß ich auf mein Recht, dies Gemach als meinen Harem zu betrachten, nur unter der Bedingung verzichte, daß meinem Zusammenleben mit meiner Frau auch in Zukunft keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt werden, und wir beide gleichzeitig diesen Konak und diese Stadt verlassen dürfen. So will es das Gesetz! Und wenn du es nicht kennst, so begieb dich zu deinem Freund, dem Kadi Effendi, und laß dich des Richtigen belehren.“

Darauf vernahmen Hußref und Selihah, daß Kara Mustapha sich eilenden Schrittes entfernte. Eine halbe Stunde später trat die Sklavin wieder in das Gemach und bestellte, ein Gerichtsdiener befinde sich im Vorzimmer und lasse Hußref Bey mitteilen, daß er sogleich vor dem Kadi zu erscheinen habe.

Hußref Bey wußte, daß Widerstand gegen einen Befehl des mächtigen Kadi nur üble Folgen für ihn haben könnte. Er beeilte sich deshalb, dem Gerichtsdiener zu folgen, nachdem er von der weinenden Selihah Abschied genommen

hatte. Er hatte eine Liſt erſonnen, die er anwenden wollte, um ſich vor grauſamer Behandlung ſeitens des Kadi zu ſchützen.

Dieſer empfing Hußref mit zorniger Gebärde und verſuchte, ihn durch Drohungen einzuſchüchtern. Als er den Angeklagten endlich zu Worte kommen ließ, ſprach dieſer mit ruhigem Anſtand, der auf alle Anweſenden einen tiefen Eindruck machte, wie folgt: „Geſtattet mir, Herr Richter, meiner geſtrigen Erzählung über den mir zugeſtoßenen Unfall einige Worte über meine weiter zurückliegende Vergangenheit hinzuzufügen.“ Und darauf erzählte er von ſeinem Vater, von deſſen Tode und von der Gnade des Sultans gegenüber den Hinterbliebenen des Paſcha, auch daß der Großherr ihn ſelbſt empfangen und beſchenkt habe, erwähnte er. Dies alles entſprach der Wahrheit, aber nun fügte er ſeinem Bericht liſtig hinzu: „Da ich nach Eurer geſtrigen Rede, Kadi Effendi, befürchten mußte, daß Ihr meinen Worten keinen Glauben beimeſſen würdet, ſo habe ich in der vergangenen Nacht bereits ein Schreiben an den treuſten Freund meines verſtorbenen Vaters gerichtet, dieſem von Eurem Verdacht und den mir drohenden Martern geſprochen und ihn gebeten, eine glaubwürdige Perſönlichkeit nach Bruſſa zu entſenden, die vor Euch bezeugen könne, daß ich der Sohn Hamdy Paſchas und noch vor kurzem durch beſondere Gnadenbeweiſe von Seiner Majeſtät dem Padiſchah ausgezeichnet und beglückt worden bin. Ihr habt es in Eurer Gewalt, Kadi Effendi, durch Einziehungen von Erkundigungen in Konſtantinopel feſtzuſtellen, ob das, was ich Euch geſagt habe, wahr oder erlogen iſt. Einſtweilen

gedenket, daß für jede mir zugefügte Schmach Rechenschaft von Euch abgefordert werden wird."

Als Hußref Bey gesprochen hatte, versank der Kadi in tiefes Nachdenken. Schon die entfernte Möglichkeit, daß der Jüngling, den er gestern noch so verächtlich behandelt und mit Stockschlägen bedroht hatte, die Wahrheit gesprochen haben könne, barg für den Richter Gefahren, denen er sich nicht aussetzen wollte. Doch wußte er seine Besorgnis unter einer Miene gleichgiltiger Ruhe zu verbergen. Er bedeutete dem anwesenden Kara Mustapha durch ein Zeichen, sich ihm zu nähern, und flüsterte ihm leise zu: „Ich glaube, es ist am besten, wir finden uns mit diesem Landstreicher durch einen Vergleich ab, denn er hat es in seiner Macht, die Sache in die Länge zu ziehen. Seine ganze Haltung ist augenscheinlich auf eine Erpressung angelegt, und er wird der dafür verdienten Strafe nicht entgehen; einstweilen möchte ich Euch aber um Ermächtigung bitten, ihn durch eine größere Summe zu veranlassen, sich sofort von Selihah scheiden zu lassen."

„Gebt ihm, was er verlangt, wieviel es auch sein möge," antwortete Kara Mustapha ebenfalls leise, doch mit vor Zorn zitternder Stimme; „aber erkennt nun, weiser Kadi, daß ich recht hatte, als ich meine Bedenken über die Jugend und Schönheit des Hüledschi äußerte. — Ich war ein Thor, Eurem Rate zu folgen."

Der Kadi that, als überhörte er den beleidigenden Hohn, der in diesen Worten lag, denn er schuldete Kara Mustapha eine große Summe Geldes und konnte sich deshalb nicht mit ihm überwerfen. Er wandte sich, als

habe er nichts Beleidigendes vernommen, an Hußref Bey und ſagte: „Ich glaube deinen Worten nicht; aber eine nahe Zukunft wird lehren, ob ich mich geirrt habe. Die Antwort deines angeblichen Beſchützers kann in zwanzig Tagen hier eintreffen. So lange möge die Angelegenheit ruhen. Aber wehe dir, wenn ſich nach Ablauf jener Friſt herausſtellt, daß du gelogen haſt!“

Hußref Bey erkannte, daß es ihm gelungen war, den Kadi einzuſchüchtern, und antwortete dieſem trotzig: „Ich beanſpruche eine längere Friſt von Eurer Billigkeit, Kadi Effendi! Mein hoher Gönner könnte beim Eintreffen meines Schreibens abweſend von Stambul ſein, auch wird er eine vorſichtige Wahl bei der Entſendung des Mannes treffen wollen, der hier für mich zeugen ſoll. Gewährt mir vierzig Tage Zeit.“

„Sei es denn, vierzig Tage,“ willigte der Kadi ein, zum Erſtaunen Hußrefs und zum Ingrimm Muſtaphas. „Aber achte wohl auf meine Worte: trifft bis dahin kein Brief oder Zeuge für dich ein, die dich entlaſten, haſt du alſo gelogen, ſo ſollſt du am einundvierzigſten Tage, eine Stunde nach Sonnenaufgang, des Todes am Galgen ſterben, weil du das Verſprechen, das du mir und Kara Muſtapha gegeben, dich heute wieder von Selihah Hanum ſcheiden zu laſſen, gebrochen, weil du mich frech und trotzig belogen, die gottgefällige Wiedervereinigung zwiſchen Selihah und Kara Muſtapha verhindert und in dein Lügengewebe den geheiligten Namen des Kalifen einzuflechten gewagt haſt. Während jener vierzig Tage wirſt du außerhalb des von dir bewohnten Harems wie ein Gefangener überwacht und ein etwaiger Fluchtverſuch als ein volles Be-

kenntnis deiner Schuld von mir gedeutet und dementsprechend mit dem Tode bestraft werden. Dein Leben hängt also davon ab, ob es dir gelingt, dich vor Ablauf der gewährten Frist vor mir zu rechtfertigen. Darum laß deinem heutigen Brief sogleich einen zweiten folgen, in dem du deinem Freund meinen Beschluß mitteilst und ihn auf den Ernst deiner Lage aufmerksam machst."

Nach einer längeren Pause fuhr der Kadi fort: „Hast du deinem Gönner mitgeteilt, daß du dich für die Summe von zweihundert Pfund zum Hüledschi verdungen hast?"

„Nein," antwortete Hußref Bey mit zu Boden geschlagenen Augen.

„Für den Sohn eines verdienstvollen Pascha, für einen, der sich der besonderen Huld des Großherrn rühmt, muß es in der That nicht leicht sein, zu bekennen, daß er als Hüledschi Dienste geleistet hat. — Machst du dir klar, daß dies aber im Kreise deiner Verwandten und Freunde allgemein bekannt werden muß, wenn einer von ihnen hierherkommt, um dich durch deine Aussage von dem Verdachte zu reinigen, ein Lügner und Betrüger zu sein? Gelingt ihm das nicht, so bist du dem Tode verfallen, gelingt es ihm, so wirst du fortan als ‚Hußref Bey, der Hüledschi' leben müssen."

„Was Ihr auseinandersetzt, ist sehr traurig für mich," entgegnete Hußref; „aber ich muß es ertragen, wenn es mein Schicksal ist."

„Noch hättest du Zeit, dein Schicksal zu wenden."

„Dann wäre eben mein Schicksal weniger düster, als es meine kurzsichtigen Augen erkennen. Aber drückt Euch deutlicher aus, Kadi Effendi. Wie könnte ich ohne Hilfe

meiner Freunde aus der Lage befreit werden, in der ich mich befinde?“

Dieſe Frage war es, die der Kadi ſeit geraumer Zeit bemüht war, herbeizuführen. Er antwortete darauf in freundlichem Tone: „Es jammert mich, daß du zu Grunde gehen ſollſt, ſei es durch ſchimpflichen Tod oder ſchmähliches Leben, und ich will verſuchen, dich zu retten. Ich verzeihe dir die unehrliche Abſicht, den feierlichen Vertrag zu brechen, den du vor Zeugen geſtern mit Kara Muſtapha abgeſchloſſen haſt, ich will handeln, als ob ich deiner unwahrſcheinlichen Lebensgeſchichte Glauben beimäße, ich will dir ſtatt der verſprochenen zweihundert Pfund eine größere Summe, ich will dir fünfhundert Pfund ſchenken und eine Urkunde ausſtellen, daß dieſer Betrag auf ehrliche Weiſe in deinen Beſitz gelangt iſt. Damit wäre der Fleck, der jetzt, nach vieler Anſicht, auf deiner Ehre haftet, für immer ausgewiſcht. Hier iſt das Geld. Sage, daß du Selihah Hanum verſtößt, und verſchwinde. Meine volle Verzeihung und mein Segen begleiten dich!“

Bei den letzten Worten des Kadi hatte Hußref ſich emporgerichtet und ſtand jetzt mit blitzenden Augen vor dem falſchen Richter: „Nun und nimmer werde ich meine geliebte Frau verſtoßen, weder für fünfhundert noch für fünftauſend Pfund, noch für irgend einen Betrag, den Ihr mir anbieten könntet. Ich ſtehe ohnmächtig, arm und fremd vor Euch, aber ſtarke Freunde wachen über mich und werden Rechenſchaft fordern für jede Unbill, die Ihr mir etwa zufügen wollt.“

Damit entfernte ſich Hußref Bey gehobenen Hauptes,

als habe er einen Sieg errungen, während der bestürzte Kadi ihm ingrimmig nachblickte und in seinem Herzen Hußref Untergang schwor.

Selihah wartete bereits ungeduldig auf ihren Gemahl, als dieser wieder vor ihr erschien. Schon, daß er lebend und unversehrt war, erfüllte sie mit Freude; als sie hörte, sie könnte auf vierzig Tage ruhigen Zusammenseins mit dem Geliebten rechnen, vergaß sie zunächst alles andere, um nur an dies Glück zu denken. Im Laufe des Tages setzte Hußref ein langes Schreiben an einen alten Freund seines Vaters auf. Darin erzählte er, daß sein Leben von einem ungerechten Kadi bedroht werde, und bat, um seines Vaters willen, jemand nach Brussa zu senden, der ihn aus den Händen des gewaltthätigen, gewissenlosen Richters befreien könnte. Zum Schluß bezeichnete er genau den Tag, an dem er hingerichtet werden sollte, wenn es ihm nicht gelänge, rechtzeitig Beweise seiner Unschuld vorzubringen. — Der Brief war ein gewandtes Schriftstück, zugleich ehrerbietig und dringend, und Hußref zweifelte nicht, daß er die gewünschte Beachtung finden werde. Mit dieser trügerischen Hoffnung beruhigte er sein leichtes Herz und das Selihahs, und die beiden lebten nun mehrere Wochen sorgenlos in den Tag hinein, als sei ihr Glück ein gesichertes, das durch nichts getrübt werden könne.

Bei der strengen Überwachung Hußrefs, die der Kadi angeordnet hatte, war es diesem leicht geworden, den Brief, auf den die Neuvermählten ihre ganze Hoffnung setzten, zu unterschlagen. Er sollte seine Bestimmung niemals erreichen. Diese Gewißheit würde nun den er=

zürnten Kadi ermutigt haben, Hußref ſofort aus dem Wege zu räumen, hätte er nicht die Befürchtung gehegt, dem aufgefangenen Briefe wäre ein erſtes Schreiben an einen anderen einflußreichen Freund Hußrefs vorangegangen. Die Dienerſchaft Kara Muſtaphas hatte zwar übereinſtimmend erklärt, Hußref Bey habe den Harem zwiſchen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang nicht verlaſſen, aber der Kadi hatte in ſeiner langen Laufbahn als Richter ſo viele überraſchende Beiſpiele von Frauenliſt kennen gelernt, daß er der verliebten Selihah wohl zutraute, Mittel und Wege zu beſitzen, einen geheimen brieflichen Verkehr mit der Außenwelt aufrecht zu halten. Er nahm ſich deshalb vor, die öffentlich gewährte Friſt nicht zu verkürzen. Traf inzwiſchen der Zeuge für Hußrefs Unſchuld ein, ſo durfte ſich der Kadi den Anſchein geben, als langmütiger Richter, mit Klugheit und Geduld, nach der Wahrheit geforſcht zu haben; blieb der Zeuge aus, ſo war dies ein Beweis, daß Hußref von allem verlaſſen, hilflos ſei ſich zu retten, machtlos, dem Kadi zu ſchaden. Dann ſollte er ſterben. Der Kadi war ſich, nachdem er Hußrefs Brief an den Freund ſeines Vaters geleſen hatte, wohl bewußt, mit Hußrefs Hinrichtung eine grauſame Ungerechtigkeit zu begehen, aber das kümmerte ihn nicht. Zunächſt war er bedacht, ſich ſelbſt nicht in Gefahr zu bringen, und darum hatte er Hußref Bey eine Friſt von vierzig Tagen gewährt, ſodann legte er aber den größten Wert darauf, Kara Muſtapha, ſeinen Gläubiger, wieder zu verſöhnen, und das hoffte er am leichteſten zu erreichen, indem er deſſen Zorn das Leben des armen Hußref Bey opferte.

Nachdem zwanzig Tage dahingegangen waren, wurde

die Freude etwas getrübter, in der Hußref und Selihah während dieſer Zeit gelebt hatten. Mit Unruhe und wachſender Sorge erwarteten ſie Antwort auf Hußrefs Schreiben, und als Tag auf Tag verſtrich, ohne ſie ihnen zu bringen, fingen ſie an verſchiedene Pläne zu ſchmieden, wie ſie ſich dem nun ſchnell nahenden ſchweren Verhängnis entziehen könnten, das ihr Glück zu zerſtören drohte. Aber dieſe Pläne liefen ſchließlich immer auf dasſelbe hinaus: auf Flucht aus dem Harem, — und die ſchien, für Selihah wenigſtens, unmöglich zu ſein. Hußref konnte den Konak ungehindert zu jeder Stunde des Tages und der Nacht verlaſſen, ſo daß der Gedanke in ihm aufſtieg, der Kadi ſowohl wie Kara Muſtapha würden es vielleicht ganz gern ſehen, wenn er von der ihm gewährten Freiheit Gebrauch machte, um aus Bruſſa zu verſchwinden; aber Selihah wurde auf Schritt und Tritt überwacht, und da die geſamte Dienerſchaft im Solde Muſtaphas ſtand, und weder Selihah noch ihr Gemahl Mittel beſaßen, irgend ein Mitglied des Hausſtandes zu beſtechen, ſo erſchien jeder Fluchtverſuch von Anfang an beſtimmt zu ſcheitern. Innerhalb des Harems konnte ſich jedoch das junge Paar in aller gebräuchlichen Freiheit bewegen, und Kara Muſtapha zeigte ſich ernſtlich bemüht, in aufmerkſamer Weiſe für das Wohl ſeiner Gäſte zu ſorgen. Ihre Tafel war gut beſetzt, die Sklavinnen erwieſen ſich in ehrerbietiger Weiſe dienſtbereit und hatten ihnen ſogar, auf Befehl ihres Herrn, verſchiedene Muſikinſtrumente gebracht, damit ſich die Liebenden die lange Zeit durch Spiel und Geſang vertreiben könnten. Das geſchah häufig, und da Selihah mit großer Fertigkeit die Laute ſchlug, während Hußref

Bey eine klare, angenehme Stimme hatte, so konnte Kara Muſtapha faſt jeden Abend vernehmen, wie ſeine Gäſte ſich in harmloſer Weiſe zu vergnügen ſchienen. Das ſteigerte noch ſeine Wut gegen Hußref Bey, und mit erdfahlem Geſicht und zornig blitzenden Augen lauſchte er der Muſik, die aus ſeinem Harem erſcholl. Aber die Furcht vor den heiligen Geſetzen hielt ihn von jeder Gewaltthat, auch von einem heimlichen Anſchlag auf das Leben ſeines verhaßten glücklichen Nebenbuhlers zurück. Er zählte mit derſelben Aufmerkſamkeit wie Hußref die Tage, die dieſen von ſeinem Schickſal, ihn ſelbſt von ſeiner Rache trennten. Und ſo kam und ging der dreißigſte Tag von der Hußref gewährten Friſt.

Am Abend dieſes Tages, drei Stunden vor Sonnenuntergang, als Hußref und Selihah wieder einmal verſuchten, ihre nagende Unruhe durch Spiel und Geſang zu verſcheuchen, hörten ſie plötzlich den langgezogenen, wilden Schrei, der den Ausbruch einer Feuersbrunſt anzeigt: „Yangyn war! Yangyn war!“

„Das Feuer muß in der Nähe ſein,“ ſagte Selihah, „denn der Ruf in unſerer Straße iſt der erſte, den ich vernehme.“

„Ich werde dir darüber ſogleich Nachricht bringen,“ entgegnete Hußref und entfernte ſich.

Als er die Straße betreten hatte, ſah er, daß das Feuer in einer benachbarten engen Gaſſe ausgebrochen war. Die Flammen ſchlugen lichterloh aus den Fenſtern eines alten hölzernen Gebäudes, und noch waren nur einige hilfloſe, ſchreiende Hausbewohner und müßige Zuſchauer aus der Nachbarſchaft zur Stelle, um dem Feuer

Einhalt zu thun. Hußref eilte auf die Brandstätte, aber noch ehe er dort angelangt war, vernahm er herzzerreißendes Schreien und Jammern, und bald erblickte er an einem Fenster, das die Feuersbrunst jeden Augenblick zu erreichen drohte, eine Frau, die in ihren Armen ein kleines Kind hielt und flehte, man möchte es vom Flammentode retten. Hußref wollte sich ins Haus stürzen, um der Unglücklichen zu Hilfe zu kommen, aber die Anwesenden schrien ihm zu, die Treppe brenne bereits. „Eine Leiter!“ rief er darauf. „Schnell eine Leiter!“

„Wer jenes Fenster noch erreichen will, ist des Todes,“ hörte Hußref in seiner Nähe sagen; aber er achtete nicht darauf und wiederholte mit lauter gebieterischer Stimme: „Eine Leiter!“

Man schleppte eine herbei. Die Hitze war bereits furchtbar geworden, und die Flammen fingen an, das Fenster zu belecken, an dem die Frau mit ihrem Kinde stand; Hußref jedoch schwang sich unverzagt in die Höhe, barg das Kind, das ihm die Mutter anvertraute, unter seinen schützenden Kaftan, war der Frau behilflich, festen Fuß auf der Leiter zu fassen, und alle drei erreichten glücklich den Boden. Dort warf sich die Frau zur Erde, um Hußrefs Füße zu küssen, als dieser ihr das Kind zurückgegeben hatte. Die Umstehenden riefen laut: „Das war wohlgethan, Jüngling! Gott wird es dir lohnen.“

Hußref trat bescheiden zurück und wollte sich wieder zu Selihah begeben, um diese zu beruhigen, falls die Nähe der Feuersbrunst sie beängstigen sollte, als er in einem Thorwege, dem brennenden Hause schräg gegenüber, zwei Derwische erblickte. Sie begrüßten ihn, und der eine

ſagte: „Wir haben uns deines Mutes und deiner Beſonnenheit gefreut. Wie heißt du, mein Sohn, und wo wohnſt du? Wir möchten nach dem, was wir ſoeben geſehen haben, mehr von dir erfahren.“

„Mein Name iſt Hußref, ehrwürdiger Derwiſch, und ich bewohne jenen Konak.“ Damit zeigte der Angeredete auf Kara Muſtaphas Haus.

„Iſt das nicht das Haus des reichen Muſtapha?“ ſprach der zweite Derwiſch. „Und wärſt du etwa einer ſeiner Anverwandten oder Diener?“

„Ich bin weder das eine noch das andere,“ antwortete Hußref mit einiger Verlegenheit; „und was ich bin, könnte ich euch nicht in wenigen Worten ſagen. Wollt ihr mir aber folgen, ſo bin ich gern bereit, euch in den von mir bewohnten Räumen Rede und Antwort zu ſtehen.“

In demſelben Augenblick erſcholl wildes Schreien und Rufen vom Ende der Gaſſe, und eine Schar halbnackter Tolumbadſchi (Spritzenleute) kam dahergeſtürzt, um nach ihrer Art zu retten und zu rauben.

„Verhaltet euch ruhig, bis die Leute an uns vorüber ſind,“ ſagte Hußref zu den Derwiſchen. „Ihr könntet ſonſt umgeworfen und verletzt werden, denn die Tolumbadſchi blicken in dieſem Augenblick nur nach dem Feuer und bemerken nicht, was auf der Straße vorgeht, wo ihnen jedermann ausweichen ſoll.“

Die Derwiſche drückten ſich gegen die Mauer, und Hußref pflanzte ſich mit ausgebreiteten Armen vor ihnen auf, um ſie vor dem erſten Anprall der wie blind heranſtürmenden Schar zu ſchützen. Als dieſe vorübergeeilt war, ſprach der größere von den beiden Derwiſchen, der-

ſelbe, der Hußref zuerſt angeredet hatte: „Auch das war wohlgethan, mein Sohn! Ohne deinen ſtarken und gewandten Schutz wäre uns vielleicht ein Leides geſchehen. Wir folgen dir jetzt um ſo bereitwilliger, als wir erfahren möchten, wem wir zu Danke verpflichtet ſind.“

Die drei traten darauf in Kara Muſtaphas Konak, und Hußref führte ſeine beiden Gäſte in den Harem, nachdem ſich Selihah auf ein Zeichen von ihm in ein Nebengemach zurückgezogen hatte. Der Kapudſchi (Pförtner) lief indeſſen zu ſeinem Herrn und meldete ihm, daß Hußref in Begleitung zweier Derwiſche eingetreten ſei. Kara Muſtapha befahl, daß alles zu ihrer Bewirtung Nötige angeordnet werden ſolle, und verbarg ſich ſodann in einem Zimmer, von dem aus er die Thür zum Harem überwachen konnte. Sein Argwohn ließ nämlich die Befürchtung in ihm aufſteigen, die Derwiſche könnten Freunde Hußrefs und dieſem behilflich ſein wollen, Selihahs Flucht aus dem Harem zu bewerkſtelligen. Als eine Sklavin ihm meldete, dieſe habe ſich in ihr Schlafgemach zurückgezogen, und die drei Männer ſäßen allein und unterhielten ſich, wurde er ruhiger; doch verharrte er auf ſeinem Beobachtungspoſten, bis die beiden Fremden, von Hußref bis zur Thür geleitet, den Konak verlaſſen hatten. Während der langen Unterredung zwiſchen Hußref und den Derwiſchen hatte beſonders der eine der Mönche eine ſo rege Teilnahme an den Schickſalen ſeines Wirtes erkennen laſſen, daß dieſer, indem er auf die an ihn gerichteten Fragen eingehend antwortete, zuletzt ſeine ganze Lebens- und Leidensgeſchichte erzählt hatte. Er ſchloß ſie mit den Worten: „In neun Tagen wird ſich nun

mein Schicksal entscheiden. Es erscheint mir düster und hoffnungslos, denn der Freund, auf dessen Unterstützung ich gerechnet hatte, kommt mir nicht zur Hilfe, und der Feind, der mein Leben in seiner Gewalt hält, will meinen Untergang."

„Du sollst nicht kleinmütig sein," sagte darauf der Derwisch. „Gott, der die Wunder in seiner Hand hält, kann dich retten; und gegen seinen Willen hat kein Feind Gewalt über dein Leben."

„Ihr habt recht, frommer Derwisch," entgegnete Hußref, „verzeiht meine Schwäche. Ich werde fortan stark sein. Was geschrieben steht, wird sich erfüllen, und auch das Schlimmste muß vorübergehen."

„Allah allein ist ewig und allmächtig." Mit diesen Worten, die der große Derwisch gesprochen hatte, grüßten er und sein Gefährte ihren Wirt, und beide entfernten sich darauf feierlichen Schrittes.

Dank der Ermahnungen des frommen Mönchs verlebte Hußref Bey die nächsten Tage in ruhiger Ergebung in sein Schicksal, obgleich er jede Hoffnung aufgegeben hatte, daß ihm noch Hilfe aus Konstantinopel kommen würde. Selihah weinte viel und bitterlich und wiederholte oftmals, daß sie nur einen Trost habe, den, auch sie werde sterben, entrisse man ihr den geliebten Gatten.

Am einundvierzigsten Tage erhob sich Hußref schon vor Sonnenaufgang, und sobald der Müesin zum Gebet gerufen hatte, vollzog er sorgfältig die gebräuchlichen Waschungen und verrichtete andächtig die vorgeschriebenen Gebete. Dann, zum Tode vorbereitet, ließ er sich nieder, und die Augen zu Boden geschlagen, erwartete er das

Nahen seiner Feinde. Selihah, die ihren Schmerz nicht bewältigen konnte, hatte sich in ein Nebengemach zurückgezogen, wo sie ihren Thränen freien Lauf ließ.

Da vernahmen Hußref und Selihah das schnelle Herannahen mehrerer Reiter, die vor dem Konak Halt machten.

„Sie kommen, um mich zum Tode zu führen," sagte Hußref leise vor sich hin. Er war bleich geworden und blieb unbeweglich sitzen.

Selihah dagegen war ans Fenster getreten und erblickte durch das Gitter einen schwarzen Reiter auf kostbar gezäumtem Tier, der von sechs berittenen Soldaten in der Uniform der Leibgarde des Wali gefolgt war. Der schwarze Reiter hatte aus einer ledernen Tasche, die an seiner Seite hing, zwei große Schreiben gezogen und rief nun mit lauter Stimme: „Auf Befehl meines allergnädigsten Herrn, des Padischah: ein Schreiben für den ehrenwerten Hußref Bey, den Sohn Hamdy Paschas, und ein zweites Schreiben für Kara Mustapha Effendi!" Hußref sprang in die Höhe. Seine Kniee zitterten, denn er war nur auf das Schlimmste vorbereitet gewesen, und die neue Hoffnung, die nun in seinem Herzen erweckt wurde, überwältigte ihn. Schwankenden Schrittes trat er in das Vorzimmer, um dort alsbald ein Schreiben in Empfang zu nehmen, das ihm ein Soldat, einer der Begleiter des schwarzen Reiters, mit ehrerbietigem Gruß überreichte. Hußref erbrach es. Die Schrift schwamm vor seinen Augen. Als er die wenigen Zeilen endlich entziffern konnte, las er: „Im Namen Allahs! Dein Mut und dein Gottvertrauen sind belohnt. Begieb dich zum Wali."

Und darüber stand die Tughra, das Ehrfurcht gebietende Namenszeichen des Sultans!

Hußref, dessen Gliedmaßen plötzlich so leicht geworden waren wie die eines Vogels, eilte in das Gemach, in dem Selihah ihn erwartete. Er küßte ihr bleiches Antlitz und sagte: „Gelobt sei Allah! Wir sind gerettet!“ Darauf begann die Frau noch heftiger zu weinen als zuvor; aber ihre Thränen waren Thränen des Glücks. Hußref selbst begab sich mit dem Soldaten, der ihn im Vorzimmer erwartete, auf die Straße und bestieg dort, nachdem er den schwarzen Ritter begrüßt hatte, ein edles Roß, das ihm vorgeführt wurde und ihn in wenigen Minuten nach dem Palast des Wali trug.

Der hohe Beamte erwartete ihn bereits und trat ihm huldreich entgegen. Er führte Hußref an einen Diwan nötigte ihn, sich dort niederzulassen, und begann dann zu sprechen. Seine Stimme klang Hußref eigentümlich bekannt, und bald ward es ihm zur vollständigen Gewißheit, daß er sich vor dem kleineren der beiden Derwische befand, mit denen er vor zehn Tagen die lange Unterhaltung gehabt hatte, aus der er beruhigt und gestärkt hervorgegangen war. Der Wali eröffnete Hußref Bey, daß er das Glück gehabt habe, die gnädige Aufmerksamkeit des Großherrn auf sich zu lenken. Er solle sich nun nach Stambul begeben und sich dort beim ersten Kammerherrn Seiner Majestät anmelden lassen; von diesem würde er erfahren, was weiter über ihn verfügt sei. Es wären bereits alle Anordnungen getroffen, damit er den Weg nach Stambul in würdiger Weise zurücklegen könne, und im Harem würde er vier

Sklavinnen vorfinden, die der Sultan seiner Gemahlin zum Geschenk mache, und die ihre neue Gebieterin nach Konstantinopel begleiten sollten. Kara Mustapha sei von dem, was er zu wissen nötig habe, unterrichtet. — Sodann übergab der Wali dem glücklichen Hußref eine größere Summe Geldes, die dazu verwandt werden sollte, die Dienerschaft im Konak Mustaphas für die Mühewaltung, die ihnen die Anwesenheit Hußrefs verursacht hatte, reichlich zu belohnen, und entließ den Bey mit frommen Wünschen für sein künftiges Wohlergehen.

In Stambul wurde Hußref Bey mit der ausgezeichneten Aufmerksamkeit empfangen, die man bei Hofe den besonderen Günstlingen des Sultans zuwendet. Der erste Kammerherr führte ihn nach einem vollständig eingerichteten Konak, den ihm der Sultan zum Geschenk machte, und verkündete ihm gleichzeitig seine Ernennung zu einer seinem Alter entsprechenden Stellung am großherrlichen Hofe. Als Hußref fragte, ob es ihm gestattet wäre, dem Padischah zu danken, antwortete der Kammerherr, der Sultan habe darüber nichts bestimmt und betrachte es wohl als selbstverständlich, daß er in Hußref Bey einen getreuen und dankbaren Diener finden werde.

„Ich werde ihm dankbar und treu sein bis zu meinem letzten Atemzuge," sagte Hußref bis zu Thränen ergriffen, „und ich bitte Euch, Pascha, der Ihr das Glück habt, ihm nahen zu dürfen, Seiner Majestät dies sagen zu wollen."

„Es soll geschehen," entgegnete der erste Kammerherr.

Der Kadi von Brussa, der im Laufe einer gegen ihn eingeleiteten strengen Untersuchung der Bestechlichkeit, Un-

gerechtigkeit und anderer ſchwerer Miſſethaten überführt werden konnte, wurde ſeines Amtes entſetzt und auf eine Inſel verbannt. Seitdem war er verſchollen.

Kara Muſtapha wurde nicht verfolgt, ja man gab ihm ſogar zu wiſſen, es werde gnädigſt anerkannt, daß er, trotz ſeines Haſſes gegen Hußref Bey, dieſem gegenüber alle Pflichten der Gaſtfreundſchaft getreulich erfüllt habe. Aber der Unglückliche wurde des Lebens überdrüſſig, ſei es, daß er den Verluſt der ſchönen Selihah nicht verſchmerzen konnte, ſei es aus andern Gründen, die nicht bekannt geworden ſind. Er gab ſich den Tod in grauſamer Weiſe, wahrſcheinlich in der Hoffnung, durch die entſetzlichen Schmerzen, die er ſelbſt ſich bereitete, die Höllenqualen zu mildern, die den Selbſtmörder erwarten. Er verſchluckte zerhacktes Gold, das ihm die Eingeweide zerriß und ſein Blut vergiftete, und er ſtarb, nachdem er ſich zwei Tage lang in unſagbaren Schmerzen gewunden hatte.

Hußref Bey blieb drei Jahre lang anſcheinend unbeachtet bei Hofe, aber er war im geheimen überwacht, und der Sultan kannte genau das Leben, das ſein neuer Günſtling führte, und die Dienſte, die er leiſtete. Nachdem Hußref mit Ehren aus der dreijährigen Prüfung hervorgegangen war, und nicht mehr bezweifelt werden konnte, er habe ſeinem ehemaligen Leichtſinn entſagt, wurde er in Gnaden vom Sultan empfangen und in raſcher Aufeinanderfolge mit immer wichtigeren Poſten betraut, bis er die Stellung erreichte, in der ſein Vater ſo Erſprießliches geleiſtet hatte; auch Hußref, der bei der Gelegenheit zum Paſcha ernannt wurde, zeichnete ſich in derſelben in hervorragender Weiſe aus. Nach dem Tode des Sultans zog er ſich vom öffent-

lichen Leben zurück. Er ſtarb hochbetagt, von allen, die ihn gekannt hatten, verehrt, von Hunderten von Armen, deren Wohlthäter er geweſen war, betrauert. Seine Gemahlin Selihah, obgleich mehrere Jahre jünger als er, war ihm im Tode vorangegangen. Sie hatte während ihres ganzen Lebens in unverbrüchlicher Treue und Verehrung an ihm gehangen als an ihrem geliebten Gemahl und Befreier aus der Knechtſchaft Kara Muſtaphas.

Die Prinzessin Djevherli Hanum.

Vor vielen Jahren lebte in Stambul ein schöner junger Mann namens Atta, dem Tausende und Abertausende, von denen er selbst nur eine geringe Anzahl kannte, wie einem Freunde zugethan und zu Diensten waren. Er hatte nämlich die schönste Stimme, die je gehört worden war, und wenn er sang und dazu mit unübertrefflicher Kunst die Laute schlug, so waren alle, die ihm verwundert und entzückt lauschten, wie im Banne einer höhern Kunst: bei seinen traurigen Weisen war es, als müßte ihnen die Brust zerspringen vor unbeschreiblichem Sehnen nach dunkel geahntem oder hoffnungslos verlorenem Glück; und ließ er ein lustiges Lied erschallen, so wurden die Herzen leicht und jubelten, und Augen und Mund lachten. Er war ein großer Künstler, geschaffen, die Menschen zu rühren und zu beglücken, und er erkannte die Größe seiner göttlichen Begabung; doch war er nicht glücklich, und in dem kleinen Hause, das er mit seiner verwitweten Mutter bewohnte, zeigte er sich von so trübem Sinne befangen, daß die alte Frau für das Leben ihres geliebten Kindes zu fürchten begann. Sie bestürmte Atta deshalb mit Fragen, was ihm fehle, aber

er gab ihr wortkargen Beſcheid, und es dauerte lange Zeit, ehe ſie aus ſeinen kurzen Antworten einen Einblick in ſein Herz gewinnen konnte. Als ſie es endlich erkannt hatte, wurde ſie ſehr traurig, denn ſie ſah wohl, daß es ihr nicht möglich ſein würde, ihrem Sohne zu helfen, ihn froh und zufrieden zu machen. — Atta war nicht eitel, dagegen verzehrten ihn Stolz und Hochmut. Der Beifall, mit dem man ihn als Sänger und Schauſpieler überſchüttete, ekelte ihn an. Gute Komödianten waren beliebt, aber ſie ſtanden niedrig in der Achtung der Vornehmen, und Atta dürſtete nach der Gemeinſchaft mit den Beſten des Landes. Als Sänger war er überall willkommen; hätte er um eine Anſtellung als Beamter werben wollen, ſo würde man ihm lächelnd den Rücken gekehrt haben. Deshalb beſchloß Atta, ſich von der Welt zurückzuziehen und, außer mit ſeiner Mutter, mit niemand mehr zu verkehren.

Um dieſelbe Zeit lebte in einem großen Palaſte, in der Nähe des Schloſſes der Sieben Türme ein reicher vornehmer Paſcha, dem das Glück jahrelang gelächelt, den es dann aber plötzlich verlaſſen hatte. Er war als junger Offizier in den Krieg gegen die Ungarn gezogen und hatte ſich während desſelben durch Umſicht und Tapferkeit ſo ſehr ausgezeichnet, daß ſein Ruhm bis zu den Ohren des Sultans gedrungen war. Dieſer hatte ihn zu ſeinem Adjutanten ernannt, nach Beendigung des Feldzuges in ſeiner nächſten Umgebung behalten und ſchnell von Rang zu Rang vorrücken laſſen, ſo daß, als zehn Jahre ſpäter ein neuer Krieg ausbrach, der noch junge Paſcha an der Spitze einer großen Armee gegen den

Feind ausgesandt wurde. Bald darauf war diese Armee, auf die der Sultan all seine Hoffnungen gesetzt hatte, aufs Haupt geschlagen, und der Pascha als Kriegsgefangener nach Wien abgeführt worden. Dies rettete dem unglücklichen General das Leben, denn der erzürnte Padischah würde ihn zu schmählichem Tode verurteilt haben, wäre er in seine Hände gefallen. Nach Abschluß des Friedens wurden alle Kriegsgefangenen freigelassen, und da der letzte Sultan, aus Kummer über seine Niederlagen im Felde, gestorben war, und sein Nachfolger sich denjenigen gegenüber, die den unglücklichen Krieg geführt hatten, zu besonderer Gnade geneigt zeigte, so war es auch dem Pascha ohne Gefahr für sein Leben gestattet, nach Stambul zurückzukehren, und sich in seinem Konak niederzulassen. Aber seine Versuche, sich dem neuen Herrscher zu nähern, scheiterten an dessen persönlicher Abneigung allen denen gegenüber, die sich zu irgend einer Zeit der besonderen Gunst seines Vorgängers zu erfreuen gehabt hatten. — Der Pascha besaß noch einige alte Freunde bei Hofe und in der Armee. Sie besuchten ihn heimlich und empfahlen ihm an, sich in keiner Weise bemerkbar, vielmehr womöglich vergessen zu machen, denn seine Reichtümer könnten doch für diesen oder jenen eine starke Versuchung sein, und ein Vorwand, ihn aus der Welt zu schaffen, würde mit Leichtigkeit gefunden werden, sobald er aus der strengsten Zurückgezogenheit hinausträte. Der Pascha würdigte die Weisheit dieser freundschaftlichen Ratschläge und lebte seitdem innerhalb der Mauern seines Konak wie in einem Gefängnis. Ein Freund, der ihm vor allen treu geblieben war, hielt ihn von den Vorgängen

in Stambul und am Hofe unterrichtet. So erzählte er ihm eines Tages, es habe sich bereits Gelegenheit geboten, seinen Namen vor dem Sultan auszusprechen, seine Klugheit und Tapferkeit zu rühmen und ihn, nicht etwa als einen Günstling des verstorbenen Sultans, sondern als ein verschwiegenes Opfer der Untüchtigkeit und der Launen desselben darzustellen: die große Schlacht sei verloren worden, weil man dabei nicht nach den Anordnungen des Generals, sondern den entgegengesetzten Befehlen des Großherrn vorgegangen sei. — Der Sultan, setzte der Freund hinzu, scheine dieser Auffassung zuzuneigen, und der Pascha solle deshalb guten Mutes sein, er dürfe hoffen, demnächst wieder in Gnaden bei Hofe aufgenommen zu werden.

Aber Wochen, lange Monate gingen dahin, ohne daß der Pascha durch ein Zeichen kaiserlicher Huld beglückt worden wäre, tiefe Schwermut bemächtigte sich seiner, und der Freund bemühte sich vergeblich, ihn seiner trüben Stimmung zu entreißen. Der Pascha klagte nicht, er ertrug sein Schicksal mit Ergebung, aber das Leben hatte seinen Wert für ihn verloren, und er wünschte sich den Tod herbei als Erlöser von einem armseligen Dasein. Da kam dem sorgenden Freund der Gedanke, dem Pascha innerhalb seines öden Konak noch andere Zerstreuung zu verschaffen, als ihm die Gemahlin, obgleich sie eine schöne und tugendhafte Frau war, gewähren konnte. Er erinnerte sich, mit welchem Vergnügen er selbst oftmals den Liedern Attas gelauscht hatte, und er beschloß, ihn zum Pascha zu bescheiden, damit er ihn zerstreue und aufheitere. Er entsandte deshalb einen Boten an den Sänger,

der diesem zwanzig Muradiéh (etwa 80 Mark) überbrachte und den Auftrag seines Herrn ausrichtete: Atta solle sich mit seiner Laute zum Pascha begeben und ihm bis auf weiteres zu Diensten sein; hielte ihn dieser länger als eine Woche zurück, so würde Atta dafür gebührend belohnt werden. — Der Sänger fühlte sich tief gekränkt durch diesen Befehl und ließ dem Freunde des Paschas zurücksagen, er sei kein Sklave, im Reiche hätte nur der Sultan das Recht, ihm Befehle zu erteilen, und er weigere sich, auf Geheiß eines anderen zum Pascha zu gehen, um vor diesem seine Künste zu üben.

Der Freund erkannte, daß er einen Fehler begangen hatte, und wenn er auch in seinem Herzen über die Unverschämtheit des Komödianten zürnte, so war doch seine Liebe zum Pascha stärker als sein Unmut gegen Atta, und er suchte diesen sofort auf, um sein Anliegen, diesmal in höflicher Form, zu wiederholen und demselben durch ein größeres Geldgeschenk Nachdruck zu verleihen. Als er aber den Sänger sah, und dessen Augen von derselben tiefen Traurigkeit verschleiert fand, die ihn bei dem Pascha betrübte, da erkannte er, daß er weder durch Geld noch durch Höflichkeit Einfluß auf Attas Entschließungen ausüben würde, und daß er sich bemühen müsse, das Herz des traurigen Mannes durch Sanftmut zu gewinnen. Er entschuldigte deshalb zunächst die Art, wie sein Auftrag überbracht worden sei, und schrieb dies der Ungeschicklichkeit und dem Unverständnis seines Boten zu. Dann sagte er:

„Ich sehe wohl, daß Ihr nicht zum Singen und Spielen aufgelegt sein könnt. Sagt mir, Atta-Bey, was betrübt Euch?“

Der Sänger ſchüttelte das Haupt: „Was würde es nützen, wenn ich Euch mein Unglück klagte? Ihr würdet mir nicht helfen können. Mir kann niemand helfen.“

„Allah kann Euch helfen,“ ſagte der Freund des Paſcha.

Atta nickte fromm zuſtimmend, aber er antwortete nicht.

„Ich habe einen Freund,“ fuhr der andere fort, „der ebenſo traurig iſt wie Ihr erſcheint. Ich hätte gewünſcht, Ihr beſuchtet ihn, um ſeinen Schmerz zu zerſtreuen — nicht als bezahlter Künſtler, ſondern als Freund. Ihr würdet ein gottgefälliges Werk thun.“

Atta blieb ſtumm.

„Ihr ſagtet ſoeben, niemand könne Euch helfen, und ich erwiderte darauf, Allah könne helfen. Ihr habt im heiligen Koran geleſen: ‚Seid freundlich, denn Gott liebt die Hochmütigen und Stolzen nicht; wer aber um Gottes Willen eine gute Handlung thut, dem wird ſicherlich köſtlicher Lohn werden.‘ — So ſeid denn freundlich und thut um Gottes Willen eine gute Handlung. Er wird es Euch lohnen, er kann Euch helfen.“

Die Worte drangen zum erſten Male tief in Attas Seele, obgleich er ſie früher ſchon geleſen hatte. Er wußte, daß er ſtolz und hochmütig war.— Alſo deshalb wurde er von Gott nicht geliebt! — „So will ich um Gottes Willen thun, was Ihr von mir verlangt,“ ſagte er leiſe, und nachdem er die Mutter von ſeinem Entſchluß benachrichtigt hatte, nahm er ſeine Laute und folgte dem Fremden nach dem Hauſe des Paſcha. Dieſer, der von ſeinem Freunde verſtändigt worden war, daß Atta nicht als bezahlter

Sänger zu ihm komme, sondern ihm nur einen artigen und hoffentlich erfreulichen Besuch machen wolle, begrüßte seinen Gast, wie einen Gleichgestellten, mit großer Höflichkeit, und Atta, der in diesem Empfang seitens des vornehmen Pascha einen Beweis erblicken zu können glaubte, daß seine gute That bereits Lohn ernte, war bemüht, sich von seiner besten Seite zu zeigen, und erbot sich alsbald, dem Pascha etwas vorzusingen. Der Pascha nahm dies dankend an. Atta sang ein altes, trauriges Lied, in dem ein Verbannter das verlorene Vaterland betrauert. Er sang mit solcher Innigkeit, daß ihm selbst Thränen in die weitgeöffneten Augen traten; der Pascha bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen und weinte. — Als Atta geendet hatte, wurde es still, und in dieser Stille erholte sich der Pascha langsam von der Rührung, die ihn übermannt hatte. Dann sagte er:

„Es ist mir, als wäre ein Eisblock geschmolzen, den ich in meiner Brust trug. Du hast mir unendlich wohl gethan. Ich danke dir. Möge Gott es dir lohnen.“ Darauf zog er einen kostbaren Ring von seinem Finger und gab ihn an Atta: „Nimm diesen Ring,“ sagte er dazu, „als ein Andenken an die Stunde, in der du mich dem Leben wiedergegeben hast.“

Der Sänger verblieb im Konak des Pascha, und dieser genas in seiner Gesellschaft. Atta selbst fühlte sich wie zu neuem Leben erwacht. Seine erloschenen Augen gewannen den Glanz der Jugend und Gesundheit wieder, und aufrecht und stolz, ein Bild männlicher Kraft und Schönheit, schritt er einher in dem Bewußtsein, der Freund des Pascha zu sein. Dieser schloß ihn wie einen Sohn

in sein Herz und machte dies so offenkundig, indem er befahl, die ganze Dienerschaft solle in Zukunft Atta gehorchen, wie ihm selbst, daß die Frau des Pascha von Eifersucht erfaßt wurde, denn sie meinte, der Fremdling habe ihr die Liebe des Gatten geraubt. — Sie brütete, was sie wohl thun könne, um die beiden von einander zu trennen, den fremden Eindringling aus dem Konak zu vertreiben und den Pascha in ihre Arme zurückzuführen.

Es war zur Ramesan-Zeit. — Als das Bairam-Fest nahte, kündigte Atta dem Pascha an, er wünsche seine Mutter, die er seit zwei Monaten nicht gesehen hatte, auf einige Tage zu besuchen. Der Pascha konnte sich dem nicht widersetzen, nur bat er Atta, ihn nicht zu lange allein zu lassen. „Deine Lieder und deine Erzählungen sind mir nötig wie mein Atem," sagte er. „Wenn sie mir fehlen, fühle ich mich beklommen, und die Schwermut, die du verscheucht hast, droht sich meiner wieder zu bemächtigen."

Atta versprach, in einer Woche, drei Tage nach dem Bairam-Feste, zum Pascha zurückzukehren.

Am Morgen des Bairam beschenkte der Pascha sein Hausgesinde in üblicher Weise. Der erste Diener, der alte Haushofmeister, der gewissermaßen zur Familie gehörte, erhielt zwei vollständige Anzüge aus feinem Tuch, zehn Oka wohlriechenden Tabaks, Gebäck und Zuckerwerk die Menge und fünfzig Gold-Muradiéh. In ähnlicher Weise wurden Kammerdiener, Kutscher, Stallknechte, Köche und Küchenjungen, Gärtner und Gärtnerburschen, Pförtner und Nachtwächter, Haremsdiener- und Dienerinnen —

je nach ihren Beschäftigungen und berechtigten Ansprüchen — reichlich bedacht. Die Vorzimmer des Herrengemachs und des Harems glichen Kaufläden, so vielerlei Stoffe, Kleidungsstücke und Eßwaren befanden sich darin aufgestapelt, um vom Haushofmeister oder von der Frau des Pascha an Diener und Dienerinnen, Freie und Sklaven verteilt zu werden. Der Pascha hatte die Besorgung all dieser Sachen dem erfahrenen Intendanten und seiner Frau überlassen; ein Geschenk jedoch war von ihm selbst ausgesucht worden. Es bestand aus einem wertvollen, in einer Kiste aus Cedernholz verpackten Pelz, der für Atta bestimmt war. Der Pascha hatte dem Haushofmeister Befehl gegeben, das kostbare Kleidungsstück am Bairams-Morgen dem Sänger mit seinen Glückwünschen zu überbringen. — Der Auftrag kam dem Intendanten ungelegen, denn er hatte gerade an dem hohen Festtage für vielerlei zu sorgen, aber der Befehl des Pascha mußte ausgeführt werden, und so begab er sich, mit der leichten, flachen Kiste unterm Arm, eiligst in den Harem, um der Frau des Pascha zu melden, daß er sich auf etwa drei Stunden vom Hause entfernen müsse.

„Wohin gehst du?“ fragte die Herrin.

„Zum Atta-Bey, um ihm dies Bairam-Geschenk des Pascha zu überbringen.“ Dabei deutete er auf die Kiste, die er mit sich trug.

„Laß mich sehen, was du ihm bringst,“ sagte die Frau.

„Ich habe keine Zeit. Es ist schon sehr spät.“

„Du darfst einen meiner Wagen benutzen, dann kannst du schon in anderthalb Stunden wieder hier sein.“

Und ohne die Zustimmung des Intendanten abzuwarten, ergriff sie die Kiste, wickelte das große Tuch ab, in das diese geschlagen war und öffnete sie. — Da erblickte sie den kostbaren Pelz. — Sie glaubte zuerst, sie müßte umsinken vor Verdruß; aber sie beherrschte sich schnell und sagte ruhig:

„Das Kleid ist sehr schön."

„Wie für einen Pascha," sagte der Intendant.

„Atta-Bey wird sich darüber freuen."

„Er hat Grund dazu. Aber nun entlaßt mich, ich bitte darum, damit mich der Pascha nicht einer Vernachlässigung zeihen könne."

„Bestelle den Wagen. Bis der angespannt ist, soll der Pelz wieder eingepackt, und die Kiste eingewickelt sein. Geh' nur! Hassan" — das war einer der schwarzen Haremsdiener — „bringt dir die Kiste hinunter, sobald ich den Wagen vor der Thür weiß."

Die Frau hatte eine List ersonnen. — Als der Intendant gegangen war, verbarg sie den Pelz in einem Schrank und legte statt dessen den für Hassan bestimmten Anzug — einen blauen Kittel, rote Beinkleider und gelbe Schuhe — in die schöne Kiste, die sie sorgfältig verschloß und wieder in ein großes Tuch einwickelte. Dabei lächelte sie. Sie wußte wohl, daß sie etwas Boshaftes und Strafbares that; aber der Gedanke, daß es die Absicht des Pascha gewesen war, den Fremden reicher zu beschenken, als seine Frau, hatte sie so aufgeregt, daß sie sich kaum noch Rechenschaft von ihren Handlungen ablegte. — „Der Anzug des schwarzen Sklaven ist gut genug für den Räuber meines Glücks," sagte sie. „Wenn

der Paſcha mich töten will, ſo mag er mich töten. Ich bin des Lebens ſatt."

Atta-Bey war ausgegangen, um Bairam-Beſuche zu machen, als der Haushofmeiſter an ſeine Thür klopfte. Er übergab dem Diener, der ihm geöffnet hatte, die Kiſte, die, wie er annahm, das koſtbare Geſchenk des Paſcha enthielt, und hinterließ den Auftrag, ſie ſolle an Atta nach deſſen Rückkehr mit den Glückwünſchen des Paſcha ausgeliefert werden. Darauf kehrte er nach dem Konak zurück, meldete ſeinem Herrn, in welcher Art ſein Befehl ausgeführt worden ſei, und ſtand ſpäter auch der Frau des Paſcha Red' und Antwort, als dieſe neugierig fragte, wie Atta-Bey das ihm zugedachte Geſchenk aufgenommen habe.

Als Atta-Bey nach Hauſe gekommen war, ließ er die Kiſte des Paſcha in das Frauengemach tragen, um ſie in Gegenwart ſeiner Mutter zu öffnen, denn er zweifelte nicht, ſie werde koſtbare Geſchenke enthalten, und er wollte, daß auch ſeine Mutter ſich an dem Glanz erfreuen möchte. Als nun die beiden an Stelle der erwarteten Pracht, Kleider eines ſchwarzen Haremsſklaven erblickten, wie ſie der niedrigſte Mann des Hauſes nicht hätte tragen wollen, waren ſie zuerſt ganz beſtürzt. Die Mutter bedeckte ihr Geſicht mit den Händen und weinte, denn ſie erblickte in dem Anzug Spott und Schimpf für ihren Sohn, Atta ſtieg die Zornesröte in das Geſicht, und er ſchwur, daß er die ihm zugefügte Beleidigung nicht verdient habe und nie wieder in das Haus des Paſcha zurückkehren werde.

Dieſer ſah zunächſt mit Verdruß, ſodann mit Unruhe

den dritten und den vierten Tag nach dem Bairam vorübergehen, ohne daß sein geliebter Freund sich bei ihm gezeigt hätte. Am fünften Tage schickte er den Haushofmeister zu Atta: er solle eine Erklärung für seine Unhöflichkeit geben. — Der Intendant kam unverrichteter Sache zurück: Attas Haus sei verschlossen, er scheine es verlassen zu haben, denn niemand habe ihm auf wiederholtes Klopfen geöffnet. Nun nahm der Pascha an, daß Atta ein Unglück zugestoßen sei, und am folgenden Tage beschloß er, selbst Erkundigungen nach dem Verlorenen anzustellen. Da er aber, eingedenk der Ermahnungen seiner Freunde, jedes Aufsehen vermeiden wollte, so machte er sich zu Fuß und allein auf den Weg nach Attas Wohnung.

Von diesem Ausgang kehrte er nicht zurück. Seine Frau und der Haushofmeister nahmen an, er sei bei Atta geblieben, worüber sich die Frau so grämte, daß sie zu schluchzen begann und gar nicht zu trösten war. In ihrer Trauer und Angst erzählte sie dem Haushofmeister, daß sie an Stelle des Pelzes, den der Pascha seinem Freunde zugedacht, diesem den Anzug Hassans geschickt habe.

„Dann sind wir beide verloren," sagte der Intendant. „Der Pascha wird Euch nie verzeihen, daß Ihr seinen unschuldigen Freund beleidigt habt, und auch mich wird er für Eure Missethat verantwortlich machen." Doch kam ihm der Gedanke nicht, sich der drohenden Strafe durch die Flucht zu entziehen, denn er betrachtete den Konak des Pascha als sein einziges Heim auf Erden.

Am zweiten Tage nach dem Verschwinden des Pascha erschienen drei unbekannte Reiter vor dem Konak. Sie

forderten ungestüm Einlaß und befahlen dem Pförtner, den Haushofmeister zu rufen. Als dieser schnell herbeigekommen war, übergab ihm einer der Reiter einen eigenhändigen Brief des Pascha. Er enthielt nur wenige Worte: „Du sollst demjenigen, der Dir dies Schreiben bringt, tausend Gold-Muradiéh auszahlen, ohne danach zu forschen, wo ich mich befinde, und Du sollst für den heutigen Tag der nächsten Woche eine gleiche Summe, die Dir in derselben Weise abgefordert werden wird, in Bereitschaft halten. — Dies sind meine Befehle."

Der Haushofmeister beeilte sich, zu gehorchen, auch ein zweites und drittes Mal that er seufzend dasselbe. Er hatte die Frau des Pascha sogleich von dem Vorfall unterrichtet und ihr auch den Brief des Herrn gezeigt. Weder die Frau noch der Intendant zweifelten daran, daß der Pascha mit Atta-Bey zusammen wohne, und die Frau jammerte Tag und Nacht darüber, von ihrem Gemahl verlassen zu sein, ja, sie überlegte, ob sie Atta nicht auf irgend eine Weise aus dem Wege räumen könnte. Dies wagte sie jedoch dem alten Diener nicht zu sagen, dessen Treue und Ehrlichkeit sie fürchtete.

Als der Intendant zum dritten Male tausend Muradiéh an die unbekannten Reiter ausgezahlt hatte, sagte er zur Frau: „Nun seht Ihr, welch' großes Unheil Ihr angestiftet habt. Der Pascha kehrt nicht zurück, und er scheint zu beabsichtigen, sein ganzes Vermögen dem Fremden zu schenken. Wehe über uns und über alle, die von der Gnade des Pascha lebten!"

„Was können wir thun, um das Unheil abzuwenden?" fragte die Frau.

Der Haushofmeister hatte sich dies bereits überlegt und antwortete: „Ich sehe nur eine Rettung. Gebt mir den Pelz zurück. Er muß in die Hände seines Besitzers gelangen. Und gebt mir einen zweiten schönen Pelz als Geschenk für seine Mutter. Ich werde mit den beiden sprechen, und vielleicht lassen sie sich durch die Worte eines alten Mannes erweichen, den Pascha den Seinigen zurückzugeben."

„Wenn du mich verrätst, so wird mich der Pascha töten," sagte die Frau.

„Seid unbesorgt," antwortete der Intendant. „Ich werde Euch nicht verraten." Darauf begab er sich mit den in schönen seidenen Tüchern eingewickelten Kleidern zu Atta-Bey, von dem er auch empfangen wurde.

„Ich flehe Euch fußfällig um Verzeihung," sagte der Intendant, als er vor Atta-Bey stand, „und ich bitte Euch, mir durch Euren Einfluß auch die Verzeihung des Pascha zu erwirken."

„Des Pascha?" sagte Atta verwundert. „Ich verstehe Euch nicht. Ich weiß nichts vom Pascha, und ich will auch nichts von ihm wissen. Er hat mich tief gekränkt."

„So befindet er sich nicht bei Euch?"

„Ich habe ihn nicht wiedergesehen, seitdem ich seinen Konak verlassen habe."

Der Intendant maß den wahren Worten Attas nicht unbedingten Glauben bei. Unter allen Umständen wollte er ihn wieder versöhnen und das an ihm begangene Unrecht gut machen. Er erzählte deshalb, daß Atta vom Pascha zum Bairamsfest ein seiner würdiges Geschenk

zugedacht worden sei. Dies wäre aber von einer diebischen Sklavin gegen ein wertloses Gewand vertauscht worden. Der Betrug sei vor kurzem entdeckt und die ungetreue Dienerin gebührend gezüchtigt worden. „Die Gemahlin des Pascha" — so schloß er seine Rede — „wünscht, Euch zu zeigen, daß sie das, was geschehen ist, bedauert, und deshalb überbringe ich Euch mit dem Geschenk, das vom Pascha für Euch bestimmt war, auch ein Kleid für Eure Mutter, das Ihr derselben mit den verspäteten Glückwünschen meiner Herrin übergeben wollt."

Mit diesen Worten breitete er vor Attas Augen die beiden Gewänder aus, und als er erkannte, daß dessen Zorn gegen den Pascha gewichen war, setzte er hinzu: „Ich bitte Euch nun, von der Sache nicht weiter zu reden. Der Pascha, wenn wir das Glück haben sollten, ihn wiederzufinden, würde mich für das Mißverständnis verantwortlich machen, das ich hoffentlich zu Eurer Befriedigung aufgeklärt habe."

Atta versprach dies. „Nun aber," sagte er, „erklärt mir, wie es kam, daß Ihr den Pascha in meinem Hause suchtet."

Der Intendant erzählte darauf von dem geheimnisvollen Verschwinden seines Herrn, von dem dreimal wiederholten Besuch der fremden Reiter, und daß diesen bereits dreitausend Gold-Muradiéh ausgezahlt worden seien.

„Ihr wißt also nicht, wo der Pascha augenblicklich weilt?" fragte Atta.

„Ich weiß es nicht."

„Und Ihr habt auch nicht erforscht, wohin sich die Reiter mit dem Gelde begeben haben?"

„Ich habe sie nur mit meinen Augen verfolgen können, denen sie aber bald entschwunden waren. Sie entfernten sich jedesmal in der Richtung nach dem Weißen Schloß."

Nachdem sich Atta noch erkundigt hatte, wann die Reiter zurückkommen würden, um die vierten tausend Muradiéh in Empfang zu nehmen, sagte er: „Ich werde ihnen an jenem Tage von der Stelle aus, wo Ihr sie aus den Augen zu verlieren pflegt, folgen, und ich denke, es wird mir gelingen, zu entdecken, wohin sie das Geld tragen. Die Straßen zwischen dem Schloß der Sieben Türme und Ak-Seraï sind belebt, so daß ein Fußgänger wohl Schritt mit einer kleinen Reitergruppe halten kann".

Am bestimmten Tage verbarg sich Atta an einer Stelle, von der aus er das Thor des Konak noch erblicken konnte, und bald sah er dort drei Reiter erscheinen, die nach kurzem Aufenthalt ihre Pferde wandten und nun im Galopp auf ihn zugeritten kamen; aber sie mußten wegen des Gewühls in den Straßen bald eine langsamere Gangart nehmen, und es ward dem leichtfüßigen Atta nicht schwer, ihnen unbemerkt in geringer Entfernung zu folgen. In der Nähe der Hagia Sophia angelangt, setzten sie ihre Tiere in Schritt, und plötzlich machten sie vor einem mit hohen Mauern umgebenen Palaste Halt, an der Stelle, wo heute der Brunnen der Tausend-und-eine Säule — Bin-bir-dizek — gezeigt wird. Ein Thor wurde geöffnet, und die drei Reiter waren gleich darauf dahinter verschwunden.

Atta, ein Kind von Stambul, kannte den Palast. Die reiche und schöne Prinzessin Djevherli Hanum, eine

Tochter von Fasil Achmed, des Sohnes des berühmten Großwesirs Köprülü Mehmed Pascha, bewohnte ihn, seitdem sie vor fünf Jahren, nach kurzer Ehe mit dem durch seine Kriegsthaten gegen die Ungarn bekannten General Kara Mustapha Pascha, Witwe geworden war. Mehr wußte Atta nicht von der Prinzessin, und viel mehr war überhaupt nicht von ihr bekannt, denn sie führte das zurückgezogene Leben, das vornehmen Witwen ziemt, und war seit dem Tode ihres Gemahls nicht mehr auf der Straße erblickt worden. Zwar rollten nicht selten Haremswagen aus dem Schloß, aber sie waren stets dicht verschlossen, und niemand konnte sagen, ob die Prinzessin selbst oder ihre Hofdamen darin Ausflüge nach den „Süßen Wassern" und andern Punkten der Umgebung unternahmen, die die Frauen von Konstantinopel bei gutem Wetter zu besuchen lieben. Ihr Vater und ihr mächtiger Großvater, deren Liebling die Prinzessin gewesen sein sollte, hatten ihr große Reichtümer geschenkt. Das war in Stambul bekannt. In dem Ruf unvergleichlicher Schönheit stand sie seit ihrer Jugend, und deshalb auch hatte man sie den „Edelstein" unter den Prinzessinnen „Djevherli" genannt.

Atta war unter einem Baume in der Nähe der Stelle, wo die Reiter verschwunden waren, stehen geblieben. Da öffnete sich eine kleine Thür, die in dem großen Thore angebracht war, und ein verschleiertes Mädchen trat hervor. Sie sah sich suchend rechts und links um, sobald sie aber Atta erblickt hatte, schritt sie auf diesen zu und begrüßte ihn freundlich, wobei sie ihn bei Namen nannte.

„Woher kennſt du mich?“ fragte Atta.

„Ich bin in Stambul groß geworden. Wie ſollte ich dich nicht kennen!“

„Woher wußteſt du, daß du mich hier treffen würdeſt?“ fragte er weiter.

„Nun, weil ich dich ſah,“ antwortete ſie lächelnd.

Sie hatte dunkle, ſanfte Augen, und hinter dem Schleier, der ſie nur wenig verhüllte, erkannte Atta den friſchen Mund und die jugendlichen Formen eines lieblichen, weißen Geſichts. Deshalb überhörte er auch den Spott, der in ihrer Antwort gelegen hatte.

„Was willſt du von mir?“ fragte er.

„Meine Herrin, die Prinzeſſin, will dich ſehen. Folge mir!“

„Die Prinzeſſin? Du ſpotteſt. Erfinde etwas Beſſeres wenn du willſt, daß ich dir folge.“

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Atta-Bey zu furchtſam wäre, um einem jungen Mädchen zu folgen, wenn dieſe ihn dazu auffordert.“

„Ich fürchte mich nicht,“ ſagte Atta.

„Nun, ſo folge mir,“ wiederholte das Mädchen.

Darauf that Atta, wie ihm geheißen.

Als das erſte Thor zum Palaſt geöffnet worden war, durchſchritt Atta an der Seite ſeiner Begleiterin einen ſchmalen, mit Steinen gepflaſterten Hof und gelangte dann durch ein Gewölbe unter einem langen, ſchmalen Hauſe, deſſen Fenſter in der Art der Haremsfenſter vergittert waren, auf einen zweiten, größeren Hof, auf dem zwanzig rieſige, bewaffnete Männer in glänzenden Uniformen Wache

hielten. Einer näherte sich Atta und sagte ihm etwas in einer fremden Sprache.

„Was will der Mann?“ fragte Atta seine Begleiterin.

„Das ist der Führer jener Soldaten, ungarischer Kriegsgefangener. Gieb ihm fünf Muradiéh. Es ist die Regel des Konak.“

Atta durfte weiter gehen, nachdem er den Soldaten beschenkt hatte, und durchschritt zwei schmale Höfe: in dem einen befanden sich zwanzig Albanesen, in blutroten Jacken und kurzen, weitabstehenden Röcken, die in ihren bunten, breiten seidenen Gürteln Schwert, Dolch und Pistole trugen — in dem andern zwanzig scheußliche Neger in langen Kitteln, von denen einige Stöcke in den Händen hielten. Auch an die Albanesen und an die Neger hatte Atta, auf Geheiß seiner Begleiterin, je fünf Muradiéh zu entrichten.

„Wenn du mich noch durch andere Höfe führst, wo ich Bakschisch verteilen soll, so werde ich zu bekennen haben, daß ich nichts mehr besitze. — Ich war auf die Aufnahme nicht vorbereitet, die mir in dem Palast deiner Prinzessin zu teil wird.“

Das Mädchen lächelte: „Nun hast du deine Eingangsgebühren nach dem hier bestehenden Gebrauch entrichtet,“ sagte sie. „Fortan wirst du nur noch Mädchen und Frauen sehen, die nichts als freundliche Blicke von dir erwarten.“

Diese dreiste Rede verwunderte Atta, aber er gab keine Antwort zurück. Er fühlte sich beunruhigt, denn es war ihm, als sei er in ein fremdes Land geführt

worden, und er bereute, sich seiner Verführerin anvertraut zu haben. Aber da er einsah, daß er nicht mehr zurück konnte, so ging er mutig weiter. Er bemerkte, daß das Mädchen ihn mit Wohlwollen, ja, er glaubte, mit Mitleiden betrachtete. — Gleich darauf kamen die beiden in einen freundlichen grünen Garten, in dem einige alte Bäume standen. Unter den weiten Laubdächern, die diese Bäume bildeten, saßen geputzte, junge, hübsche Mädchen, die Zuckerwerk aßen und Wasser tranken und sich vergnüglich zu unterhalten schienen. Sie waren unverschleiert und musterten Atta mit herausfordernden Blicken. Eine von ihnen sagte laut, so daß Atta jedes Wort verstehen konnte: „Kerimeh hatte einen guten Fang gethan. Das ist ja Atta, der Sänger. Er wird vor der Prinzessin singen müssen, wie er es nie zuvor gethan hatte. — Der Arme!" Die anderen Mädchen lachten dazu, und Kerimeh führte Atta hastig durch ihre Reihen.

Sie waren nun vor einem niedrigen Hause aus weißem Marmor angelangt. Dort, in einem leeren, kühlen Vorzimmer bat das Mädchen ihren Begleiter zu warten und verschwand durch eine mit Teppichen behangene Thür. Nach einer Weile kehrte sie zurück und bedeutete Atta, ihr zu folgen, wobei sie, Schweigen gebietend, einen Finger auf den Mund legte. Dann trat sie mit ihm in ein kleines Gemach, das mit der größten Pracht ausgestattet war: alte Teppiche von vollendeter Arbeit, teils aus Seide, teils aus feinster Wolle, hingen an den Wänden und lagen auf den Diwans und auf der Erde. In der Mitte des Zimmers, auf einem etwas erhöhten Platz, saß die Prinzessin. Unter ihr war das lang-

haarige Fell eines schneeweißen Bären ausgebreitet. Sie war verschleiert, und Atta sah zunächst nur ihre dunkelblauen, glänzenden Augen. Der Schleier war über der Stirn durch ein fein gearbeitetes, goldenes, mit großen Edelsteinen verziertes Diadem zusammengehalten. — Atta blieb in ehrfurchtsvoller Entfernung vor ihr stehen, bis sie ihn durch kurze Worte aufforderte, ihr näher zu treten und sich zu setzen. Dann fragte sie ihn, wie ein Richter einen Gefangenen, nach seinem Namen, seiner Wohnung, seinen Anverwandten und Freunden und seinen Verhältnissen. Als sie hörte, daß er arm sei, verfinsterte sich ihr Blick.

„Du trägst die Kleider eines angesehenen Mannes," sagte sie. „Womit bezahlst du deinen Aufwand, wenn du, wie du angiebst, nichts besitzest, als was du bei dir hast?"

„Ich spiele die Laute und singe dazu," antwortete Atta, „und damit verdiene ich, was ich zu meinem und meiner Mutter Lebensunterhalt gebrauche. Ich habe jetzt während einiger Monate gefeiert, und in der Zeit sind meine Ersparnisse aufgezehrt worden; doch fürchte ich die Not nicht, denn ich kann mit meiner geringen Kunst an einem Tage genug verdienen, um eine Woche davon zu leben."

„Nun, so singe und spiele mir etwas vor," sagte die Prinzessin. „Ich glaube kaum, daß du eine Woche davon leben wirst."

Atta verstand den Sinn dieser Worte nicht. Er erkannte nur, daß unfreundlicher Spott darin lag. Kerimeh brachte ihm auf Befehl ihrer Herrin eine alte Laute,

deren gleiche er nie gesehen hatte, und die einen wunderbaren Klang von sich gab, wie er mit seinen Fingern hineingriff. — Als er zu singen begonnen hatte, richtete sich die Prinzessin zuerst aus ihrer halb liegenden Stellung empor, dann beugte sie sich vor und blickte ihn verwundert an, denn sie hatte nicht gewußt, daß solche Töne aus eines Menschen Brust dringen konnten. Nachdem Atta geendet hatte und in seiner jugendlichen Herrlichkeit und Anmut mit niedergeschlagenen Augen schweigend vor ihr verharrte, sagte sie leise:

„Für dieses Lied soll dir ein höherer Preis werden als du ihn je zuvor erhalten hast. Ich schenke dir dafür dein Leben."

Auch diese Worte waren Atta unverständlich, aber er wagte nicht, deswegen eine Frage an die Prinzessin zu richten. — Sie wandte sich von ihm ab, um leise mit Kerimeh zu sprechen; diese machte Atta darauf ein Zeichen, ihr zu folgen und führte ihn in eine entlegene Kammer des Palastes, wo sie ihn allein ließ. Bald darauf wurde dem Gefangenen von einem stummen, schwarzen Sklaven ein schmackhaftes Mahl vorgesetzt, und als er dies genossen hatte, erschien Kerimeh wieder, die er in dem fremden, geheimnisvollen Hause wie eine Freundin begrüßen wollte, obgleich er sie erst seit einer Stunde kannte und noch nicht einmal unverschleiert gesehen hatte. Das Mädchen blieb jedoch in der Nähe der Thür stehen und flüsterte, kaum vernehmbar: „Nähere dich mir nicht. Es wäre dein und mein Tod, wenn wir beisammen überrascht würden; aber achte auf das, was ich dir sagen werde . . . Du bist an einem schrecklichen Orte. Viele

sind schon hier getötet worden, zahlreiche Gefangene werden noch in den unterirdischen Gewölben verborgen gehalten, um zu sterben, sobald sie keine Mittel mehr besitzen, die unersättliche Habgier der Prinzessin zu befriedigen; auch du hättest das Leben noch heute verloren, nachdem die Djevherli Hanum erkannt hatte, daß nichts von dir zu erpressen war, hätte dein Lied sie nicht gerührt. Sinne auf eine List, um das Haus verlassen zu können, sonst siehst du die Welt außerhalb dieser Mauern nicht wieder."

„Schändliche!" sagte Atta. „Und so lockteſt du mich in den Tod, als du mich aufforderteſt, dir zu folgen."

„Was konnte ich thun? Wäre ich allein zurückgekehrt, so hätten mich die Schwarzen zu Tode gepeitscht. Und doch . . . Jetzt wünsch' ich, ich hätte dich nicht gefunden!"

„Warum entfliehst du nicht?"

„Wohin sollte ich meine Schritte wenden? Ich bin eine Sklavin . . . Verzeihe mir, Atta! Gern gäbe ich jetzt mein Leben für dich hin." Sie zog den Schleier beiseite, und er erblickte ein liebliches, bleiches Kindergesicht.

„Ich verzeihe dir, du Arme!" sagte er. „Was geschehen ist und wird, stand geschrieben. Du konnteſt es nicht ändern."

Sie blickte ihn dankbar an, und dabei fielen Thränen auf ihre Wangen. Noch bevor er ihr jedoch ein Wort des Troſtes sagen konnte, war sie verschwunden.

Am nächsten Morgen wurde Atta wieder vor die Prinzessin geführt. — Er mußte sich ganz in ihre Nähe setzen, und er durfte ihr den Fuß küssen. Kerimeh, die in einer Ecke des Gemachs auf die Befehle der Herrin gewartet hatte, brachte Atta dieselbe schöne Laute, auf der

er am vorhergehenden Abend gespielt hatte. „Singe etwas Heiteres," sagte die Prinzessin. „Die traurige Weise, die ich zuletzt von dir hörte, hat mich während der ganzen Nacht verfolgt. Dasselbe Lied, oder Ähnliches, magst du heute Abend wieder vortragen . . . zu deinem Heile! Jetzt sollst du mich froh machen."

Atta begann zu spielen, aber noch ehe er den Mund zum singen geöffnet hatte, unterbrach ihn die Prinzessin, deren Augen das Spiel seiner geschickten, schlanken Finger beobachtet hatten.

„Du trägst einen schönen Ring," sagte sie. Es war der Ring, den der Pascha Atta bei dessen erstem Besuch geschenkt hatte. „Zeige ihn mir."

Atta überreichte den Ring der Prinzessin. Sie betrachtete ihn aufmerksam. „Das ist ein Stein von seltener Schönheit," fuhr die Prinzessin fort. „Wie bist du dazu gekommen, der du vorgiebst, ein armer Mann zu sein?"

Da dachte Atta an den Rat seiner Freundin Kerimeh: „Sinne auf eine List, um das Haus verlassen zu können, sonst siehst du die Welt außerhalb dieser Mauern nicht wieder." — „Der Stein hat keinen großen Wert," sagte er. „Er ist falsch. Ich habe zwei Muradiéh dafür bezahlt."

„Zwei Muradiéh?" wiederholte die Prinzessin. „Er ist tausendmal mehr wert. Versuche nicht, mich zu täuschen. Es würde dir übel ergehen!"

„Wie sollte ich wagen, Euch täuschen zu wollen," antwortete Atta demütig. „Es ist, wie ich sage: der Stein kostet zwei Muradiéh, und ich könnte zu demselben Preis

mehr davon bekommen, als ich zu tragen im stande wäre.

Die Augen der Prinzessin erglänzten in habgierigem Feuer. „Erkläre mir, was du sagen willst," sprach sie. Ihre Stimme klang heiser, so groß war die Habsucht, die Atta in ihr angefacht hatte. Dieser erzählte darauf, er kenne einen Derwisch, der das Geheimnis besitze, für einen geringen Preis falsche Steine zu machen, die von den echten nicht zu unterscheiden seien.

„Wie kommt es, daß ich nie von ihm gehört habe?" fragte die Prinzessin.

„Er ist sehr fromm, er verlangt nicht nach Reichtümern, er hält sich verborgen und sieht nur wenige Menschen, die er zufällig kennen gelernt und lieb gewonnen hat. Ich bin einer von ihnen. Als er mir jenen Stein gab, der Euch gefällt, mußte ich ihm geloben, mich seiner nie zu entäußern. Es würde mein Tod sein, wenn ich ihn einen Tag lang nicht am Finger trüge."

„Das glaubst du?"

„Der Derwisch sagte die Wahrheit."

„So würdest du also sterben müssen, wenn ich Dir den Ring vor morgen früh nicht zurückgäbe?"

„Ich würde sterben."

Die Prinzessin dachte nach. Dann sagte sie: „Ich lege dein Leben in deine eigene Hand. Suche deinen Freund, den Derwisch, auf und führe ihn zu mir. Er soll so viele von Steinen, wie er augenblicklich besitzt, mit sich bringen. Kerimeh wird euch beide, eine Stunde vor Sonnenuntergang, am Thore des Schlosses erwarten.

Beeile dich! Ich behalte deinen Ring zum Pfand zurück."

Atta wurde durch einen unterirdischen Gang ins Freie geführt. Kerimeh begleitete ihn zum Ausgang. Auf dem Wege dorthin küßte Atta das schöne Mädchen und sagte: „Wenn ich zurückkommen kann, so werde ich auch Dich befreien."

„Möchte ich dich wiedersehen," antwortete sie, „denn wenn du nicht zurück kommst, so wird mich Djevherli Hanum töten lassen."

Sobald Atta im Freien war, begab er sich gerades Wegs nach dem Topkapu Seraï und verlangte dort den Sultan zu sprechen. Nur solche Personen, die dem Großherrn etwas Wichtiges mitzuteilen hatten, durften wagen, sich ihm aus eigenem Antriebe vorzustellen, und deshalb wurde niemand abgewiesen, der ihn zu sehen verlangte.

Atta erzählte dem Sultan alles, was ihm während der letzten vierundzwanzig Stunden zugestoßen war. Der Großherr ließ ihn seine Erzählung beenden, ohne ihn mit einem Worte zu unterbrechen. Dann sagte er: „Du bleibst im Seraï, bis ich dich rufen werde," und entließ ihn.

Zwei Stunden vor Sonnenuntergang wurde Atta aus dem Zimmer, das man ihm angewiesen hatte, von einem Diener in schlichten Kleidern abgeholt, der ihn nach der Moschee Kütschük Aja Sofia führte. Dort hieß ihn der Diener verharren, und bald darauf gesellte sich ein ehrwürdiger Derwisch zu ihm, in dem jedoch Atta, sobald

die beiden aus der dunkeln, alten Moschee getreten waren, den Sultan erkannte.

Kerimeh erwartete die beiden an der Pforte des Palastes der Djevherli Hanum und geleitete sie durch dieselben Höfe, die Atta am vorhergehenden Tage durchschritten hatte, nach dem Marmorhause, das die Prinzessin bewohnte. Die ungarischen Kriegsgefangenen sowohl wie die Albanesen und Neger ließen den Mönch und seinen Begleiter ungehindert ihres Weges ziehen, und die unverschleierten Mädchen unter den Bäumen wandten die Köpfe von ihnen ab, als die beiden in ihrem Garten erschienen; auch das Geschwätz und Lachen der Frauen verstummte.

Der Derwisch und Atta standen bald darauf vor der Djevherli Hanum. Der Derwisch begrüßte sie nach mönchischer frommer Art, indem er die rechte Hand auf seine Brust legte und sich verbeugte. Atta küßte ihr den Fuß. Die Prinzessin begann sogleich zu sprechen.

„Atta hat mir gesagt, daß du die Kunst besitzest, falsche Steine zu machen, die von echten nicht unterschieden werden können. Ist dem so?“

„So sagte dir Atta. Nun urteile selbst, wie dir meine Steine gefallen.“

Mit diesen Worten zog er ein altes seidenes Tuch aus seinem Kaftan und breitete es auf dem weißen Bärenfell aus, auf dem Djevherli Hanum saß. In unbeschreiblicher Pracht erglänzten die Diamanten, Rubine, Saphire, Smaragde und Perlen, von einer Größe, Reinheit und Schönheit, wie sie nur im kaiserlichen Schatz gefunden werden können. — Die Prinzessin beugte sich

darüber und musterte sie mit gierigen Blicken. Sie atmete laut in großer Erregung. Dann sagte sie mit zitternder Stimme:

„Alles dies behalte ich, . . . alles!“ und sie breitete ihre weißen Hände über die unermeßlichen Schätze aus. „Und du sollst für niemand mehr arbeiten als für mich,“ fuhr sie, zum Derwisch gewendet, fort. „Es soll dir wohl ergehen in diesem Hause. Du sollst darin schalten und walten wie ein mächtiger Scheich. Aber du mußt Steine machen, noch schönere, noch größere Steine als diese — und nur für mich, denn du wirst mich bis zu deinem Tode nicht wieder verlassen.“

„Und wenn ich dich nun verlassen wollte?“ sagte der Derwisch finster.

„Dann würde ich dich mit Gewalt zurückhalten. Du vergissest, daß du vor der Prinzessin Djevherli Hanum stehst.“

Von den Höfen erscholl dumpfes Geräusch: Rufen und ängstliches Schreien. Der Derwisch vernahm es wohl, und auch Atta und Kerimeh, nur Djevherli Hanum hörte es nicht: all' ihr Sinnen war bei den kostbaren Edelsteinen, die vor ihren Augen funkelten und blitzten, und ihre unersättliche Gier, sich noch mehr davon zu verschaffen, hielt sie ganz gefangen. „Du vergißt, daß du vor Djevherli Hanum stehst,“ wiederholte sie, „die dir befiehlt, zu bleiben und für sie zu arbeiten.“

Da richtete sich die hagere Gestalt des Derwisch in die Höhe, er warf den Kopf zurück, und seine Augen sprühten Feuer: „Elende! Du wußtest nicht, vor wem du standest? Ich bin der Padischah!“

Sie warf sich entsetzt zu Boden und erhob flehend die Hände: „Gnade! Gnade!“

Der erzürnte Sultan aber hatte einen langen Dolch gezogen und stieß ihn der großen Missethäterin tief in die Brust. Sie sank auf das weiße Fell zurück, das sie mit ihrem Blute färbte, und war gleich darauf eine Leiche.

In demselben Augenblick drang eine Abteilung Janitscharen in den Garten, wo sie die wehrlosen Frauen gefangen nahmen, die sich mit weit aufgerissenen Augen in den weißen Gesichtern auf die Treppe zum Palast geflüchtet hatten und sich nun von lachenden und schreienden Soldaten aus einer Gefangenschaft in die andere führen ließen. — Kerimeh allein, die sich mit dem Sultan und Atta im Gemach der getöteten Prinzessin befand, teilte das Schicksal ihrer Genossinnen nicht. Atta bat um Gnade für sie, und der Sultan, der aus Attas Erzählung wußte, welchen Anteil das Mädchen an dam Entkommen des Sängers aus dem Schloß genommen hatte, sagte: „Ich schenke sie dir!“

In den drei Höfen lagen die von den Janitscharen überfallenen und erschlagenen Ungarn, Albanesen und Neger. — In dem Keller unter dem Palast fand man, angeschmiedet an den Säulen, die das schwere Gewölbe trugen, zahlreiche Gefangene, darunter den Pascha, den Freund Attas. Der Sultan ließ sie sämtlich in Freiheit setzen. Dann befahl er, daß das Schloß ausgeräumt und, nachdem dies geschehen, dem Erdboden gleich gemacht werden sollte. Dies geschah, und nur ein Teil der unterirdischen Säulen blieb stehen und bildet jene Überreste

aus alter Zeit, die noch heute unter dem Namen „Der Brunnen der Tausend-und-eine Säule“ den Fremden gezeigt wird.

Der Pascha, auf den die Aufmerksamkeit des Sultans durch sein merkwürdiges Schicksal gelenkt worden war, wurde wieder in Gnaden aufgenommen und zu einer hohen Stellung in der Armee berufen, Atta-Bey für seine Besonnenheit und seinen Mut, die zur Bestrafung der schändlichen Prinzessin geführt hatten, zum Kammerherrn ernannt. Aber noch reichlicher belohnte ihn der Pascha. Er erblickte in Atta seinen Lebensretter und behandelte ihn, als wäre er sein Sohn gewesen, indem er ihm einen schönen Konak schenkte und ihn reichlich mit Geldmitteln versah, damit er sich an der Seite Kerimehs, die der Sänger wegen ihrer Schönheit und Liebe zu ihm in sein Herz geschlossen hatte, einen Hausstand gründen könnte. Sie lebte lange Jahre als treue Frau neben Atta-Bey und hinterließ ihm drei wohlgeartete Söhne, die sich zu angesehenen Stellungen in der Armee und bei Hofe empor schwangen, und eine schöne Tochter, die sich mit dem jüngsten Sohne des Pascha, des Wohlthäters ihres Vaters, vermählte. — Und so hatte Atta-Bey auf dem Wege, den er eingeschlagen, als er das erste Mal zu dem kranken Pascha gegangen war, schließlich das Ziel erreicht, nach dem er in seiner Jugend gestrebt hatte: er und die Seinen standen hoch in der Achtung der Vornehmen, und er lebte in freundschaftlicher Gemeinschaft mit den Besten des Landes.

Der kluge Toros Agha.

Unter der Regierung eines Sultans, der das Andenken eines milden und klugen Herrſchers hinterlaſſen hat, lebte in Konſtantinopel ein Armenier, Namens Toros Agha. — Der Sultan war ein leutſeliger Herr, und ſeine despotiſche Ungerechtigkeit war keine drückende, denn ſie äußerte ſich nur darin, daß er diejenigen, die ſeinem Herzen nahe ſtanden, oder ſeine Gunſt zu gewinnen wußten, verſchwenderiſch mit Gnadenbezeigungen überhäufte, und jeden Dienſt, der ihm erwieſen wurde, und von dem er Kenntnis erhielt, wahrhaft königlich belohnte; an ſeinen Feinden im Lande ging er mit erhabener Nichtachtung vorüber, und auch Undank ſchien ihn kaum zu berühren, geſchweige denn zu kränken. Er fühlte ſich ſehr groß, ſehr verantwortlich; aber ſeine Anſprüche an die ihm untergebene Menſchheit waren gering: ſie brauchte nicht edelmütig zu ſein — das war nicht ihre Aufgabe; ſie ſollte nur gehorchen — das war ihre Pflicht. Auch Ungehorſam ſtrafte er ohne Zorn. Er war ein majeſtätiſcher Herr: ſchwer erregt und leicht verſöhnt, weil er es für ausgeſchloſſen hielt, daß jemand die Abſicht hegen könnte, ihn zu kränken, und weil er die

meiſten Fehler, die er begehen ſah, der natürlichen menſchlichen Niedrigkeit zuſchrieb und ſchnell vergaß. Für Wohlthaten war ſein Gedächtnis erſtaunlich.

Toros Agha bekleidete eine untergeordnete Stellung am Hofe, die ihn jedoch häufig in die Gegenwart des Großherrn führte. Dieſem fiel er zunächſt durch ſeine ehrfurchtsvolle und würdige Haltung auf. Er war nämlich von ſtattlicher Geſtalt und hatte ein edles, weißes Antlitz, in dem ein Paar großer, dunkler, kluger Augen milde und ruhig leuchteten. Als der Sultan ſich eines Tages veranlaßt fühlte, eine Frage an ihn zu richten, antwortete Toros ſogleich in ſo klarer, ſachverſtändiger und gefälliger Weiſe, daß der Großherr ihn fortan häufiger zu ſich beſchied, wodurch der Armenier bald zu einer in Hofkreiſen angeſehenen Perſönlichkeit emporwuchs.

Toros hatte einen Sohn von ſechsundzwanzig Jahren, an dem ſein ganzes Herz hing, und der ihm ſeit einiger Zeit viel Kummer und Sorgen machte. Der junge Artim hatte ſich nämlich in Takohi, die wunderſchöne Tochter des reichen Armeniers Seropian, verliebt, aber ſein Werben um ihre Hand erſchien hoffnungslos, denn Toros Agha, der kleine Beamte, konnte kaum wohlhabend genannt werden, und ſein Sohn Artim war ein ganz armer Mann. Er hatte deshalb nicht einmal gewagt, den Vater der Angebeteten ſeine Liebe für die Tochter auch nur ahnen zu laſſen, denn er war ſicher, der Alte werde ſein Begehren mit Hohn und Verachtung zurückweiſen; aber ſeine ſtumme Leidenſchaft zehrte an ihm wie ein langſam, ſicher tötendes Gift.

„Was fehlt dir, mein Sohn?“ fragte ihn der beſorgte

Toros. Und da klagte Artim dem verschwiegenen Vater, dem sicheren Freunde sein unheilbares Liebesleid.

Toros versank in tiefe Nachdenklichkeit; dann sagte er: „So lange Leben ist, ist Hoffnung. Lebe und hoffe!"

Seit jener Stunde ging Toros' ganzes Trachten dahin, seinem Sohne die Hand der schönen Takohi zu verschaffen.

Eines Tages wurde Toros wieder der Ehre teilhaftig, zum Padischah befohlen zu werden. Dieser richtete verschiedene Fragen an ihn, die eigentlich ausschließlich zum Amtsgebiete des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten gehört hätten, und Toros beantwortete sie so verständig und vorsichtig, daß der Sultan mit wohlwollendem Neigen des Hauptes sagte: „Du bist ein kluger Mann Toros."

Darauf antwortete der Armenier: „Ich bin ein kluger Mann, da Eure Majestät so sagen; aber ohne Eurer Majestät Wissen und Wollen bin ich vor allem ein unglücklicher Mann."

Der Sultan vermutete, Toros werde ihn anbetteln. Daran war er von anderen Seiten gewöhnt. Es wunderte ihn nicht und verdroß ihn nicht. — „Ich weiß, daß du arm bist," sagte er. „Ich werde dich beschenken. — Nun geh'!"

Aber Toros verneigte sich bis zur Erde und erwiderte: „Das kostbarste Geschenk, das Eure Majestät mir machen konnten, ist das mir erwiesene Vertrauen. Ich verlange nicht nach Geld."

Deß wunderte sich der Padischah. Es war das erstemal in seiner reichen Erfahrung, daß jemand eine Geld-

ſpende kühl zurückwies. — „Und wonach verlangſt du?“ fragte er.

Da warf ſich Toros zu Boden und ſagte in flehendem Tone: „Daß es Eurer Majeſtät gefallen wolle, mich bei der nächſten Verſammlung des Hofes zu ſich zu rufen und mir einige Worte ins Ohr zu ſagen. — Möge Eure Majeſtät die Kühnheit Ihres unterwürfigſten Knechtes verzeihen.“

„Welche Worte ſoll ich dir zuflüſtern?“

„Die Worte, die es Eurer Majeſtät belieben würde, mir heimlich zu ſagen.“

Ein Lächeln zog über das ſtille Geſicht des Großherrn, als er erwiderte: „Da ich nach deinem Wunſche gefragt habe, ſo ſei er erfüllt.“

Darauf trug nun Toros in heimlicher Weiſe Sorge, daß ſich in armeniſchen Kreiſen die Kunde verbreitete, der Padiſchah würde die Vermählung zwiſchen Artim, dem Sohne ſeines Dieners Toros, mit Takohi, der Tochter Seropians, mit gnädigen Augen ſehen. Und dieſe ſeltſame Mär drang bald zu den Ohren des alten reichen Armeniers, der zuerſt verächtlich, dann ungläubig lächelte und bald darauf ſehr nachdenklich wurde. — Die Armenier waren durch tauſendjährige Knechtſchaft an Härte und ungerechte Behandlung ſo ſehr gewöhnt, daß ſie aufgehört hatten, dagegen anzukämpfen. Sie erduldeten ſie wie unwenabdbare Schickſalsſchläge mit tiefem, ſtillem Schmerz, der ohne Bitterkeit war; aber ſie ängſtigten ſich davor wie der einſame Schiffer, der in offenem Boote dem Wüten des Sturmes ausgeſetzt iſt. — Wenn dem Padiſchah nach den Reichtümern Seropians gelüſtet hätte

— wäre der Armenier nicht zum Bettler geworden? Wenn der Großherr seinen Tod befohlen, — hätte er nicht sterben müssen? Man sagte vom Sultan, er sei milde und gut; aber rollte nicht in seinen Adern das grausame Blut der Herrscher, die Ungefügigkeit ihren tyrannischen Wünschen gegenüber, wie eine Sünde empfinden und wie ein Verbrechen ahnden konnten? Was galt der christliche Armenier einem Nachkommen des Propheten? Ein elender Wurm war er in den Augen des Großherrn, den sein Fuß gleichgiltig zermalte, wenn er ihm in den Weg kam. Nur eine Hoffnung blieb Seropian: das Gerücht, der Sultan wolle die Vermählung zwischen Artim und Takohi, war vielleicht falsch; Toros hatte es erfunden, hatte gelogen! Was kümmerte den Padischah das Glück, die Liebe eines Christen? — Aber wie sollte es Seropian möglich machen, der Wahrheit auf den Grund zu kommen? Unter den Armeniern, seinen Landsleuten, war niemand, konnte niemand besser unterrichtet sein, als er selbst; und sich bei einem hohen türkischen Beamten Auskunft zu verschaffen — das war unmöglich. Er durfte nicht einmal wagen, die Schwelle des Hauses eines vornehmen Mohammedaners zu überschreiten. — Doch wollte sich der Armenier nicht sogleich einem Unglück unterwerfen, das ihn vielleicht gar nicht bedrohte. Bisher waren nur dunkle Gerüchte an sein Ohr gedrungen. Er wollte abwarten, bis sie eine festere Gestalt angenommen hätten. Er war geschmeidig genug, um hoffen zu dürfen, sich beim Nahen des Sturmes noch rechtzeitig in den Hafen blinder Unterwürfigkeit retten zu können.

Der Hof war versammelt. In einer der letzten

Reihen der Anwesenden befand sich Toros Agha. Der Großherr erschien. Alle warfen sich demütig zu Boden und erhoben sich langsam, schwerfällig, wie unter dem Druck der Nähe der Majestät, die Augen scheu auf den gewaltigen Herrscher gerichtet. Dieser ließ seinen ruhigen Blick feierlich über die stumme Versammlung schweifen, bis seine Augen denen des Armeniers begegneten. Dem winkte der Sultan. — Toros durchschritt den langen Saal und näherte sich dem Padischa unter strenger Beobachtung der für solche Gelegenheiten vorgeschriebenen Formen ehrfurchtsvollster Unterwürfigkeit. Der Sultan gab durch eine Bewegung des Hauptes zu erkennen, Toros solle dicht an ihn herantreten, und als dies geschehen war, beugte er sich an das Ohr des in zerknirschter Demut gleichsam Erstarrten und sagte leise, dem Armenier allein verständlich:

„Ich weiß alles. Du bist ein großer Schelm — aber ich zürne dir nicht. Nun geh'!"

Toros taumelte, wie vom Glück überwältigt, einen Schritt zurück und verkroch sich dann strahlenden Blickes wieder auf den ihm gebührenden Platz unter den kleinsten der Anwesenden, die ihm ehrerbietig und neidisch Raum machten.

Wenige Stunden später war Seropian mit den ausgeschmückten Einzelheiten des ganzen Vorfalles bekannt. Die Gunstbezeigung, die Toros zu Teil geworden, war so auffällig, so außergewöhnlich, daß wohl auch ein stärkeres Herz als das des ängstlichen Armeniers Bedenken getragen haben würde, sich den glücklichen Günstling des Padischah zum Feinde zu machen. Seropian hielt sich nicht einen Augenblick bei dem Gedanken auf. — „Wenn

du geben mußt, so gieb freudig," sagte er, eines armenischen Wortes eingedenk, „und erkaufe dir mit der Gabe einen Freund." — Als Toros ihn im Laufe des Tages aufsuchte, empfing Seropian ihn mit würdiger, doch unverkennbarer Herzlichkeit, und als der geehrte Gast mit der rücksichtsvollen Bescheidenheit, die dem Mächtigen so wohl steht, den Wunsch seines Sohnes vorgetragen hatte, da antwortete Seropian: „Euer Antrag, Herr und Freund, überrascht mich, wie er mich ehrt. Ich kenne Euren Sohn seit geraumer Zeit, wenngleich der zwischen ihm und mir bestehende große Altersunterschied eine vertrauliche Annäherung zwischen uns beiden bisher verhindert hat. Aber er erfreut sich eines ehrenhaften Rufes und ist der Sohn meines Altersgenossen und Landsmannes Toros Agha, dessen Familie seit grauer Vorzeit stets in Freundschaft und Frieden neben der meinigen gelebt hat. — Takohi ist mir das Teuerste, das ich besitze, wie Ihr Euren Artim über alles liebt. Ich vertraue ihm mein ganzes Glück an, wenn ich ihm meine Tochter zum Weibe gebe — aber ich wüßte niemand, dem ich sie ruhiger anvertrauen würde als ihm. Und so mögen sich denn die beiden Lieblinge mit einander verbinden, und unser beider Gebet soll für ihr Glück, und ihr Glück das unsrige sein."

Darauf weinten Toros und Seropian mit einander und schlossen über den Bund ihrer Kinder eine Freundschaft, die bis zum Tode dauern sollte.

Dieser große Erfolg, dessen Toros sich nicht weniger, wenn auch ruhiger als Artim freute, war jedoch nur der erste Schritt auf dem Wege zu einem hohen Ziele, das

er sich gesteckt hatte. Er sagte sich, daß, wenn er in der unangefochtenen Ansicht der Menschen ein ausgezeichneter Günstling des Großherrn sei, er sich auch benehmen dürfte, als ob er es thatsächlich wäre. Doch wollte er sich zunächst Sicherheit verschaffen, ob er dies auch ungestraft thun dürfte, und zu dem Zwecke mußte er abwarten wieder einmal vor das Angesicht des Sultans gerufen zu werden. Diese Ehre wurde ihm am Tage nach der Vermählung Artims mit der schönen Takohi zu Teil

Der Sultan hatte von Anfang an verstanden, daß das eigentümliche Ansinnen, das Toros an ihn gerichtet, einem bestimmten, eigennützigen Plan des Armeniers dienen sollte. Über das Unehrliche einer solchen Handlung war er in seiner souveränen Menschenverachtung, die keineswegs Menschenliebe ausschloß, leicht hinweggegangen. Die Eigenschaften, die er bei einem Armenier finden wollte, um mit ihm zufrieden zu sein, waren Klugheit, Verschwiegenheit, Gehorsam. — Edelmut, Tapferkeit, Ehrlichkeit suchte er nicht bei ihm. — ‚Verlange nicht vom Esel, daß er singe' — sagt ein altes Wort. Toros' Ausbeutung der Gnade des Padischah hatte den Großherrn nicht verdrossen; er hatte darüber gelächelt, ja er hatte seine ruhige Freude daran gehabt. Als Toros vor ihm erschien, sagte er:

„Dein Sohn hat sich gestern verheiratet?"

„Dank der unerschöpflichen Gnade meines erhabenen Herrn."

„So möge auch deine Tochter einen sichtbaren Beweis meines Wohlwollens besitzen. Gieb ihr dies!"

Toros empfing in demütiger Dankbarkeit eine kost-

bare Nadel aus den Händen des Sultans und wartete in ehrfurchtsvollem Schweigen der Dinge, die noch kommen würden.

„Du bist klug," fuhr der Großherr fort, „diene mir treu und gehorsam, und du sollst dich auch ferner meiner Gnade freuen dürfen."

Da ward das Herz des Armeniers, das für Güte empfänglich war, innig gerührt, und mit wahren Thränen in der Stimme sagte er inbrünstig: „Ich würde mein Herzblut freudig für Eure Majestät hingeben; alles, was ich besitze, auch meine schwachen Fähigkeiten, sind rückhaltlos zu Diensten meines hohen, geliebten Herrn. Eure Majestät sollen keinen treueren Knecht haben, als den armen Armenier Toros, den die Gnade des Padischah nun überreich gemacht hat."

„Aber nicht reicher, als du es mir gegenüber verantworten kannst," sagte der Sultan freundlich, doch ernst. — „Du bist entlassen."

Diese Worte des Sultans blieben fest eingeschrieben im Gedächtnis des Armeniers, der danach sein ganzes Leben klug und vorsichtig einrichtete, den Namen des Sultans niemals nachweisbar mißbrauchte, jedem unlauteren Geschäfte aus dem Wege ging, aber trotzdem, Dank dem Wohlwollen und Vertrauen, mit dem jedermann auf seine klugen Vorschläge einging, nicht nur zum reichen Manne wurde, sondern sich auch den wohlverdienten Ruf eines gewandten, zuverlässigen und gewissenhaften Finanzmannes und Beamten erwarb. Er stieg in der Verwaltung von Stufe zu Stufe, bis er die höchste, ihm erreichbare erklommen hatte, d. h. durch ein kaiser-

liches Iradeh zum Finanzminiſter ernannt worden war. Auf dieſem Poſten ſtarb er nach langen Jahren, ein treuer Diener ſeines Herrn, verſtändig und umſichtig in der Wahrung ſeines eigenen Vorteils, gleichzeitig jedoch unbeſtechlich, ehrlich, pflichttreu, das leuchtende Vorbild eines guten und tüchtigen Beamten.

Der goldene Reif.

Auf dem Rückmarsch von einem siegreichen Feldzuge gegen Perser und empörte Kurden wurde Sultan Selim durch den Gesundheitszustand seiner Armee genötigt, in Mallatia Lager aufzuschlagen, um die heiße Jahreszeit, welche die Bewegungen der großen Truppenmassen erheblich erschwerte, vorübergehen zu lassen. Aber die Einförmigkeit des Lagerlebens ermüdete den thatendurstigen jungen Herrscher noch mehr als die Strapazen des Marsches, und er war unausgesetzt bemüht, Zerstreuungen aller Art zu suchen, um die trägen Stunden des langen Sommertages auszufüllen. Er veranstaltete athletische Spiele unter den Soldaten, setzte Preise für die Sieger in Ringkämpfen aus, übte sich in den Künsten der Waffen und des Reitens, obgleich er es darin bereits zu kaum übertrefflicher Meisterschaft gebracht hatte und unternahm, bald zu Pferde, dann wieder zu Fuß, weite Ausflüge in der Umgebung von Mallatia, wobei er sich gewöhnlich nur von einem noch jungen General, Achmed Pascha, der während des Feldzuges große Dienste geleistet hatte, begleiten ließ. Bei solchen Gelegenheiten liebte es der Sultan, sich auf das einfachste zu kleiden,

damit er sich mit den Landbewohnern, die er hie und da antraf, und die ihn nicht kannten, ungezwungen unterhalten könnte; und auch Achmed Pascha legte dann alle Abzeichen seines hohen Ranges ab.

Eines Tages führten diese ziellosen Wanderungen den Sultan und seinen Begleiter an einen kleinen Bach, dessen krystallhelles Wasser über einem Bett bunter Kieselsteine spielend und springend dem Thale zueilte. An den Ufern standen alte Bäume, die köstlichen Schatten verbreiteten, und unter denen ein weicher saftiger Rasen zum Ruhen und zur Erfrischung nach dem Wege auf der weißen, heißen, öden Landstraße einlud. Selim ließ sich unter einem dieser Bäume nieder, und da die Stunde des zweiten Gebets gekommen war, verrichtete er ernst und andächtig alle vorgeschriebenen heiligen Gebräuche. Nachdem dies geschehen, ließ er sich am Ufer des Baches nieder und gestattete seinem Begleiter, neben ihm Platz zu nehmen. Beide blickten stumm, ein jeder seinen Gedanken nachhängend, in das zu ihren Füßen vorbeischießende Wasser, bis dessen einförmiges Rauschen und Summen sie in tiefen Schlaf sang. Da hörte Selim, daß ihn jemand bei Namen rief. Er schlug die Augen auf und blickte um sich, aber außer Achmed Pascha, der ruhig schlief, und den stummen Fischen mit silbernen Schuppen und Flossen, die im Wasser spielten, zeigte sich nirgends ein lebendes Wesen. Der Sultan glaubte geträumt zu haben und wollte die Augen wieder schließen, als er zum zweiten Male gerufen wurde, und als er nach der Stelle sah, woher die Stimme zu kommen schien, erblickte er einen schönen, goldgelben Apfel, der von der

andern Seite des Baches gerade auf ihn zugeschwommen kam, so daß er bald nur die Hand auszustrecken hatte um ihn zu erfassen. Der Apfel war reif und kühl und gewährte Selim bei der Hitze des Tages willkommene Labung. Er verzehrte ihn langsam, mit Wohlbehagen. Plötzlich fühlte er etwas Steinhartes zwischen den Zahnreihen, und als er es aus dem Munde nahm, hielt er eine schwarze Perle in der Hand, wie er nie eine schönere gesehen, und die die Form eines großen Apfelkernes hatte.

Der Sultan weckte den noch immer schlummernden Achmed und zeigte ihm das merkwürdige Fundstück, wobei er erzählte, wie er in dessen Besitz gelangt sei. Beide prüften nun die Perle sorgfältig, und nachdem dies geschehen war, sagte Achmed Pascha: „Das ist in der That ein wertvolles Kleinod.“

Der Sultan wurde nachdenklich, denn nun erst fiel ihm das gerechte Gesetz ein, wonach ein gefundener Gegenstand, ob von großem oder geringem Werte, nicht eher Eigentum des Finders wird, als nachdem es ihm, trotz ehrlicher Bemühungen, nicht gelungen ist, den rechtmäßigen Besitzer auszukundschaften. Hat er diesen entdeckt, so bleibt es dessen Großmut überlassen, ob und wie er denjenigen belohnen will, der ihm sein Eigentum zurückgebracht hat.

„Wir müssen uns bemühen,“ sagte Selim, „ausfindig zu machen, wem der Apfel, den ich unüberlegt verzehrt habe, angehörte, damit ich ihm diese Perle zurückgeben kann.“

Darauf verfolgten die beiden den schattigen Weg längs des Flusses, bis sie, nach einer Stunde, oberhalb

der Stelle, wo der Sultan den Apfel gefunden hatte, eine hohe Mauer erblickten, über deren Rand ein alter Apfelbaum seine großen Äste bis über den Bach hervorstreckte. Daran hingen viele der schönen goldenen Früchte, von denen Selim eine verzehrt hatte.

„Hier werden wir den Besitzer des Apfels finden," sagte der Sultan.

Er und Achmed Pascha machten darauf die Runde der Mauer, bis sie an eine schmale Pforte kamen, die ihnen nach langem lautem Klopfen von einer alten Frau geöffnet wurde. Sie hatte wohl längst die Jahre erreicht, wo es einer Frau ungestraft gestattet ist, ihr Antlitz auch fremden Männern zu zeigen, aber sie war verschleiert, und nur ihre harten Augen und strenge Stimme gaben zu erkennen, daß sie unfreundlicher Art sei.

„Weshalb klopftet ihr?" fragte sie. „Wenn ihr der Stärkung bedürft, so wartet hier, ich werde euch Nahrung bringen; Obdach kann ich euch nicht gewähren."

„Wir bedürfen der Stärkung nicht und verlangen kein Obdach," antwortete Selim. „Wir bringen dir diese Perle, die ich in einem deiner Äpfel fand, den mir der Bach zutrug."

„Wo ist der Apfel?" fragte die Frau.

„Den hab' ich verzehrt."

„Du weißt, daß du kein Recht dazu hattest."

„Das weiß ich. Und darum komme ich, um Euch zu bitten, ihn mir zu schenken."

„Ich schenke ihn dir nicht."

„So verkaufe ihn mir."

„Ich verkaufe ihn dir nicht."

„So gieb ihn mir als Finderlohn für dieſe wertvolle Perle, die ich dir zurückbringe.“

„Ich will die Perle nicht ohne den Apfel. Eigne ſie dir unrechtmäßig an, wie du es mit dem Apfel gethan haſt, oder wirf ſie fort, wie du den Apfel verzehrt haſt; — aber wiſſe, daß du nicht nach dem Geſetze handelſt, und daß die Folgen deines Ungehorſams über dich kommen werden.“

„Du biſt ſehr hart.“

„Ich bin, wie ich bin, aber ich habe niemals gegen das Geſetz gehandelt.“

„So willſt du mich unter keiner Bedingung zum rechtmäßigen Beſitzer des Apfels und der Perle machen?“ fragte der gottesfürchtige Sultan.

„Nur unter einer Bedingung.“

„So nenne ſie mir.“

„Daß du meine Tochter heirateſt.“

„Wie alt iſt deine Tochter? Iſt ſie ſchön? Iſt ſie rein?“

„Kein fremder Mann hat ſie je geſchaut; aber vielleicht iſt ſie vierzig Jahre alt, vielleicht iſt ſie lahm, bucklig, blind. Du mußt ſie nehmen, wie ſie iſt. Nach der Hochzeit kannſt du ſehen, ob ſie dir gefällt.“

Der Sultan dachte kurze Zeit nach. Wenn die Tochter alt und häßlich, bucklig und lahm war, ſo konnte er ſie mit ſeinem Segen und reichlich beſchenkt entlaſſen: das war beſſer, als ein gerechtes Geſetz übertreten. „Ich werde deine Tochter zu meiner Frau machen,“ ſagte er. „Rufe den Imam und die Zeugen; mein Begleiter hier

wird als mein Vertreter der Vermählung beiwohnen. — Hier! Nimm die Perle zurück!"

„Da du meine Tochter heirateſt," ſagte die Alte, „ſo mache ich dich nun zum rechtmäßigen Eigentümer deſſen, was du gefunden haſt, indem ich dir die Perle ſchenke."

Nach der Hochzeit erkannte der Sultan, daß ſeine neue Frau weder alt noch häßlich, vielmehr ein ſo hübſches, friſches, junges Weſen war, daß ſie ihm ſehr lieb wurde und er drei Monate in ihrer Geſellſchaft verbrachte. Während dieſer Zeit erſtattete ihm Achmed Paſcha regelmäßige Berichte über alle Vorgänge im Lager, empfing die Befehle des Sultans und überwachte deren Ausführung. Eines Tages benachrichtigte er ſeinen Herrn, daß, nachdem die Hauptmacht der Armee vor mehreren Tagen den Rückmarſch nach Stambul angetreten habe, nunmehr nur noch die Nachhut in Mallatia verbleibe, deren Aufbruch ohne weiteres Zögern angeordnet werden müſſe, um ſie nicht der Gefahr auszuſetzen, von den übrigen Truppenteilen abgeſchnitten zu werden.

Der Sultan hatte ſich auf den Abſchied von ſeiner Gemahlin vorbereitet. Er vertraute ihr an, wer er ſei, hinterließ ihr eine große Summe Geldes und übergab ihr zuletzt ein Armband und einen breiten Reifen, beide aus lauterem Golde. Das Armband war klein und zierlich, für das Handgelenk einer zarten Frau beſtimmt. In der Mitte desſelben befanden ſich drei edle Steine von großem Werte; der Reifen war von einem geſchickten Goldarbeiter gefertigt, den der Sultan nach Mallatia berufen hatte. Dieſer Schmuck für den Oberarm eines ſtarken Mannes, war eine ſchmale Hand breit und mit ſchön gezeichneten

Arabesken verziert. In der Mitte des Reifes prangte, von Diamanten und Rubinen umgeben, die schwarze Perle, die Selim im Apfel gefunden hatte. Darunter stand tief eingegraben, in der alten arabischen Schrift der ersten Texte des heiligen Koran: „Wer gerecht ist, den wird Gott über Gebühr belohnen, den Ungerechten gerecht bestrafen, denn Allah ist großmütig und milde."

„Nimm diese beiden Armspangen," sagte der Sultan der weinenden Frau; „eine davon ist für das Kind bestimmt, das du erwartest, die andere bleibt dein Eigentum: das Armband würdest du einer Tochter am Tage ihrer Vermählung anlegen oder, nach deinem Tode, als Andenken an dich und an ihren Vater hinterlassen; die Spange ist für den Sohn, den Allah dir schenken möge. Er soll sie erhalten, wenn er erwachsen ist und seine Heimat verlassen will. Dann, nicht früher, darfst du ihm das Geheimnis seiner Abkunft anvertrauen. Er soll den Reif auf dem Arme, unter dem Hemde verborgen, tragen, wie einen Talisman wahren, mit niemand davon sprechen. Ich aber, sollte ihn das Geschick mit mir zusammenführen, werde ihn daran erkennen. Allah, wenn so sein Wille ist, wird ihn zu mir leiten. Er soll mich nicht voreilig aufsuchen."

Ein halbes Jahr, nachdem der Sultan fortgezogen war, genas seine Gemahlin eines schönen Knaben, den sie Ibrahim nannte, sorgfältig erzog und in den heiligen Büchern unterweisen ließ. Seine Kindheit war froh, denn es fehlte ihm nicht an Spielgenossen, da niemand in seiner Umgebung seine hohe Abkunft kannte, und er alle an Schönheit, Mut und Freundlichkeit übertraf. Sein

steter Gefährte war Abdullah, der Sohn des Gärtners seiner Mutter, der in gleichen Alter mit ihm stand und, wie er selbst, von anmutigem Äußern und entschlossenem Wesen war.

Als Ibrahim siebzehn Jahre alt war, regte sich in ihm der Wunsch, mehr von der Welt zu sehen, als er von seiner engen Heimat aus erkennen konnte, und er sagte dies seiner Mutter. Diese kam ihm freundlich entgegen, und nachdem sie ihm seine Abstammung offenbart hatte, bereitete sie alles zu seiner Abreise vor, stattete ihn reichlich mit Geldmitteln aus und legte zuletzt den goldenen Reif des Sultans an seinen Arm. Dabei wiederholte sie die letzten Worte Selims: „Trage den Reif verborgen, wahre ihn wie einen Talisman, sprich mit niemand davon. Dein Vater wird dich daran erkennen, wenn das Geschick euch zusammenführen sollte; du aber sollst den Sultan nicht ungeduldig aufsuchen, und es ist dir verboten, ihn Vater zu nennen, bevor er dich Sohn genannt hat."

Als Ibrahim von seinem Freunde Abdullah Abschied nehmen wollte, sagte dieser: „Es steht geschrieben: ‚Wer allein geht, hat doppelte Gefahren hilflos zu bestehen. Wähle dir einen Gefährten.' — Wenn du willst, so begleite ich dich. Auch ich möchte fremde Städte und Menschen kennen lernen."

Am nächsten Tage verließen Ibrahim und Abdullah ihre Heimat, und während der Reise die Kenntnisse sammelnd, deren sie bedurften, um das ferne Stambul zu erreichen, zogen sie voller Hoffnungen, frohen Mutes rüstig ihrer Straße. Sie waren nur noch zwei Tagereisen von

ihrem Ziele entfernt, als sie eines Abends in der Nähe eines anatolischen Dorfes von Räubern überfallen und ausgeplündert wurden. Diese waren so erfreut über die unerwartet reiche Beute, die sie dabei machten, daß sie den Jünglingen ihre Kleider ließen, und sogar noch einem jeden von ihnen zwei Goldstücke schenkten, damit sie Stambul erreichen könnten, ohne die Barmherzigkeit armer Landleute in Anspruch nehmen zu müssen.

Als Ibrahim und Abdullah einige Stunden später im Hause eines Bauers saßen, dem sie ihr Unglück geklagt hatten, und von dem sie gastfreundlich aufgenommen worden waren, überlegten sie sich, was sie nun wohl anfangen könnten, um ihr Leben zu fristen, nachdem sie die geringe Summe Geldes, welche die Räuber ihnen gelassen hatten, aufgezehrt haben würden. Bei der Gelegenheit sagte Ibrahim:

„Ich wüßte vielleicht ein Mittel, uns aus der Not zu helfen," und als Abdullah in ihn drang, sich klarer auszudrücken, erzählte er ihm die Geschichte seiner Herkunft; doch hatte er dabei acht, nicht von dem goldnen Reifen zu sprechen, da seine Mutter ihm in dieser Beziehung Verschwiegenheit anbefohlen hatte. Abdullahs Mut war aber durch die Mitteilung, die Ibrahim ihm gemacht hatte nicht gehoben.

„Wenn du dich gedulden sollst, bis der Sultan dich ruft, so werden wir lange zu warten haben," sagte er; „du selbst darfst dich ihm aber nicht nähern, ohne dich einer Strafe wegen Ungehorsams auszusetzen, da deine Mutter dir nur die Befehle deines Vaters mitgeteilt hat. Es nützt uns also nichts, daß du von hoher Abkunft sein

sollst, und möglicherweise ist deine Mutter von einem Fremden getäuscht worden, der sich den Namen des Sultans unberechtigterweise angemaßt hatte."

„Ich bitte dich, Abdullah," sagte Ibrahim, „mich nicht zu kränken, indem du annimmst, mein Vater könnte ein unehrlicher Mann gewesen sein."

„Ich wollte dich nicht kränken," antwortete Abdullah. „Es war unvorsichtig von mir, einen unbegründeten Verdacht, der in mir aufstieg auszusprechen. Verzeihe mir. Ich zweifle nicht daran, daß dein Vater die Wahrheit gesprochen hat."

Zwei Tage später irrten die beiden Jünglinge, ohne ein bestimmtes Ziel zu verfolgen, in den Straßen von Stambul umher. Ihre kleine Barschaft war bereits zur Hälfte aufgezehrt, und sie dachten mit Sorge an die Zukunft. Sie zogen so nachdenklich einher, daß dies einem gutmütigen Manne, der in der Nähe des kaiserlichen Palastes ein Kaffeehaus besaß, auffiel.

„Junge Herren," redete er die beiden an, „es scheint, als ob schwere Sorgen auf euren Schultern lasteten, daß ihr, schwachen Greisen gleich, mit gebeugtem Nacken, die Augen zu Boden geschlagen eurer Straße zieht. Ich möchte euch für Fremde aus einem entfernten Teile des Reiches halten. Wenn dem so ist und euch um Auskunft und an dem Rat eines alten Bewohners von Stambul gelegen ist, so sprecht, und ich will euch behilflich sein, falls dies in meiner Macht liegen sollte."

Die freundlichen Worte und das freundliche Gesicht des Kaffeeverkäufers flößten den jungen Leute Vertrauen ein, so daß sie erzählten, wie sie kurz vor ihrer Ankunft in

Stambul überfallen und ihrer Barschaft beraubt worden seien; sie fügten hinzu, sie würden für einen Rat, wie sie sich in ihrer bedrängten Lage helfen könnten, dankbar sein.

„Habt ihr ein Handwerk gelernt?“ fragte der Kaffeedschi.

„Ich bin Gärtner,“ antwortete Abdullah.

„Ich habe Lesen und Schreiben gelernt,“ setzte Ibrahim hinzu.

„Es wird sich vielleicht in einiger Zeit Beschäftigung für euch finden,“ sagte der Kaffeedschi. „Es kommen viel Leute in mein Kaffeehaus, und ich werde mich bei ihnen erkundigen, ob der eine oder der andere einen Gärtner oder einen Schreiber gebraucht. Einstweilen könnt ihr euch bei mir nützlich machen, und ich werde euch dafür mit Obdach und Nahrung lohnen, was euch eurer Sorgen für die nächste Zukunft ledig macht.“

Ibrahim und Abdullah waren erfreut über das Anerbieten und folgten ihrem neuen Herrn, der sie nach seinem Kaffeehause führte und sie mit den leichten Diensten, die sie dort leisten sollten, bekannt machte. Besondere Kenntnisse waren dazu nicht nötig. Es handelte sich nur darum, die Befehle der Kunden, die das Kaffeehaus besuchten, schnell und höflich auszuführen: diesem eine Tasse Kaffee, jenem eine Pfeife, einem dritten ein Glas Wasser zu bringen... und so fort. Ibrahim und Abdullah zeigten sich gelehrig, und ihr gewandes artiges Wesen, nicht minder ihre körperliche Schönheit machten sie bald zu besonderen Lieblingen der Gäste des Kaffeehauses, so daß der Wirt manches Lob über seine neuen Diener zu hören bekam und sich für seine gute That, den Bedürftigen

Nahrung und Obdach gewährt zu haben, reichlich belohnt fand. Mit der Zeit verbreitete sich der Ruf der beiden Jünglinge über das ganze Stadtviertel, und schließlich drang er auch zu den Ohren des Sultans. — Dieser hatte seit seinem Regierungsantritte die Gewohnheit angenommen und bewahrt, als Derwisch, Kaufmann oder Handwerker verkleidet, in Stambul umherzugehen, um bei solchen Gelegenheiten nicht selten öffentliche Vergnügungsorte, Kaffeehäuser und ähnliches zu besuchen. Und so trat er auch eines Tages in die Wirtschaft, in der Ibrahim und Abdullah als Diener angestellt waren. Er erkannte in Abdullah sogleich einen der beiden Jünglinge, deren Liebenswürdigkeit man ihm gerühmt hatte, und ließ sich von ihm Kaffee und Wasser bringen. Als dies vor ihm hingestellt wurde, fragte er:

„Wo ist dein Kamerad? Ich möchte auch ihn kennen lernen."

„Er ist im Bazar," antwortete Abdullah, „wohin ihn der Wirt heute früh geschickt hat, um Kaffee und Zucker zu kaufen. In einer Stunde werdet Ihr ihn sehen können."

„Aus welchem Teile des Reiches stammt ihr?"

„Aus der Umgegend von Mallatia, Herr."

Nun wollte der Sultan mehr erfahren. „Wie alt bist du?" fragte er.

„Ich bin in dem glorreichen Jahre geboren, in dem Sultan Selim, nachdem er die Perser geschlagen hatte, in der Umgegend von Mallatia ein Sommerlager bezog."

Nachdem Abdullah diese Antwort gegeben hatte, wurde er gerufen, um einen andern Gast, der soeben eingetreten war, zu bedienen. Der Sultan sah ihm sinnend nach,

denn die ferne Vergangenheit stieg ungerufen vor seiner Erinnerung auf. Er verweilte gern dabei: sie zeigte ihm seine stolze Jugend, die schönsten Siege seiner bewegten Regierung und ein liebliches Frauenbild, dem er drei Monate so ruhigen Glückes verdankte, wie er seitdem nicht wieder genossen hatte. Er erinnerte sich deutlich des frischen klaren Baches, der an der alten Gartenmauer vorbeifloß, des stillen Hauses inmitten des Gartens, des Apfelbaumes mit seinen goldenen Früchten, der jungen schönen Frau und des traurigen Abschiedes von ihr. Auch gedachte er des Armbandes und des goldenen Reifes, die er ihr hinterlassen und der Worte, die er ihr dabei gesagt hatte. Er hätte jetzt gern gewußt, ob sie und ihr Kind noch lebten, und wünschte, er hätte anders befohlen, als daß der Sohn ihn nicht aufsuchen, sondern geduldig abwarten sollte, ob das Geschick ihn mit seinem Vater zusammenführen, und dieser sich ihm zu erkennen geben würde.

Der Kaffeewirt hatte den Sultan sofort erkannt. Es war nicht das erste Mal, daß er sich bei ihm niederließ; aber er wußte, daß ihm harte Strafe drohte, wenn er sein Wissen kundgeben sollte. Deshalb ging er mit dem üblichen Gruß des Wirtes an dem vornehmen Gaste vorüber, aber, ohne es bemerkbar zu machen, verlor er ihn nicht aus den Augen, denn obgleich der Sultan nicht erkannt sein wollte, so würde man doch den Wirt für jede Unannehmlichkeit, die jenem zugestoßen wäre, verantwortlich gemacht haben. Deshalb rief der Kaffeedschi auch Abdullah, sobald dieser den Sultan verlassen hatte beiseite und sagte ihm:

„Sei dem Gaſte gegenüber, der ſoeben mit dir ſprach, beſonders aufmerkſam und artig. Er iſt ein großer Herr. Ich vertraue dir an: es iſt der Sultan ſelbſt. Aber es könnte dir das Leben koſten, verrieteſt du dies Geheimnis.“

Da trat die Verſuchung an Abdullah heran. Es war ihm, als flüſterte ihm eine Stimme zu, ſich für den Sohn des Sultans auszugeben, und er vergaß den Spruch des Koran: „Suche Hilfe im Gebet, wenn der böſe Geiſt dich in Verſuchung führt.“

Abdullah machte ſich in unauffälliger Weiſe in der Nähe des Sultans zu ſchaffen; dieſer rief ihn alsbald zu ſich und richtete eine Reihe von Fragen über ſeine Heimat und Herkunft an ihn, die Abdullah anſcheinend harmlos beantwortete, die aber im Geiſte des Sultans bald keinen Zweifel mehr darüber laſſen konnten, ſein Sohn ſtehe vor ihm: denn was der Jüngling von dem Äußern ſeiner angeblichen Mutter, von dem Hauſe, in dem er geboren war, vom Garten und deſſen Umgebung erzählte, ſtimmte genau mit dem überein, was in der Erinnerung des Sultans fortlebte. Er wollte nun aber ſogleich noch einen Einblick in das Gemüt ſeines Sohnes erhalten, ſehen, wie dieſer dem Befehl, ſich ſeinem Vater nicht aufzudrängen, gehorchen würde, und deshalb fragte er ihn: „Wer war dein Vater?“

„Ich habe ihn nie geſehen,“ antwortete Abdullah ausweichend.

„Hat deine Mutter dir nicht von ihm geſprochen?“ fuhr der Sultan fort.

Abdullah heuchelte Verlegenheit und Aufregung und

ſagte leiſe: „Ich bitte Euch, Herr, nicht weiter zu forſchen. Ich würde meiner Mutter ungehorſam ſein, gäbe ich Euch Beſcheid auf Eure Frage.“

Der Sultan entfernte ſich bald darauf hoch erfreut: er glaubte in ſeinem Sohn einen ebenſo ehrenwerten wie ſchönen Jüngling gefunden zu haben.

Noch am Abend desſelben Tages wurde Abdullah in den kaiſerlichen Palaſt gerufen, und bald darauf hatte er vor dem Sultan zu erſcheinen, in dem er, anſcheinend überraſcht und beſtürzt, den Gaſt wieder erkannte, den er vor wenigen Stunden im Kaffeehauſe bedient hatte.

„Ich habe beſchloſſen,“ ſagte Selim, nachdem er den ehrfurchtsvollen Gruß Abdullahs milde und gnädig erwidert hatte, wie es nur geliebten Verwandten gegenüber ſeine Sitte war, „dich in meine Dienſte zu nehmen, denn dein Weſen und deine Worte haben mir Vertrauen eingeflößt. Es wird nun von deinem Benehmen abhängen, dich in meiner Gnade zu erhalten, darin noch zu ſteigen, oder ſie zu verſcherzen.“

Abdullah erblickte in dieſen Worten eine Mahnung, dem Sultan nicht anders als wie einem fremden Wohlthäter gegenüberzutreten, und er gehorchte dem Winke in ſo geſchickter Weiſe, daß er ſich einige Wochen ſpäter, nachdem er auf Befehl des Sultans in den kaiſerlichen Palaſt eingezogen war, bereits ſo feſt in die Gunſt deſſen, der ſich für ſeinen Vater hielt, geſetzt hatte, daß der geſammte Hofſtaat in ihm den ausgezeichnetſten Liebling des Padiſchah erblickte und ihn dementſprechend mit Schmeicheleien und Artigkeitsbezeigungen aller Art über-

schüttete. — Doch konnte Abdullah seines Lebens nicht roh werden, denn der Gedanke an Ibrahim und den an diesem begangenen Betrug ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Immer dachte er, der Zufall könne seinen ehemaligen Genossen einmal vor den Sultan führen, und dieser entdecken, daß er von Abdullah, der von der Gemahlin des Sultans wie von seiner Mutter gesprochen hatte, betrogen worden sei. Die Furcht, er könne aus der hohen Stellung, die er jetzt einnahm, wieder vertrieben werden, verhärtete Abdullahs Herz, das sich langsam mit tödlichem Haß gegen Ibrahim füllte, in dem er eine furchtbare Gefahr für sein Glück erblickte. Und so gelangte er zu dem grausamen Entschluß, seinen Jugendfreund, von dem er nie etwas anderes als Gutes erfahren hatte, aus dem Wege zu räumen. — Er wagte jedoch nicht, einen Mörder zu dingen, sondern sann auf eine List, um in ungefährlicher Weise sein Ziel zu erreichen.

Als Abdullah in den Palast gezogen war, hatte er Ibrahim erzählt, der Sultan habe Gefallen an seiner Person gefunden und ihn deshalb zu einer Stellung bei Hofe ernannt. „Vielleicht findet sich nun eine Gelegenheit, dich und ihn zusammenzuführen," hatte Abdullah hinzugesetzt. „Ich werde mich bemühen, eine solche zu schaffen."

„Thue das nicht," war Ibrahims Antwort gewesen. „Ich würde gegen den Willen des Sultans handeln, wollte ich ungeduldig versuchen, seine Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Was geschehen soll, wird geschehen."

Aber Abdullah hatte aufgehört, in der Furcht Gottes zu leben, und glaubte thörichterweise, sein Glück durch

eine Missethat befestigen zu können. Er erbat vom Sultan die Erlaubnis, Ibrahim zu sich in den Palast ziehen zu lassen. „Er ist mein Jugendfreund," sagte er, „und ich sehe ungern, daß er in einem Kaffeehause niedrige und beschwerliche Dienste verrichten soll, während ich, dank Eurer Gnade, im Wohlleben schwelgen darf."

Der Sultan gab die erbetene Erlaubnis und lobte Abdullah, seinen Freund nicht vergessen zu haben. „Das Gegenteil würde mir unmöglich gewesen sein," antwortete Abdullah; „ich liebe Ibrahim wie meinen Bruder und würde mein Leben für ihn hingeben."

In der That benahm er sich Ibrahim gegenüber wie ein wahrer Freund. Er räumte ihm in der Wohnung, die ihm angewiesen war, neben seinem eigenen Schlafgemach, ein Zimmer ein, um, wie er sagte, immer mit ihm zusammen sein zu können, und er zeigte ihm einen Beutel mit Gold, den der Sultan ihm geschenkt hatte, und sagte dazu: „Dies gehört dir und mir. Nimm davon, so viel du willst." Aber Ibrahim hatte keine kostspieligen Bedürfnisse und rührte das Gold nicht an.

Eines Abends saßen die beiden Freunde auf dem Diwan in Abdullahs Zimmer und sprachen von der Heimat, nach der Ibrahim sich zurücksehnte. Die Unterhaltung dauerte geraume Zeit, und im Palast schien, außer den Wachen, bereits alles zur Ruhe gegangen zu sein, als die beiden sich endlich trennten. Kaum hatte aber Ibrahim sein Zimmer betreten, als er sich leise von Abdullah rufen hörte. Er begab sich darauf in das anstoßende Gemach und erblickte seinen vermeintlichen Freund, der sich eiligst seines Kaftans, Gürtels und Turbans entledigt hatte

und nun mit wüster Gebärde, ein langes Messer in der Hand, auf ihn zuschritt.

Ibrahim war so erstaunt, daß er kein Wort hervorbringen konnte, und Abdullah gab ihm wenig Zeit, nachzudenken, denn, die bewaffnete Hand zum Angriffe erhoben, schien er Ibrahim niederstechen zu wollen. Aber dieser war gewandt und stark: im Nu hatte er Abdullah das Messer entwunden, und die beiden, die noch vor wenigen Minuten freundschaftlich neben einander gesessen hatten, hielten sich in erbittertem Ringkampfe umfaßt. Ibrahim hatte dabei nur die Absicht, Abdullah unschädlich zu machen, denn er zweifelte nicht daran, daß dieser plötzlich den Verstand verloren habe. Abdullah leistete nur schwachen Widerstand, so daß es Ibrahim leicht wurde, ihn zu Boden zu werfen und dort festzuhalten. Aber nun stieß Abdullah ein klägliches und lautes Schreien aus, das die feierliche Ruhe des Palastes jäh unterbrach und mehrere Diener und Wachen herbeirief. Sie stürzten in das Gemach, um dem bedrängten Liebling des Padischah Hilfe zu leisten. Sie fanden ihn halb entkleidet, das Untergewand zerrissen, auf dem Boden liegen, Ibrahim kniete auf seiner Brust, bemüht, den Gefallenen zu halten. Als dieser die Diener und die Wachen sah, rief er: „Befreit mich von dem Unseligen, der mich berauben und ermorden wollte!“

Der Befehl war leicht auszuführen, denn Ibrahim setzte denen, die Hand an ihn legten, keinen Widerstand entgegen.

Abdullah, der sich mit Hilfe der Diener langsam erhoben hatte, deutete auf das Messer und auf einige Goldstücke, die am Boden lagen, und sagte traurig:

„Ibrahim, warum haſt du das gethan? Mußteſt du mich morden um dieſes elenden Goldes willen? Hatte ich dir nicht geſagt, es ſei dein?“

Ibrahim antwortete nicht, Überraſchung und Erſtaunen hatten ihm die Zunge gelähmt.

„Nehmt ihn in ſichern Verwahrſam,“ fuhr Abdullah, an die Diener und Wachen gewandt, fort, „aber ihr bürgt mit eurem Leben dafür, daß ihm kein Leides geſchieht. Er wird morgen dem Richter Red' und Antwort zu ſtehen haben. Vielleicht hat er etwas zu ſeiner Entſchuldigung vorzubringen “

Ibrahim wurde darauf abgeführt, und Abdullah blieb wieder allein. Er ſuchte ſein Lager, aber er fand keine Ruhe. Am nächſten Morgen wurde er zum Sultan gerufen, der bereits von allem, was am vorhergehenden Abende im Schlafgemache ſeines vermeintlichen Sohnes vorgefallen, unterrichtet war. Er vernahm Abdullahs Bericht darüber mit finſter zuſammengezogenen Brauen, und als dieſer ſchwieg, ſagte er: „Deine Freundſchaft für Ibrahim iſt mit Undank belohnt worden. Der Miſſethäter wird der verdienten Strafe nicht entgehen.“

„Laſſet Gnade für Recht walten, großmächtiger Herr,“ bat Abdullah; „vielleicht war Ibrahims Geiſt geſtört, als er ſich an mir vergriff.“

Aber des Sultans Augen waren hart wie Stein: „An mir iſt es, die Entſcheidung zu treffen,“ ſagte er, „dünke dich nicht ſtark genug, ſie beeinfluſſen zu können. Du biſt klein und ſchwach.“

Die gegen Ibrahim eingeleitete Unterſuchung ließ im Herzen der Richter keinen Zweifel über ſeine Schuld.

Seine wahrheitsgetreue Darstellung klang in ihren Ohren wie ein plumpes Lügengewebe. Man hatte ihn mit einem Messer in der Hand auf der Brust des zu Boden geworfenen, halb entkleideten Abdullah kniend, gefunden, und zwar in dessen eigenem Schlafgemach. Wie konnte man annehmen, Abdullah habe Ibrahim angefallen, seinen Gast, den er offenkundig mit Freundschaftsbezeigungen aller Art überschüttet hatte? Und waren nicht die in der Nähe der Kämpfenden aufgefundenen Goldstücke, Eigentum Abdullahs, ein deutlicher Hinweis auf die Beweggründe, die Ibrahim zu seinem frevelhaften Vorhaben verleitet hatten?

Ibrahim selbst erkannte alsbald, daß es nicht in seiner Macht liege, sich von dem auf ihm ruhenden Verdachte zu reinigen, und seitdem zeigte er sich in sein Schicksal ergeben und sagte nur noch: „Ich stehe in Gottes Hand. Wenn er bestimmt hat, daß ich sterben soll, so werde ich sterben."

Der Sultan verurteilte Ibrahim zum Tode; gleichzeitig verschärfte er die Gesetze über Aufrechterhaltung der Ordnung im kaiserlichen Palast, und um seiner Willensäußerung besonderen Nachdruck zu verleihen, befahl er, Ibrahims Hinrichtung solle in einem der Höfe des Palastes, in Gegenwart zahlreicher Beamten und eines großen Teiles des Hofgesindes stattfinden. Auch Abdullah erhielt den Befehl, sich auf dem Richtplatze einzufinden.

In der Mitte dieses Platzes wurde ein Kreis mit einer fingerdicken Schicht von Sägespänen und gelbem Sand bestreut, die das Blut des Verurteilten aufsaugen sollte. Dann erschien der Sultan, der am Rande des

Kreises auf einem hohen Sessel Platz nahm, rings herum stellte sich der Hofstaat auf, dem Sultan gerade gegenüber der bleiche Abdullah. Das Gesinde bildete hinter dem Sultan und seinem Gefolge einen enfernteren Kreis. Nun wurde Ibrahim in den weiten Beinkleidern der Bewohner von Diarbekir, den Oberkörper mit einem leichten seidenen Hemd bedeckt, vorgeführt. Zwei starke Henkersknechte hielten ihm die Hände, die Füße waren lose gefesselt, so daß sie den Verurteilten wohl am Laufen verhinderten, ihm jedoch gestatteten, leicht einherzuschreiten, seine Haltung war frei und edel, und seine Augen blickten nicht scheu wie die eines Verbrechers. Der nahe Tod bedeckte sein Antlitz mit fahler Bläße; — aber er zitterte nicht. Der Sultan warf einen langen Blick auf ihn, und es jammerte seinem großen Herzen, daß so stolze, jugendliche Schönheit und Anmut mit Habsucht, Undankbarkeit und Verrat gepaart sein konnten.

Als Ibrahim in die Mitte des Kreises geleitet war, auf dem sein Haupt fallen sollte, traten die Henkersknechte beiseite. Darauf näherte sich der Scharfrichter, den Säbel in der Faust, seinem Opfer, wandte sich dem Großherrn zu und verbeugte sich dreimal bis zur Erde, dann umkreiste er langsamen Schrittes den Verurteilten, blieb an der linken Seite desselben stehen, wandte sich wieder zum Sultan und rief:

„Padischachem kessilen basch yerineh gelmes!“ Diese alte Formel, die den höchsten menschlichen Richter an die Schwere des von ihm gefällten Urteils mahnte, indem sie sagte, daß die That, die seinem Befehle folgen werde, unwiderruflich sei: „Das vom Rumpfe getrennte Haupt

kann nie wieder mit seinem Körper vereinigt werden" — mußte dreimal wiederholt werden, damit der Sultan bis zum letzten Augenblicke Herr über das Leben des Verurteilten bleiben und noch Gnade üben könnte. Bei jedem Rufe hatte der Scharfrichter die Augen auf den Sultan zu richten, um dessen Entschluß zu erspähen, und zwischen jedem Rufe durfte eine Minute verfließen, während der der Henker mit gebogenen Knien, langsamen Schrittes den kleinen Richtplatz durchmaß. Zweimal schon war die Mahnung erschallt, und zweimal hatte der Sultan durch kurzes Zurückwerfen des Kopfes in den Nacken zu erkennen gegeben, daß nichts in seinem Wollen geändert sei, daß der Verurteilte sterben solle. — Als der Scharfrichter den letzten Rundgang machen wollte, und die Henkersknechte Ibrahims Arme ergriffen hatten, um ihm das Niederknien mit gefesselten Füßen zu ermöglichen, da stieß einer von ihnen einen leisen Aufschrei des Erstaunens aus. — In der Totenstille, die rings umher herrschte, hatten alle Anwesenden ihn vernommen. Der Scharfrichter warf einen strafenden Blick auf seinen Knecht, und der wies zu seiner Entschuldigung auf den von ihm soeben entblößten Arm des Gefangenen. — Der Sultan, die Hände auf den Lehnen des Sessels gestützt, beugte sich mit weitgeöffneten Augen vor, und sein Antlitz war ebenso bleich geworden wie das Ibrahims und das des schuldbewußten Abdullah. — „Durr! — Halt inne!" befahl er dem Henker; dann bedeutete er Ibrahim, näher zu treten.

„Wer gab dir diesen Reif?" fragte er, auf die breite goldene Spange deutend, die Ibrahim am Oberarm trug.

„Meine Mutter.“

„Der Name deiner Mutter?“

„Malchatun.“

„Wo lebt sie?“

„In einem Dorfe, drei Stunden westlich von Mallatia.“

„Wer ist dein Vater?“

„Die mir den Reif anlegte, sagte, er würde mich an diesem Zeichen erkennen, wenn es Gott gefiele, uns zusammenzuführen; mir aber verbot sie, meinen Vater aufzusuchen.“

„Du stehst vor deinem Vater,“ sagte der Sultan sanft, und seine Augen ruhten zärtlich und milde auf der Gestalt seines geprüften Sohnes. Aber sein Blick verfinsterte sich wieder, als er, auf Abdullah weisend, mit strenger Stimme fragte: „Wer ist jener?“

Ibrahim wandte sich um. Abdullah war auf die Knie gesunken, seine Stirn berührte den Staub, undeutlich vernahm man sein wimmerndes Flehen um Gnade: „Aman! Aman!“

„Der dort kniet ist Abdullah, der Sohn des Gärtners meiner Mutter,“ antwortete Ibrahim auf die Frage des Sultans.

„Er hat den Khalifen belogen, ein Vaterherz zu betrügen versucht und den Sohn des Sultans dem Henkersschwert preisgegeben. Er ist dem Tode verfallen.“

Da sagte Ibrahim so leise, daß der Padischah allein seine Worte vernehmen konnte: „Gott ist großmütig und milde,“ und dabei deutete er auf den Spruch, der auf dem Armreif eingegraben war.

Der Sultan blickte zu Boden, seine Brust hob sich in einem tiefen Atemzuge, dann sprach er mit einer großen Bewegung der drohend gegen Abdullah ausgestreckten Rechten: „Du hast den Tod verdient. Meiner Gnade bist du verlustig. Aber um meines geliebten Sohnes willen, den Allah mir heute zum zweiten Male geschenkt hat, lasse ich dir dein elendes Leben. Hebe dich fort von hier — und daß mein Blick nie wieder auf dich falle!“

Ibrahim, der öffentlich anerkannte Sohn des Sultans, lebte fortan in der nächsten Umgebung seines Vaters, dessen Vertrauen und Liebe er sich erwarb, obgleich er alle gewöhnlichen Mittel, sich bei dem Großherrn einzuschmeicheln, verschmähte. Die furchtbaren Minuten, die er auf dem Richtplatz verlebt, hatten ihn still und in sich gekehrt gemacht. Er sprach so wenig, daß man ihm den Beinamen „der Schweigsame“ gab. Er stand wegen seiner Tüchtigkeit, bei Hofe in hohem Ansehen, und die Armen liebten in ihm ihren Wohlthäter. Als ein neuer Krieg ausbrach, zog er mit seinem Vater ins Feld und zeichnete sich durch Umsicht und kühle Tapferkeit vor allen andern aus. In einer großen Schlacht, als der Sultan, von einem kühnen Reiterangriff überrascht, in Gefahr schwebte, niedergemetzelt zu werden oder in Gefangenschaft zu geraten, rettete ihm Ibrahim, an der Spitze einer kleinen Truppe todesmutiger Janitscharen, Freiheit und Leben.

Nach dem heißen Kampfe ruhten der Sultan und sein Befreier im Schatten eines niedrigen alten Baumes. Da fiel, obschon die Luft ganz still war, und Früchte und

Blätter noch fest an den Ästen saßen, ein Apfel gerade zwischen den Sultan und seinen Sohn. Ibrahim überreichte ihn seinem Vater, der ihn sinnend in der Hand behielt. Und plötzlich trat ungerufen ein Bild aus ferner Vergangenheit vor seine Seele. Er sah sich als Jüngling am Bache von Mallatia, und er erblickte den Apfel, den das Wasser ihm entgegentrug. Es war eine Frucht derselben Art, wie er jetzt in seiner Hand hielt. Um sich zum rechtmäßigen Besitzer des im Bache gefundenen Apfels zu machen, hatte er damals, gegen seine Neigungen, versprochen, ein Mädchen zur Gemahlin zu nehmen, die ihm von der Mutter als alt und häßlich dargestellt worden war. Sein gottesfürchtiger Gehorsam, seine Gerechtigkeit waren schon damals belohnt worden, denn er hatte in Malchatun eine schöne junge Gattin gefunden. Heute aber war ihm noch größerer Lohn zu Teil geworden, denn Ibrahim, der Sohn, den Malchatun ihm geschenkt, hatte ihm das Leben gerettet. — „Wer gerecht ist, den wird Gott über Gebühr belohnen," sagte Selim inbrünstig vor sich hin, des Spruches auf dem Goldreif eingedenk, an dem er Ibrahim als seinen Sohn wiedererkannt hatte.

Ibrahim lebte noch viele Jahre in inniger Gemeinschaft mit seinem geliebten Vater. Er gelangte zu großer Macht, denn Selim kannte in seinen letzten Jahren kaum noch einen andern Willen als den seines tugendhaften Sohnes. Als der große Sultan nach langer ruhmreicher Regierung starb, wünschte Ibrahim, sich vom öffentlichen Leben zurückziehen zu können; aber Selims Nachfolger wollte nicht gestatten, daß Ibrahims Dienste dem allgemeinen Wohl verloren gingen, und ernannte ihn zum

Wadi von Maniſſa. In dieſer Stellung, in der er viel Gutes wirkte, ſo daß der Wohlſtand des Wilajets ſich unter ſeiner Verwaltung in noch nie dageweſener Weiſe hob, verblieb Prinz Ibrahim bis zum Ende ſeines Lebens.

Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.

Verlag von F. Fontane & Co., Berlin W.

Theodor Fontane

Gesammelte Romane und Erzählungen

Inhalt:
L'Adultera — Ellernklipp — Graf Petöfy —
Unterm Birnbaum — Schach von Wuthenow — Cécile —
Grete Minde — Vor dem Sturm — Irrungen
Wirrungen — Stine — Kriegsgefangen.
— Zwölf Bände —
geh: M. 24.—; geb. M. 33.—

Einzel-Ausgaben

Die Poggenpuhls
Roman
geh: M. 2.—; geb. M. 3.—

L'Adultera
Zweite Auflage

Schach von Wuthenow
Dritte Auflage

Stine
Dritte Auflage

Kriegsgefangen
Dritte Auflage

Graf Petöfy
Dritte Auflage

Irrungen Wirrungen
Vierte Auflage

Cécile
Neue Ausgabe

Von vor und nach der Reise
Zweite Auflage

Preis jeden Bandes geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Frau Jenny Treibel
Vierte Auflage

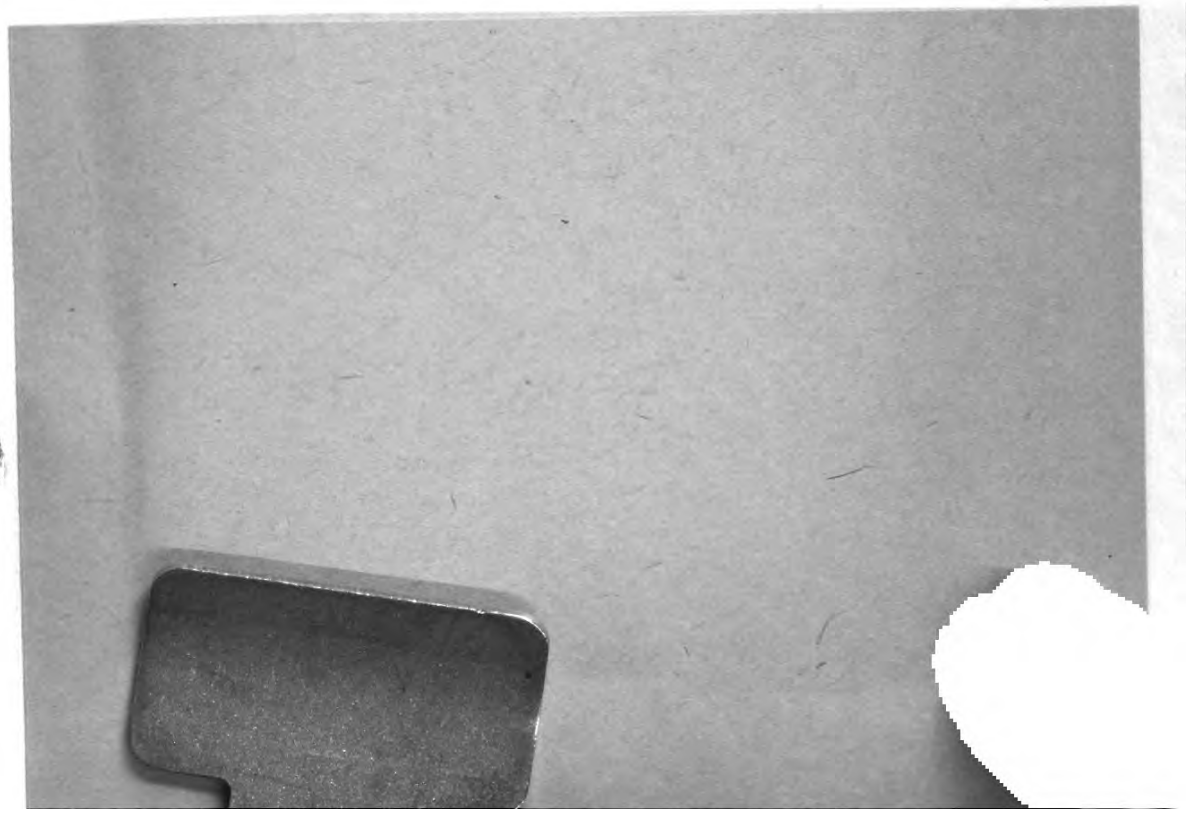
Meine Kinderjahre
Zweite Auflage

Preis jeden Bandes geh. M. 4.—; geb. M. 5.—

Effi Briest
Fünfte Auflage
geh. M. 6.—; geb. M. 7.—

Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.

UNIVERSITY OF CHICAGO
24 415 121



U of Chicago
24415121
24 415 12